Historisches
Raritäten-Kabinet.

Herausgegeben

von

Samuel Baur,

Königlich Würtembergischen Dekan in Alpeck
und Göttingen.

Zweiter Band.

Augsburg und Leipzig
in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung.
1826.

Inhalt.

Siebentes Fach.

Kriminal-Geschichten.

Seite
I. Der Raubmörder 3
II. Entdeckung einer Mordthat, zwanzig Jahre nachdem sie begangen worden. 5
III. Strafe der Gotteslästerung. 10
IV. Ein anderer Gotteslästerer. 18
V. Die Papillotte. 20
VI. Beispiele französischer Kriminal-Justiz. 22
VII. Die Mörder und ihr Verräther. 38
VIII. Spanische Folterstrafen. 41
IX. Das *Auto-da-fé*. 48
X. Opfer der spanischen Inquisition, vom Jahr 1481 — 1820. 54

Achtes Fach.

Gaunerstreiche und listige Betrügereien.

I. Handgreiflicher Beweis. 59
II. Der listige Räuber. 61
III. Der Philosoph. 67
IV. Schändliche Betrügerei. 69
V. Die Kunst, Menschen zu machen. 70
VI. Die römischen Räuber. 73
VII. Der betrogene Schulmeister. 75
VIII. Er hat sich fangen lassen. 79
IX. Betrügereien der polnischen Juden. 81
X. Der geplünderte Kaufmann. 83
XI. Der Mönch und der Räuber. 85
XII. Die schöne Engländerin und ihr Begleiter. Aus dem Tagebuch eines Reisenden. 87

Neuntes Fach.

Literarische Curiosa.

I. Die zehen Gebote Gottes. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert. 99
II. Luthers Bibelübersetzung. 100
III. Der bescheidene Dichter. 103

	Seite
IV. Eine merkwürdige Dedikation.	104
V. Preisfragen.	110
VI. Wer weiß wie nahe mir mein Ende.	112
VII. Bücherreichthum der Franzosen und Deutschen.	114
VIII. Curiose Berechnungen über Anfang und Ende der Welt.	116
IX. Poetische Sendschreiben.	119

Zehntes Fach.

Zur Geschichte des Aberglaubens.

I. Zauberkünste.	127
II. Die Wunderwurzel.	129
III. Der Wolf am Galgen.	131
IV. Der verbrannte Stier.	133
V. Die Herz-Jesu-Andacht.	135
VI. Der betrogene Bauer. Eine Schatzgräbergeschichte; aus Untersuchungsakten.	139

Eilftes Fach.

Von Predigern und Predigten.

I. Eine Fastnacht-Predigt aus dem fünfzehnten Jahrhundert.	145
II. Eine schöne kurzweilige Fastnachts-Predigt von Doktor Schwarm von Hummelshan.	150
III. Kanzelgeschmack.	155
IV. Der freimüthige Prediger.	158
V. Drei Kanzelredner.	159
VI. Die Lektion von der Kanzel.	163
VII. Der Deserteur und das Pergament.	165
VIII. Der Prediger unter den Räubern.	166
IX. Der Jesuit auf der Kanzel.	169
X. Die Predigerwahl.	178
XI. Französische Missionarien-Predigt.	180

Zwölftes Fach.

Historische Kleinigkeiten.

Erstes Dutzend.	187
Zweites Dutzend.	190
Drittes Dutzend.	193
Viertes Dutzend.	196
Fünftes Dutzend.	200
Sechstes Dutzend.	204
Siebentes Dutzend.	208
Achtes Dutzend.	211

Dreizehntes Fach.

Allerlei.

Seite
I. Eine seltsame Stiftung aus dem dreizehnten Jahrhundert. 217
II. Seltsame Testamente 222
III. Sonderbare Katzenstiftung. 236
IV. Erklärung einiger Worte. Aus dem Dänischen. . . 239
V. Die ungarische Reichskrone und ihre sonderbaren Schicksale. 242
VI. Aus englischen Zeitungen. 251
VII. Menschliche Thorheiten. 259
VIII. Altdeutsche Grabschriften. 263

Vierzehntes Fach.

Anekdoten.

1. List eines Hofnarren. 267
2. Begierde nach dem Verbotenen. 268
3. Päbstliches Geschenk. 268
4. Denkzettel für die Geistlichkeit. 269
5. Ein Märtyrer der Modesucht. 269
6. Der Dichterling. 270
7. Der kluge Lehrer. 270
8. Ironische Entschuldigung. 271
9. Die Aerzte. 271
10. Der große Papa. 271
11. Die unzeitige Einquartirung. 272
12. Der Graf und der Bauer. 273
13. Zerstreuung. 275
14. Charakterstärke. 275
15. Der kluge Redner. 275
16. Vertraulichkeit. 276
17. Der gute Lateiner 277
18. Lohn der Wahrheit. 277
19. Der Heilkünstler. 278
20. Die Rasenplätze. 278
21. Die Heldenfamilie. 279
22. Die Franzosen. 279
23. Die unverständliche Rede. 279
24. Das Bild der Hungersnoth. 280
25. Der Freidenker. 280
26. Trauung zweier Männer. 281
27. Treffendes Gleichniß. 281
28. Spargel-Liebhaberei. 282
29. Grausamer Tod. 282
30. Der Glückwunsch zu rechter Zeit. 283
31. Der kluge Prediger. 283
32. Religiosität. 284
33. Der weise Ferdinand. 285
34. Fastenprobe. 285
35. Händels Messias. 286
36. Das Hündchen und die Uhr. 286
37. Der Zahn. 288
38. Die Krankheit. 288
39. Der Wilde. 289

		Seite
40.	Guter Rath.	289
41.	Der Gewissensrath	289
42.	Wunderliche Einfälle.	290
43.	Der General braucht den Kopf.	290
44.	Friedrichs Thaten.	291
45.	Der starke Bund.	291
46.	Die Haasen bei Rosbach.	292
47.	Selbstverleugnung.	293
48.	Wiedervergeltung.	293
49.	Der kluge Bediente.	294
50.	Die Gerichtsstube.	295
51.	Hohe Meinung.	296
52.	Geringe Meinung.	297
53.	Biblische Gespräche.	297
54.	Würdigung des Gelehrten.	298
55.	Ein General, wie ihn der Feind wünscht.	298
56.	Drollige Repliken.	299
57.	Freies Schauspiel.	300
58.	Weiblicher Heldensinn.	300
59.	Die beiden Dichter.	301
60.	Die privilegirten Lacher.	302
61.	Entschuldigung.	302
62.	Der bescheidene Philosoph.	303
63.	Das Narren-Regiment.	303
64.	Der kluge Schuster.	303
65.	Pabst und Gegenpabst.	304
66.	Schönheit und Witz.	304
67.	Die Wirkung.	305
68.	Der Tod des Weisen.	305
69.	Ein Contrakt eigener Art.	305
70.	Türkische Kriegsmanier.	306
71.	Die unsichtbare Kirche.	306
72.	Wider das Denken.	307
73.	Die Aerzte.	307
74.	Der verschiedene Geschmack.	308
75.	Ein verzeihlicher Fehler.	308
76	Wichtigkeit des Fastens.	308
77.	Achtung für Menschenwerth.	309
78.	Der Zinsrechner.	309
79.	Wofür kämpfen?	310
80.	Es lebe der Kaiser.	310
81.	Weiblicher Freimuth.	311
82.	Der festliche Tag.	311
83.	Edle Selbstachtung.	312
84.	Kluge Besonnenheit.	312
85.	Das gute Herz.	313

Siebentes Fach.

Kriminal-Geschichten.

I.

Der Raubmörder.

Im Stifte Trier lebte im Jahr 1581 ein gräßlicher Räuber und Mörder, mit Namen Gnippordinga, oder auch von Einigen Gropperrunga von Keopen genannt, welcher das Land durch Raub und Mord in Schrecken setzte. Er hatte sich in einem Walde unweit der Stadt Burgkessel eine Höhle zu seinem Aufenthalte erwählt, und sie ziemlich gemächlich eingerichtet, von wo aus er die Straßen nach Trier, Metz, Saarbrück, Simmern, Kreutznach u. s. w. übersehen konnte. Jeder Reisende, der auf diesen Straßen nicht in größerer Gesellschaft ging, wurde von ihm angefallen, ausgeplündert und gewöhnlich ermordet.

Eines Tages fiel dem Bösewicht ein junges schönes Mädchen, Dorothea Teichner, in die Hände, die von Poppart nach Trier gehen wollte, um dort ihre Verwandten zu besuchen. Auch schon über diese ward der Mordstahl gezückt; allein ihre ungemeine Schönheit und rührenden Bitten bewegten dergestalt sein rauhes Herz, daß er ihr Leben zu schonen versprach, wenn sie ihm in

seine Höhle folgen und sein Weib werden wolle. Das arme Geschöpf, von Todesangst ergriffen, willigte ein, worauf er sie dann als Hausfrau in seine Mörderwohnung einführte. Er zeugte mit ihr mehrere Kinder, die er aber jedesmal, damit er durch sie nicht verrathen werden möchte, gleich nach der Geburt erwürgte und ihre todten Körperchen an den Aesten eines alten Baumes aufhing. Wenn dann der Wind die kleinen Gerippe hin und her bewegte, und die Mutter um ihre Kinder jammerte, soll er gesagt haben: „Was klagst du denn? Sieh doch, deine Kinderchen spielen und tanzen, aber sie weinen nicht."

Sieben lange Jahre lebte Dorothea in dieser schrecklichen Ehe. Damit sie nicht heimlich entweichen möchte, wurde sie von ihrem Manne jedesmal, wenn er auf Raub ausging, in der Höhle an eine Kette angeschlossen. Einstmals kehrte er schwer verwundet von einem harten Kampfe zurück, und da er zu seiner Wiederherstellung einiger Heilmittel bedurfte, die in seinem Vorrathe sich nicht befanden, so schickte er nothgedrungen seine Frau deshalb in die nahe gelegene Stadt Burgkessel, nachdem er ihr vorher einen schrecklichen Eid abgenommen, daß sie keinem Menschen das Geringste von seinen Verhältnissen entdecken wolle. Als die Unglückliche aber das Städtchen erreicht hatte, wo sie zum ersten male nach langen Jahren wieder Menschen um sich sah, kniete sie vor einem, auf dem Markte stehenden, Marienbilde nieder, weinte und jammerte laut, und klagte der Gebenedeieten ihr Leid. Das Volk versammelte sich um sie,

hörte mit Entsetzen ihre schrecklichen Bekenntnisse, und auf diese Weise, durch die Beichte, die sie vor der Mutter Gottes laut ablegte, erfuhr dann auch die Obrigkeit das ganze furchtbare Geheimniß, ohne daß sie ihren Schwur gebrochen hätte. Man versprach ihr schleunige Hülfe, und gab ihr einen Sack Erbsen mit, den sie verstreuen, und also den Weg zu der Mörderhöhle zeigen mußte.

Dreissig geharnischte Männer folgten ihr alsbald, überfielen den Bösewicht im Schlafe, und schleppten ihn gebunden nach der Stadt. Der vorgefundene Raub betrug einen Werth von siebentausend Gulden, und sein während dreizehn Jahren geführtes Blutregister, nannte mehrere hundert Ermordete. Seine Hinrichtung war eben so gräßlich als sein Verbrechen. Mit zerschlagenen Gliedern wurde er lebendig aufs' Rad geflochten, wo er mehrere Tage noch gelebt haben soll.

II.

Entdeckung einer Mordthat, zwanzig Jahre nachdem sie begangen worden.

Als im Jahre 1664 Orlando Bridgman und Samuel Browe bei einem Geschwornengericht in Essex als Richter saßen, wurde der peinliche Untersucher eines

Vormittags abgerufen, um die Gebeine eines Menschen zu besichtigen, die man in einem tiefen Graben gefunden hatte. Die Richter untersuchten die Sache, und fanden, daß das Haus ehemals eine kleine Herberge mit dem Zeichen zum weißen Roß gewesen, daß der Wirth und die Wirthin schon seit sieben bis acht Jahren gestorben, und daß man einige Zeit vor ihrem Tode auf einmal Geld und Wohlstand bei ihnen entdeckt habe. Sie hatten keine Kinder hinterlassen, und man konnte auch keinen noch lebenden Dienstboten auftreiben, welcher damals im Hause gewesen war.

Der Physikus des Orts behauptete, die Person, deren Gebeine man gefunden habe, möchte etwa dreizehn bis vierzehn Jahre todt seyn. Das Haus war von dem jetzigen Besitzer erst neulich gekauft, zu einer Privatwohnung eingerichtet, und beträchtlich verbessert worden. Die Gartenhecke war eingezogen, und statt derselben ließ der Eigenthümer einen starken Zaun aufführen. Da aber auch dieser in Kurzem verwittert und zerbrochen war, so beschloß er eine tüchtige Ziegelmauer anzulegen. In dieser Absicht ließ er eine tiefe Grundlage graben, und entdeckte bei dieser Gelegenheit die Ueberbleibsel eines mehr als gewöhnlich großen menschlichen Körpers.

Als Lord Bridgman nach London zurück kam, ließ er eine Anzeige in die Zeitungen setzen, in welcher von einem muthmaßlichen Morde die Rede war. Zugleich foderte er diejenigen auf, die etwa vor mehr als zwölf Jahren in diesem Hause gedient hätten, sich zu einem Frie-

densrichter zu begeben, und alles, was sie etwa in Bezug auf die Sache wüßten, demselben zu entdecken.

Diese Nachricht wurde unter andern in einem Bierhause in Nordhamptonshire gelesen, und gab zu allerlei Reden Veranlassung. Ein Dienstmädchen, das entweder wirklich in dem Hause diente; oder sich blos zufälliger Weise da befand, hörte sie ebenfalls mit an, und wurde dadurch so sehr erschüttert, daß sie mehrere Nächte hinter einander nicht schlafen konnte, und nicht eher Ruhe hatte, als bis sie sich zu einem Friedensrichter begab, und ihm ihre Entdeckung mittheilte. Dieser schickte ihre Angaben an den Oberrichter ein, worauf er von diesem Befehl erhielt, dem Mädchen das nöthige Geld auszuzahlen, und sie nach London zu schicken. Ihre Aussage vor Gericht war folgende:

Vor etwa zwölf Jahren hatte sie bei den Leuten gedient, welche das weiße Roß zu Chelmsfort besessen hätten. Noch eines Abends spät sey ein Fremder angeritten gekommen, der ein schweres Felleisen hinter sich gehabt hätte, welches sie und die Wirthin nicht allein zu tragen im Stande gewesen seyen; die Letztere hätte es nachher sorgfältig in ihr Kabinet verschlossen. Der Gast habe sich ein sehr gutes Abendessen bestellt, dabei tüchtig getrunken, und der Wirth und die Wirthin hätten ihn betrunken zu Bette gebracht. Den Morgen darauf habe die Wirthin sie sehr frühe geweckt, und sie wohl eine Meile weit nach Milch geschickt, wo sie ihr noch gesagt habe, daß sie den Gast schon bedienen wolle, wenn er jemand

nöthig haben sollte; als sie wieder zurück gekommen sey, habe ihr die Wirthin gesagt, daß der Gast schon abgereist sey, und daß er ihr sechs Pence hinterlassen habe. Das Mädchen wollte hierauf das Gastzimmer reinigen, allein sie fand es verschlossen. Da sie nach dem Schlüssel fragte, erwiederte die Wirthin, sie wolle es schon selbst rein machen, und übertrug ihr eine unnöthige Arbeit nach der andern. Wie ihr geschienen, habe der Wirth nebst der Wirthin und dem Hausknechte den Gast in der Nacht ermordet, die Leiche in ein Bettuch gewickelt, und in ein verschlossenes Zimmer gelegt. Oft besprachen sich die Mörder insgeheim mit einander. Das Mädchen bemerkte, daß der Hausknecht drei Tage hinter einander Wasser in einen Nebenstall brachte, um ein Pferd zu tränken, und daß er dieses nachher eines Morgens sehr frühe fortritt, ohne es wieder zurück zu bringen.

Ferner sagte das Mädchen aus, daß sie durch ein Schlüsselloch in das Zimmer des Fremden geblickt, und daß sie seinen eingewickelten Leichnam gesehen habe. Die Wirthin habe sich gegen sie sehr mürrisch betragen, und Gelegenheit gesucht, sie ganz aus dem Hause zu schaffen. Da sie aber darüber hitzig geworden sey, so habe sie sich einiger Ausdrücke bedient, welche Argwohn verrathen hätten, als ob der Gast ermordet sey, und als ob man dieselbe eben darum fortschaffen wolle. Die drei Mörder seyen hierüber äußerst betroffen gewesen, und hätten ihr nach mancherlei Ränken und Anschlägen gesagt: sie habe eine boshafte Zunge; dergleichen Aeußerungen könnten

leicht unschuldige Personen in's Verderben stürzen. Darauf hätten sie ihr fünf Pfund Sterlinge angetragen, wenn sie sich entfernen und schwören wolle, die Gegend von Essex nie wieder zu betreten, worein sie auch aus Furcht, das Leben zu verlieren, gewilliget habe, und nie wieder in die Gegend gekommen sey.

Der Angabe des Mädchens nach hatte der Fremde ein dunkelfarbenes Kleid und auch eine solche Weste angehabt, einen weißen Hut getragen, und war von großer Statur gewesen. Zugleich nannte und beschrieb sie den Hausknecht, und es fand sich, daß er unterdessen ein reicher Pachter geworden war; man ergriff ihn, und warf ihn in's Gefängniß.

Auf diese Entdeckung setzte man wieder eine Anzeige in die öffentlichen Blätter, worin die Person des Ermordeten genau beschrieben, und die Anweisung gegeben wurde, daß, wofern irgend jemand von einem Menschen wisse, der so und so viele Jahre lang vermißt werde, eine beträchtliche Summe Geldes bei sich geführt, und den Weg nach Chelmsford genommen habe, er sich zum nächsten Friedensrichter begeben, und eine Anzeige davon machen sollte. Als diese Nachricht in der Stadt Ely in Cambridgeshire gelesen und bekannt wurde, konnte eine Weibsperson, die bei Sir Sands in Diensten gestanden hatte, ebenfalls nicht eher wieder ruhig werden, als bis sie einem Friedensrichter folgende Anzeige machte: daß zu der in der Anzeige bemerkten Zeit ein gewisser Kiderminster, der neben ihr gedient habe, und gerade damals Verwalter des

Rittergutes Willingham gewesen sey (wovon er die Einkünfte bezog, und sie den Mrs. William Spring und Carill auszahlte, welche verschiedene Pfandstücke auf das benannte Gut besaßen), ihr die Ehe versprochen, und gesagt habe, er werde sich von den erwähnten Einkünften so viel als möglich zu verschaffen suchen, sich sodann insgeheim über Essex nach London und sofort nach Irland begeben, und wenn er daselbst ein Gut gepachtet habe, so wolle er sie nachkommen lassen. — Uebrigens beschrieb ihn diese Weibsperson gerade so, wie ihn das obige Mädchen beschrieben hatte.

Diese beiden Zeugen wurden vor Gericht geführt, und brachten die Sache des Hausknechtes so weit, daß man ihn für überführt hielt, einen Unbekannten ermordet zu haben. Noch fanden sich zwei andere Zeugen; der Eine war ein Schneider, der damals die Kleidungsstücke für den Gefangenen geändert; der Andere aber ein Hutmacher, der den weißen Hut schwarz gefärbt hatte. Beide erklärten, daß diese Sache wohl vor zwanzig Jahren vorgefallen sey. Der Hausknecht wurde daher für überführt geächtet und hingerichtet.

III.

Strafe der Gotteslästerung.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts saß ein ehemaliger preußischer Soldat, Martin Schelisch, wegen

Diebstahls im Stockhause zu Spandau. Der vielen Lumpen (Lappen) halber, womit seine Lagerstätte stets bedeckt war, hatte die lustige Kameradschaft ihm den Titel König von Lappland beigelegt. Er scheint, vielleicht kraft desselben, bei gewissen Gelegenheiten unter ihr das große Wort geführt zu haben. Besonders pflegte er eine Abgabe einzufordern, die, unter dem Namen des Peitschengeldes, neu eintretende Mitglieder der Kerkerkommune, den ältern zum Zechen erlegen mußten. Dieß Geschäft vollzog er auch, als im December 1702 der königliche Kutscher Butschmann in das Stockhaus gebracht wurde.

Butschmann war wegen eines unbekannten Vergehens, ohne gerichtliche Untersuchung, blos auf einen königlichen Befehl, abgeliefert worden. Aus diesem Grunde fand er sich durch einen Antrag, der ihn den übrigen Züchtlingen gleich zu setzen schien, sehr beleidiget. Auf das Geld, erklärte er, komme es ihm gar nicht an, ja er würde schon aus freien Stücken seine Generosität bewiesen haben. „Allein, fuhr er gegen den Abgeordneten heraus, mit dir hab' ich nichts zu thun. Mich haben Se. Majestät aus Plaisir hieher setzen lassen; du aber bist ein Schelm, ein Dieb, ein Meineidiger, du leidest was du werth bist, und wozu der König dich verurtheilt hat."

Eine solche Antwort kam dem Schelisch sehr unerwartet, und reitzte seinen Unwillen. „Was König! begann er mit Heftigkeit, hier ist kein Anderer König; ich bin König. Der König hat gut Essen und Trinken; er weiß viel, was für Kummer ich hier habe, und ich lasse

mir die alte Gerechtigkeit nicht nehmen.“ Auf die Ermahnung des Kutschers, von der hohen Obrigkeit nicht despektirlich zu reden, sonst werde Gott ihn strafen, erwiederte Schelisch: „Hier ist auch kein Gott! Gott, der König und der Teufel sind Kameraden; Einer ist so gut wie der Andere.“ Oder, nach Aussage einiger Zeugen: „Hier hilft kein beten; es gilt hier weder Gott, noch König, noch Teufel, sondern ich bin König, und muß die Gerechtigkeit observiren.“

Der Kutscher denuncirte vor den Gerichten diese frevelhaften Worte als Königs- und Gotteslästerung, und die Gegenwärtigen bestätigten sie bei der Untersuchung eidlich als Schelisch's Aeußerung. Schelisch selbst widersprach nicht, gab vielmehr zu, daß die Zeugen die Wahrheit gesagt haben könnten, allein er selbst wisse von dem allen nichts, weil er betrunken gewesen sey. Wirklich ward ausgemittelt, daß er sein auf zehen Tage erhaltenes Kommisbrod verkauft, und für anderthalb Groschen Branntwein zu sich genommen habe: eine Quantität, die vollkommen hinreichte ihn zu berauschen, da er seit Jahr und Tag nichts als Wasser getrunken hatte. Diesem stimmten sämmtliche Zeugen bei, doch versicherten einige: es habe dem Verbrecher nicht ganz an Besinnung gefehlt, ja er habe am folgenden Tage über den ganzen Vorgang gescherzt. Dem widersprach zwar der Beschuldigte; allein die Gerichte fanden sich, nachdem sie zuvor das Gutachten der Juristenfakultät in Wittenberg eingeholt hatten,

gedrungen, die Wahrheit vermittelst der Tortur zu erforschen.

Schelisch gestand jetzt, daß er alles, was man ihm zur Last legte, wissentlich gesprochen habe, allein gleich nachher nahm er die ganze Aussage zurück. Man ließ den Scharfrichter auf's neue eintreten, und ermahnte den Frevler liebreich, seinem Leibe keine unnöthige Marter zuzuziehen. Er bekannte hierauf wiederum, aber mit der Erklärung: er sey bereit zu Allem, was ihm auch abgefragt werden möchte, Ja zu sagen, selbst wenn man ihn beschuldigte, Vater und Mutter erschlagen zu haben. Abermal redete man ihm beweglich zu, und als das blose Zureden nichts half, ward der hartnäckige Läugner „mit Daumstöcken und spanischen Stiefeln ziemlich angegriffen, auch mit der Triepe (Rolle) an der Leiter etwas in die Höhe gezogen, worauf er dann sein Sündenbekenntniß förmlich wiederholte". Ungeachtet er es nun in der Folge noch einmal zurücknahm, und versicherte: er habe gedacht, sein Leben, welches ihm lieb sey, davon zu bringen, so hielten die Inquirenten das Verbrechen doch hinlänglich dargethan.

Es wurde nunmehr in Berathung gezogen, wie der Verbrecher zu bestrafen seyn möchte. Zuerst gaben der Kammergerichts-Direktor von Wedel und der Kammergerichts-Rath Hülsemann ihr Gutachten dahin: ein solcher frecher Gotteslästerer habe das Leben verwirkt. Ihnen stimmte die Juristenfakultät zu Halle bei, welche entschied: daß der Inquisit, Andern zum Abscheu, und

ihm selbst zur wohlverdienten Strafe, vom Leben zum Tode zu bringen sey.

Der König Friedrich der Erste bestätigte das Urtheil der Juristenfakultät, und man bestimmte den Tag zur Hinrichtung. Der arme Sünder wurde von Spandau nach Berlin gebracht, und den Garnisonspredigern Naumann und Krüger zur Vorbereitung auf die Ewigkeit übergeben. Diese beiden Diener des Evangeliums fanden sich durch den Auftrag sehr bedrängt, denn ihre Meinung stimmte mit der Meinung der Rechtsgelehrten durchaus nicht überein. Weil sie indeß keinen förmlichen Einspruch wagen konnten, so baten sie vor der Hand bei Hofe nur um Aufschub der Exekution, und stellten in einem theologischen Bedenken vor: „Schelisch lebe in einer fast viehischen Dummheit, die durch Mangel an Unterricht, und durch gewaltsame Wegnahme unter die rohe Miliz vermehrt worden sey. Er wisse nichts von Auferstehung, Unsterblichkeit, Buße und Glauben, und vermeine, trotz seiner groben Sünden, Gott allezeit lieb und im Herzen gehabt zu haben. Nur im Rausche, und durch grobe Scheltworte gereizt, habe er die Lästerung ausgestoßen, und nachdem man ihm vorgehalten, wie sehr er sich dadurch vergangen, habe er allezeit Reue bewiesen. Als Beispiel seiner Albernheit könnten sie anführen, daß er oft sage: den Tod fürchte er nicht, aber den Weg zum Galgen, denn dieß sey das erstemal, daß er einen solchen Gang thue.

Bei Hofe fand diese Vorstellung ein geneigtes Gehör,

und die beiden erwähnten Mitglieder des Kammergerichts wurden aufgefodert, sich über die Bedenklichkeiten der Prediger zu erklären. Allein diese strengen Priester der Themis wollten das Opfer der Gerechtigkeit nicht fahren lassen; sie behaupteten, er sey des Todes schuldig, und unterstützten diese Meinung mit neuen Gründen. „Schon Moses, sagten sie, habe geboten, und zwar aus dem Munde des Herrn, den Lästerer zu steinigen. Der Delinquent sey seiner Sinne nicht beraubt gewesen, weil er hintenach aus dem Verbrechen noch eine Kurzweil gemacht, und gesagt habe: wenn man ihm auch die Ohren abschneide, und nur die Nase lasse, damit er nicht für einen Tellerlecker gehalten werde. An seiner rohen Unwissenheit wären entweder die Feldprediger Schuld, die es einst bei Gott würden verantworten müßen, oder er selbst, der ihre Belehrungen nicht geachtet habe. Aber das Todesurtheil müsse vollzogen werden, denn Gott dem Herrn könne kein angenehmeres und feisteres Opfer dargebracht werden, als die gebührende Bestrafung eines solchen Lästerers. Auch wären Warnungsbeispiele nöthig, weil schon wieder eine Person wegen verkleinerlichen Reden gegen den König in Untersuchung sey."

So sprachen und urtheilten die Mitglieder des Berlinischen Kammergerichts im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Zum Glück war ihre Denkungsart schon damals nicht allgemein. Bei Hofe besonders dachte man verständiger und menschlicher, als jene für Gottes Ehre blind eifernden Juristen. Da sie indeß den Prozeß in das

Gebiet der Theologen geschoben hatten, so wurden, auf ausdrückliches Verlangen des Königs, sämmtliche geistliche Mitglieder des Konsistoriums aufgefordert, ihr Gutachten in der Sache zu geben. Es fiel größtentheils für die strengere Meinung aus, denn die entschiedene Mehrheit stimmte dahin: der König könne gegen ihn selbst ausgestoßene Schmähungen wohl verzeihen, aber nicht Lästerungen gegen Gott. Das Urtheil müsse daher vollzogen werden, um die Ehre der beleidigten Gottheit zu rächen; jedoch nicht eher, als bis der Sünder wohl unterrichtet, und zur wahren Buße gebracht worden sey.

Der Probst und Konsistorialrath Spener, einer der ehrwürdigsten Gottesgelehrten jener Zeit, wich allein von dieser Entscheidung ab. Statt des kurzen Votums seiner Kollegen, stellte er ein ausführliches Gutachten. Zwar gab er darin unbedingt zu, daß ein Gotteslästerer mit dem Tode zu bestrafen sey, allein er machte einen Unterschied zwischen formeller und materieller Gotteslästerung. „Zu jener gehöre, daß sie von einem Menschen bei völligem Gebrauch seines Verstandes, bei Erkenntniß dessen worin seine Lästerung bestehe, endlich mit dem Willen ausgestoßen werde, Gott dadurch zu beschimpfen. Milder als dieses todeswürdige Verbrechen, sey die materielle Gotteslästerung zu beurtheilen, bei der freilich dieselben ärgerlichen Redensarten vorgebracht werden könnten, doch unwissend, und ohne Vorsatz Böses zu thun. Auf diese Art habe selbst der Apostel Paulus sich vergangen, der nach seinem eigenen Geständniß (1. Tim. 1, 13.) ein Lästerer

war, und dennoch von sich rühmte, daß Gott ihm Barmherzigkeit widerfahren lassen, weil er jenes unwissend gethan."

Vernunft und Billigkeit sprachen zu vernehmlich aus diesem Gutachten, als daß man bei dem vorliegenden Falle länger auf Todesstrafe bestehen konnte. Sie ward dahin gemildert, daß, „der Inquisit durch den Scharfrichter zum Richtplatz geführt werde, in Begleitung der Prediger, welche dort eine scharfe Ermahnung an die Umstehenden über die Gotteslästerung zu halten, und zugleich anzuzeigen hätten: für dießmal sey zwar die wohlverdiente Strafe, aus bewegenden Umständen, in eine empfindliche Leibesstrafe verwandelt, künftig aber werde die beleidigte Ehre der göttlichen Majestät allzeit mit dem Tode geahndet werden."

Empfindlich genug war die an Schelisch vollzogene Strafe: der Scharfrichter mußte ihm ein Stück von der Zunge abschneiden, und darauf wurde er zu lebenslänglicher Festungsarbeit abgeführt. Die Todesurtheile gegen Gotteslästerer hörten endlich ganz auf. Zum letztenmal wurde im Jahre 1723 zu Berlin ein Jude wegen dieses Vergehens hingerichtet. Die Gerichte erkannten ihm das Schwerdt zu, aber der König Friedrich Wilhelm der Erste schärfte die Sentenz dahin, daß ihm erst die gotteslästerliche Zunge ausgeschnitten, und er sodann gehenkt würde. Des Königs Glaubenseifer trug den Sieg über Gerechtigkeit und Menschlichkeit davon.

IV.

Ein anderer Gotteslästerer.

In einem Dorfe des ehemaligen reichsfürstlichen Hochstiftes *** lebte, sieben Stunden von der Hauptstadt entfernt, ein Spiegelmacher, den sein Gewerbe nur dürftig nährte. Er hatte im siebenjährigen Kriege bei dem preußischen Heere gedient, und sich während des wüsten Lebens im Felde das Trinken und Schelten so angewöhnt, daß er nicht mehr davon lassen konnte. Darob ärgerte sich seine Ehehälfte nicht wenig, vorzüglich über das Fluchen. Als er einst, vielleicht im Unmuthe über seine betrübte häusliche Lage, die durch die Launen eines frömmelnden zänkischen Weibes vermehrt wurde, nächtlicher Weile betrunken in seine Stube trat, fiel ein über der Thüre aufgehängtes Bild des heiligen Antonius herab. Ohne Zweifel war es eine Folge der heftigen Erschütterung, womit er die Stubenthüre zugeschlagen hatte. Darüber erzürnt, fluchte er über das Bild in Ausdrücken, die auch ein betrunkener, im Kriegsgetümmel verwilderter Soldat sich nicht erlauben sollte.

Empört über diese ruchlosen Aeußerungen des Betrunkenen, lief seine Frau am Morgen des folgenden Tages vor das Gericht zu W., und wurde die Anklägerinn ihres Mannes. Ein solches Vergehen erschien dem dortigen Landrichter zu groß und schrecklich, als daß er es allen-

falls bei einem Verweise und einer ernsten Ermahnung zur Lebensbesserung hätte bewenden lassen sollen. Er berichtete den Vorfall an den Hofrath zu P., und dieser befahl dem Gerichte im ächt spanischen Inquisitionstone: „den Kerl unverzüglich in Ketten einzuliefern.“ Dieß geschah. In einem finstern Kerker der Eisenfeste zu P. saß nun der Arme Monate lang, und hatte Muse genug, seine Uebereilung zu bereuen, die ihn in diese Strafe gebracht hatte. In den ersten Verhören läugnete er den Vorfall, weil er sah, daß man denselben so ernst nahm; bald aber gestand er alles, was er gesprochen hatte. Dieß war genug, um über ihn ein Urtheil zu fällen, das nur ein Werk des finstersten Jahrhunderts und gefühlloser Richter seyn konnte. Das fanatische Rathskollegium begnügte sich nicht, die lange schmachvolle Einkerkerung als Strafe für eine frivole Rede eines rohen, betrunkenen Menschen gelten zu lassen. Es verurtheilte vielmehr den Unglücklichen, zur Strafe für seine gotteslästerlichen Reden — mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode hingerichtet zu werden.

Keine Seele nahm sich des Verurtheilten an, und selbst seine Frau verehrte in dem Urtheile der Richter den Willen des Himmels. Der Spiegelmacher selbst fügte sich mit bewunderswürdiger Hingebung in sein Schicksal, vielleicht weil die Erde ohnehin für ihn wenig Freude hatte, und die ihn im Kerker besuchenden Geistlichen ihm den Himmel reitzend genug ausmalten. Er empfing an seinem Wohnorte den Todesstreich, und aus besonderer

Vergünstigung, weil er sich mit schönem christlichem Sinne zum Tode bereitet hatte, wurde sein Leichnam in geweihter Erde begraben. Aber der Wunsch seines Weibes, auf der Stelle, wo der Arme gefallen war, ein Wohn- und Bethäuschen errichten zu dürfen, ward nicht erfüllt.

V.

Die Papillotte.

In Venedig unterhielt eine nicht übel gestaltete Person von mittleren Jahren, die unter sehr vortheilhaften Bedingungen an einen angesehenen Mann von etwas ungleichem Alter verheirathet worden war, eine vertraute Freundschaft mit einem jungen Menschen, der einst als Kammerdiener gedient hatte. Um die Freuden ihres Umgangs desto ungestörter zu genießen, wünschten beide, daß der lästige Ehemann bald sterben möchte. Als dieser Wunsch zu lange unerfüllt blieb, faßte man den abscheulichen Entschluß, ihn zu ermorden. Sowohl die Frau, als der Hausfreund, sprachen einige Wochen vorher mit vielem Bedauren, bei ihren Bekannten und Freunden, von einer weiten Reise, welche der alte Herr, wegen wichtigen Angelegenheiten zu unternehmen hätte; der Tag der Abreise kam heran, und der alte Herr war fort.

Die zärtliche Frau will sich über ihres Gatten Abwesenheit gar nicht trösten lassen, und als sie bald darauf

einen Brief von ihres Mannes Tode erhält, scheint sie in Verzweiflung zu gerathen. Keine Vorstellung, kein Trost vermag sie zu beruhigen; doch die Zeit mindert jeden Schmerz, und es dauerte nicht lange, so heirathete sie ihren Hausfreund.

Von ungefähr wird einst aus einem Brunnen der Kopf eines Menschen gezogen, der im Gesichte durch Messerschnitte so verunstaltet ist, daß man keine Gesichtszüge erkennen kann. Das Gericht läßt, nach Gewohnheit, das Haupt zur öffentlichen Schau ausstellen, damit jeder, der darüber einige Auskunft zu geben wisse, sich melden könne; allein es findet sich Niemand. Der Rath, der sich ungern von der Verschmitztheit des Verbrechers überlistet sieht, beschließt, das Haupt, in Weingeist gelegt, noch länger auszusetzen. Indessen schenkte man einem, in den Haaren des Hauptes entdeckten Theile einer Papillotte, diesem geringen Bruchstücke eines Briefes, alle Aufmerksamkeit, obgleich nur einige unbedeutende Worte darauf standen. Der Rath zu Venedig ließ das Stück Papillotte von einem geschickten Künstler, genau so, wie es war, in Kupfer stechen, und an allen öffentlichen Orten im ganzen Staate mit der Weisung vertheilen, daß derjenige, dem diese Schrift bekannt wäre, es gegen eine bestimmte Belohnung anzeigen möchte. Einige Zeit darauf erscheint ein Mann, welcher darthut, die Schrift wäre die seinige, und erklärt, daß das in Kupfer gestochene Bruchstück der Theil eines Briefes sey, den er vor einigen Jahren an seinen Bruder in Venedig geschrieben zu

haben, sich noch ganz wohl erinnerte. Nun fand sich's, daß dieser Bruder eben der Mann war, welcher wegen wichtiger Geschäfte verreiset und unterwegs gestorben seyn sollte. Man forscht nach der Frau, nach ihrer ehemaligen Lebensart und nach ihren jetzigen Umständen. Ein unter der Nachbarschaft und den Anverwandten des Verstorbenen schon längst im Stillen genährter Argwohn, bestätigte den Verdacht, und die Frau ward, nebst ihrem jetzigen Manne, eingezogen und verhört. Nachdem sie beide bekannt hatten, daß sie an dem Tage der vorgegebenen Abreise des Alten, ihn noch schlafend im Bette ermordet, seinen Körper in Stücke getheilt, und in verschiedene Kanäle, das Haupt aber in den Brunnen, worin man es gefunden, geworfen hätten, wurden sie im Jahr 1780 auf dem Marktplatze zu Venedig enthauptet.

VI.

Beispiele französischer Kriminal-Justiz.

In Frankreich war die Kriminal-Justiz-Verwaltung, bis auf die Zeiten der Revolution, in hohem Grade mangelhaft, vielleicht mehr, als in irgend einem andern europäischen Lande. Die Advokaten verschwendeten ihre Beredsamkeit zur Vertheidigung der Unschuld, und schrieen

sich heiser. Umsonst; die Weisheit und Gerechtigkeit der Richter wurde erst nach der Hinrichtung sichtbar. Wenn man die Menschen gerädert hatte, so rehabilitirte man ihr Andenken. In den ersten Jahren der Revolution ging es besser, weil man anfing auf Menschenleben einen Werth zu legen. Dieser Schimmer einer Verbesserung aber verschwand mit dem zehenten August 1792, dem Tage, da der König entsetzt wurde, und die Schreckens-regierung ihren Anfang nahm. Tausende wurden jetzt, fast ohne alle gerichtliche Procedur, ergriffen, um unter der Guillotine zu bluten. Als, nach Robespierre's Sturze, die Tage des Schreckens ein Ende hatten, ergrief das Direktorium die Zügel der Regierung. Wie diese Bürger-Direktoren die Kriminal Justizpflege handhabten, zeigt folgender Vorfall.

Joseph Lesurques, ein Einwohner von Paris, aus Douay gebürtig, drei und dreissig Jahre alt, von guter Familie und beträchtlichem Vermögen, ein Hausvater, der in seinem Stadtbezirk die Achtung seiner Mitbürger genoß, wurde wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Straßenräuber eingezogen. Es war nemlich im Mai des Jahrs 4, (1795) ohnweit Lieursaint, auf der Route von Melun, der Postillon, der das Brieffelleisen führte, mit mehreren Reisenden ermordet worden. Einige Zeit nachher ging Lesurques in seiner Unschuld mit einem Freunde nach dem Central-Bureau. Hier glaubten ihn zwei Weiber aus Montgeron, die in diesem Kriminalprozeß als Zeugen aufgetreten waren, als einen der vier

Mörder zu erkennen, die sie am Tage nach der That, am achten Floreal, zu Montgeron gesehen hatten. Auf ihre Anzeige wurde er sogleich verhaftet, und da sein Aeußeres von den Polizeibeamten mit den Signalements der Bösewichter verglichen wurde, so traf die Aehnlichkeit zu.

Lesurques wurde nun mit andern Verbrechern vor das Kriminalgericht von Paris gestellt. Hier fand er einen Gastwirth aus Lieursaint und dessen Frau, die ihn auch für einen Mitgenossen jener Räuber hielten. Diese bezeichneten ihn dabei noch ausdrücklich als den Eigenthümer eines versilberten Sporns, den man auf dem Mordplatz bei den Leichnamen gefunden hatte. Der Angeklagte rief den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld an, und da er nicht aus Paris gekommen war, so war er überzeugt, es würde ihm nicht schwer seyn, das Alibi zu beweisen; er stellte daher mehrere achtungswürdige Personen auf, die bezeugten, ihn am nemlichen Tage und in der nemlichen Stunde, wo der Mord auf der Route von Melun begangen worden war, in Paris gesehen zu haben.

Ein unglücklicher Umstand schwächte jedoch die Kraft dieser Zeugnisse. Unter den Zeugen für dieses Alibi war ein Juwelier, der im Pallast des Tribunals seinen Laden hatte. Dieser bezog sich auf einen, an jenem Tage von ihm geschlossenen Handel, um seine Erinnerung zu bekräftigen, daß gerade der achte Floreal der entscheidende Tag war. Der Gerichtshof befahl, das Handelsregister dieses Kaufmanns zu holen, worin aber unglücklicher Weise das Datum ganz überstrichen, und unkenntlich war. Dieser

Umstand entschied das Schicksal des armen Lesurques; die Geschwornen achteten nicht mehr auf die andern Zeugen, und verdammten ihn am achtzehnten Thermidor des Jahrs 4 (1795), zum Tode, zugleich mit einem der wirklichen Mörder dieses Postraubs, Namens Couriol.

Dieser Couriol beklagte sich nicht über sein eigenes Urtheil, beeiferte sich aber, dem Gerichtshof zu erklären, daß Lesurques ganz unschuldig und das Opfer eines Zeugenirrthums sey. Am folgenden Tage den neunzehnten Thermidor, so wie auch am zwanzigsten, erneuerte er förmlich diese Erklärungen vor den Administratoren des Centralbureau's von Paris und bezeugte Lesurques gänzliche Unschuld. Er nannte seine drei Mitgenossen, zeigte ihre Wohnörter an, und bemerkte genau, wie jeder insbesondere sich bei dem Morde benommen und was er gethan habe. Auch fügte er hinzu, daß nicht Lesurques, sondern Dubosq es sey, dem der versilberte Sporn angehörte.

Die Sache verzog sich bis zu Ende des Oktobers im Jahr 5 (1796), wo nach einer neuen Erklärung Couriol's mehrere Zeugen in Betreff der Mitschuldigen, von einem Polizei-Beamten des Tempelbezirks abgehört wurden. Alle behaupteten ebenfalls, daß Lesurques mit Dubosq, den sie wohl kannten, verwechselt worden sey. Ihrer Meinung nach war der Irrthum daraus entstanden, daß bei einer sonstigen großen Aehnlichkeit Lesurques blonde Haare habe, und auch Dubosq eine blonde Perücke trage.

Der Vorfall wurde dem Direktorium einberichtet, welches deshalb ausdrücklich eine Botschaft an das gesetzgebende Corps sandte, um anzufragen, was in der Sache jetzt zu thun sey, da das Kassationstribunal die Procedur nicht habe kassiren können. „Soll denn, sagte das Direktorium, Lesurques, wenn er unschuldig ist, auf dem Schaffot sterben, weil er einem Mörder ähnlich sieht?" Die gesetzgebende Versammlung ging auf diese Anfrage zur Tagesordnung über, und wenig Tage nachher, am neunten Brumaire, wurde Lesurqes mit Couriol zugleich hingerichtet. Die drei andern, von Couriol angegebenen Mitschuldigen wurden alle nach und nach verhaftet, und ebenfalls hingerichtet. Auch diese bezeugten sämmtlich in den Verhören und bis auf die letzten Augenblicke ihres Lebens, Lesurques Unschuld. Der unschuldig Hingerichtete hinterließ eine Frau und drei Kinder.

Ein anderer merkwürdiger Justizmord ereignete sich 1769, unter der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten. In diesem Jahre wurden sieben Männer, wegen eines vermeintlichen Einbruchs in dem Hause eines Juden in Pfalzburg, auf das falsche Zeugniß einiger Juden, vom Parlament zu Metz verurtheilt, und zwar vier zum Galgen und drei zu lebenslänglicher Galeerenstrafe. Achtzehn Jahre nachher wurden die wahren Räuber ausgefunden und hingerichtet. Es blieb also nichts weiter übrig, als die elende, nichtswürdige Formalität, die Gehangenen zu rehabilitiren, und die unschuldigen Galeeren-

sklaven sogleich loszulassen. Nichts war wohl natürlicher, als daß dieses Letztere ohne allen Verzug geschehen mußte. So aber übereilte man sich nicht unter der Regierung der Bourbonen, wo nach dem Zeugniß der Emigrirten Alles in Frankreich vortrefflich ging und Alles unverbesserlich war. Der Rechtsanwald Dupaty, der durch seinen Muth und seine Beredtsamkeit bekannt war, übergab im Jahr 1788 zu Gunsten dieser Unglücklichen und deren Familien, dem königlichen Conseil ein Memoire, worauf ein Dekret zur Revision des Prozesses erfolgte. Indessen starb Dupaty, und noch nichts war in einer so dringenden Sache in dem Laufe eines ganzen Jahrs geschehen, als 1789 die Revolution ausbrach, die Alles hemmte. Erst im Jahr 1803 wurde diese Sache wieder hervorgezogen, und von dem Cassations-Tribunal deswegen ein Dekret an das Appellations-Tribunal in Nancy erlassen, das endlich im Jahre 1805, im Beiseyn der Anverwandten von den sieben Unschuldigen, darüber entschied, das Parlaments-Urtheil kassirte, und die Schuldlosigkeit der Verurtheilten anerkannte, von denen aber freilich keiner mehr am Leben war.

Eine andere Einrichtung erhielt die Kriminal-Justizpflege, nachdem Napoleon die Kaiserwürde usurpirt hatte. Nach englischer Art wurde bei den Tribunalen eine sogenannte Jury eingeführt. Die ehemalige übergroße Leichtigkeit zu verdammen ging nun, durch einen seltsamen Contrast, in einen entschiedenen Widerwillen über, verruchte Verbrecher zu verurtheilen. Bösewichter, deren

Schandthaten im Tribunal unwidersprechlich aufgedeckt wurden, sah man mit einer kurzen Gefängnißstrafe davon kommen, oder sie wurden auch ganz freigesprochen, und so mit erneuerter Aufmunterung ungestraft Verbrechen zu begehen, wie Kettenhunde, wieder auf das Publikum losgelassen. Unter andern ereignete sich ein solcher Vorfall im Mai des Jahres 1805.

Zwei Bäckergesellen, die in Paris bei Meistern arbeiteten, beschlossen einen dritten von dieser Profession zu ermorden, um — einer silbernen Uhr und ein Paar silberne Schuhschnallen von ihm habhaft zu werden, die dieser Mensch seinem Wirth in Verwahrung gegeben hatte. Sie spiegelten ihm vor, ihn bei einem Bäcker in Versailles in Condition zu bringen, versprachen ihn dahin zu begleiten, und bestimmten dazu eine Nacht, riethen ihm aber ja seine Uhr und Schnallen mitzunehmen. Dieß geschah. Die Bösewichter gingen mit ihm aus der Stadt, ermordeten ihn auf dem Wege nach Versailles, und kehrten nach Paris zurück. Der Unglückliche war jedoch noch nicht todt. Man fand ihn auf dem Felde, brachte ihn in ein benachbartes Dorf, wo er gepflegt wurde und noch einige Tage lebte. Er hatte also noch Zeit, um die Geschichte seiner Ermordung vor Gerichtspersonen umständlich zu erklären, worauf ein Befehl zur Verhaftung der Mörder erging; allein man konnte nur eines derselben, des Urhebers des Plans, habhaft werden, und diesem wurde nun der Prozeß gemacht. Mit der gerichtlichen Aussage des Ermordeten verbanden sich die Aussagen von mehreren

Zeugen, und so viele andere überzeugende Umstände, daß auch der kleinste Zweifel an dem Verbrechen dieses Bösewichts wegfiel. Dennoch wurde er von den Geschwornen freigesprochen.

Ein merkwürdiges Gegenstück zu den bisher erzählten Beispielen bildet eine andere Kriminalgeschichte, die sich früher zutrug. Indem sie der Thätigkeit und Klugheit der Richter zur Ehre gereicht, zeigt sie zugleich, wie manchmal durch einen Zusammenfluß seltsamer Umstände geheime Verbrechen an's Licht gebracht werden.

Ein unverheiratheter französischer Kaufmann, Namens Preston, hatte sich in London niedergelassen, und mit Glück seinen Handel betrieben. Im Besitz bereits erworbener, nicht geringer Reichthümer, nahe dem hohen Alter, beschloß er, sich in Ruhe zu setzen, und seine noch übrigen Lebenstage unabhängig im Schooße seines Vaterlandes zuzubringen. Diesen Entschluß theilte er seinen Anverwandten in Luques, seiner Geburtsstadt, mit, und ersuchte sie zugleich, ihm ein anständiges Haus zu kaufen und einzurichten, welches er in Zeit von sechs Monaten beziehen würde. Es lag in dem Briefe eine Anweisung auf eine bedeutende Summe an ein Handelshaus, welches das Geld, das zum Hausankauf bestimmt war, auch auszahlte. Seine Freunde besorgten alles in dem Zeitraume von sechs Monaten; allein Preston kam nicht. Es verstrich ein Tag, eine Woche, ein Monat nach dem andern, und er erschien noch nicht. Man nahm wieder den Brief zu Händen, in dem der Termin seiner Ankunft

festgesetzt war. — Es war richtig; in sechs Monaten wollte er kommen, und schon waren zwölf verflossen. Eine so lange Zeit des Außenbleibens, in der keine anderweitige Nachricht von ihm eingetroffen war, erweckte natürlich Argwohn. Daher sandten seine Anverwandten einen Expressen nach London, um Nachrichten über die Ursache eines so langen Verweilens einzuziehen. Der Expresse brachte aber die äußerst beunruhigende Antwort zurück, daß Preston seit Jahresfrist schon abgereist sey, und mit einem Diener, Namens Richard, seinen Weg auf Rouen genommen habe.

Die Anverwandten, die sich jetzt Vorwürfe machten, eine so lange Zeit über den Termin der Ankunft ihres Freundes ruhig hingehen zu lassen, ohne sogleich Erkundigungen eingezogen zu haben, holten das Versäumte mit doppeltem Eifer nach. Einer von ihnen ging nach Rouen, um in Erfahrung zu bringen, ob Preston daselbst angelangt sey. Nach vielen Bemühungen forschte er wirklich das Hotel aus, in dem er einen Rasttag gehalten habe. Der Gastwirth erinnerte sich seiner, und versicherte, daß er mit seinem Diener von da nach Paris gereist sey, und berichtete zugleich, daß Beide die Reise zu Pferde gemacht hätten. Auch in Paris forschte man nach ihm; aber alle Bemühungen waren vergebens. Sogar die Bücher, welche die Gastwirthe über einkehrende Fremde halten, wurden mit Hülfe der Polizey ohne Erfolg durchgesehen. Von Rouen aus verschwand alle Spur. Da es sich nicht mehr bezweifeln ließ, daß Preston auf seiner

Reise von Rouen aus ermordet worden sey, so machten die Anverwandten die Sache bei'm Parlament daselbst anhängig. Dieses warf, nachdem es sich von allen Umständen genau unterrichtet hatte, auf Richard den ersten Verdacht. Dieser mußte entweder den Mord begangen haben, oder Aufklärung darüber geben können, falls er nicht selbst mitgetödtet war. Die ersten Bemühungen bezweckten daher die Vorfoderung und Vernehmlassung desselben. Das Parlament requirirte zu diesem Behufe von dem Londoner Gerichtshofe, zu dessen Bezirk Preston und sein Diener gehört hatten, ein genaues Signalement des Letztern. Als es angelangt war, gaben die Parlamentsräthe dem Lieutenant der peinlichen Sachen Befehl, unter der Hand in Rouen genaue Erkundigung über ihn einzuziehen. Dem Parlamentsadvokaten Bigot aber wurde aufgegeben, auf dem ganzen Wege von Rouen bis nach Paris Erkundigungen einzuziehen, die über Prestons Schicksal Licht verbreiten könnten. Beide unterzogen sich sofort ihren Geschäften.

Der Lieutenant brachte bald heraus, daß sich vor acht Monaten in Rouen ein neuer Kaufmann etablirt habe, der dem signalisirten Richard in allen Stücken ähnlich sey, nur dessen Namen nicht führe. Dieser letzte Umstand war indessen minder erheblich, dokumentirte sogar seine Theilnehmung, oder alleinige Vollziehung des Preston'schen Mordes, weil es zu vermuthen stand, daß er sich nach vollbrachtem Todschlage einen andern Namen beigelegt habe. Daher ließ ihn der Lieutenant unter einem

Vorwande vorfordern. Er erschien. Während zum Schein über eine gleichgültige Angelegenheit mit ihm gesprochen wurde, fand ein Beisitzer in dem Vorgeladenen das ganze, von London überschickte, Signalement wieder. Der Lieutenant begab sich darauf allein mit dem neu etablirten Kaufmann auf ein Nebenzimmer, und sagte zu ihm: „Ich weiß, daß der Name, den Sie sich geben, Ihr rechter Name nicht ist. Sie heißen Richard, und sind vor einigen Monaten mit dem Kaufmann Preston aus London nach Frankreich gereist. Wo ist dieser Kaufmann geblieben?“ Bei dieser unerwarteten Frage wechselte er die Gesichtsfarbe, und verrieth zu deutlich eine verlorene Fassung, als daß der Lieutenant nicht diese sichtbare Verwirrung zum fernern dreisten Eindringen in ihn hätte benutzen sollen. Er forderte ihn auf, es nur zu gestehen, wenn er sich an Preston vergriffen hätte, in welchem Falle er gänzlich schweigen wollte, wenn er ihm nur zweihundert Dukaten auszahlen wollte, deren er jetzt bedürfte, um sich aus einer großen Verlegenheit zu reißen.

Durch diese Vertraulichkeit des Lieutenants verleitet, gestand der Vorgeladene die Mordthat. Er verstummte aber, als der Lieutenant nach allen Umständen des Mordes forschte, und ersuchte den Richter wiederholt, nun weiter keine Inquisitionen anzustellen, für welche Gefälligkeit er aus Dankbarkeit die geforderte Summe verdoppeln wollte. Er wurde sofort verhaftet, und des folgenden Tages vor das Parlament geführt. Hier trat er aber wieder zurück, und erklärte sein gestriges Geständniß für

einen Scherz, den er sich erlaubt habe, um zu sehen, wie weit die Gewissenlosigkeit des Lieutenants, gegen den er nachmals als öffentlicher Ankläger hätte auftreten wollen, gehen würde. Als man ihm Brieftasche und Obligationen von Preston vorlegte, die man in der, nach seiner Verhaftung sogleich angestellten Hausvisitation in Schränken und dem Schreibtische seines Komtoirs gefunden hatte, und ihn fragte, wie diese Dokumente in seine Hände kämen, erblaßte er, deponirte aber nach wieder erhaltener Fassung, daß es die Dokumente eines Prestons wären, der vorlängst in Indien auf einer englischen Kolonie gestorben sey, und ihn zum Erben eingesetzt habe, — ein Vorwand, den man blos nach einer weitern Untersuchung gelten lassen mußte.

Die Untersuchung dieses Gegenstandes machte inzwischen die Bemühungen des Parlamentsadvokaten Bigot überflüssig. Dieser hatte nämlich auf der Straße von Rouen nach Paris Erkundigungen eingezogen, die ein merkwürdiges Resultat herbeiführten. Er erfuhr in der Gegend von Argentil, daß man vor einigen Monaten in den dortigen Weinbergen einen von Hunden und Raben halb verzehrten menschlichen Körper gefunden habe, bei dessen Aufhebung und Verscharrung der dasige Richter die gewöhnliche Verfahrungsart beobachtet hatte. Nachdem sich Bigot eine Abschrift von diesem Protokoll hatte geben lassen, und während er im Hause des Gastwirths, bei dem er logirte, laut von diesem Vorfalle sprach, trat ein blinder Bettler, der sich in dieser

Gegend herumtrieb und Bigots Erzählung anhörte, auf und sagte, daß ihm vor einigen Monaten auf dem Gebirge von Argentil etwas begegnet sey, was einen nahen Bezug auf die Mordthat zu haben schien, und vielleicht Aufklärung darüber verbreiten könne. „Ich ging, erzählte der Blinde, als ihn der Parlamentsadvokat dazu aufforderte, über dieß Gebirge, und hatte, wie immer, auch dießmal am Leitfaden diesen Hund bei mir, der dazu abgerichtet ist, mich sicher zu führen, und dessen Leitung ich mich bisher anvertrauet habe. Auf dem Gebirge hörte ich zwei Reiter kommen, die ihre Straße dicht vor mir vorbeiritten. Es war gerade eine nasse regnigte Witterung. Sie mochten ungefähr hundert Schritte vorüber seyn, als das Pferdegetrabe aufhörte, und von der Gegend her, wo die Pferde still zu stehen schienen, ein Hülferufen, ein Geschrei, wie das Geschrei eines Verwundeten, in meine Ohren drang. Als ich an die Stelle kam, wo die Pferde schnaubten, hörte ich noch einmal das leise gewordene Gewimmer eines Menschen, das sich zuletzt in ein Röcheln verwandelte und verstummte. Ich fragte, was dieß bedeute? Einer der Reuter antwortete: Es sey ein Kranker, den so heftige Steinschmerzen überfielen, daß er ihm vom Pferde geholfen habe, und ihm vorerst in den nahen Weinberg bringen wollte, um von da aus Leute zu holen, die den Kranken in ein Haus bringen sollten. Könntest du sehen, so wollt' ich dich bitten, diesen Liebesdienst zu übernehmen. Ich hörte den angeblich Kranken in den Weinberg tragen, und schlich

darauf meinen Weg weiter. In der That, ich ahnte nach dieser Nachricht weiter nichts Böses, und bekümmerte mich auch weiter um diesen Vorfall nicht. Heute erst komm' ich wieder in diese Gegend und höre, daß vorlängst ein todter Körper in dem Weinberge gefunden worden sey, an dem ich damals hinschlich."

Bigot, dem es bekannt war, daß zu Rouen bereits ein dieses Mordes sehr verdächtiger Mensch eingekerkert worden sey, griff die Erzählung des Blinden begierig auf, und baute darauf einen sonderbaren Plan, die Mordthat des zu Rouen Verhafteten außer allen Zweifel zu setzen. Er fragte den Blinden, ob er, wenn er diesen Mann, der damals mit ihm gesprochen hätte, wieder reden hörte, jetzt noch an der Sprache erkennen würde? Der Blinde erwiederte: „Es ist zwar schon eine geraume Zeit seit diesem Vorfalle verstrichen, aber dennoch getraue ich mich, den Menschen zu kennen, wenn ich nur wieder seine Sprache höre."

Ohne Zeitverlust nahm Bigot den Blinden mit seinem getreuen Hunde in seinen Wagen, und fuhr mit ihm nach Rouen. Die Richter, denen der Blinde seine Erzählung wiederholte, bestimmten gleich den folgenden Tag zu einem neuen Verhör des Inquisiten. Sie stellten den Blinden hinter einen Wandschirm, an einen Ort, an welchem er Alles, was auf dem Gerichtszimmer verhandelt wurde, deutlich hören konnte, ohne bemerkt zu werden. Zwanzig fremde Personen mußten auf der Gerichtsstube Einer nach dem Andern auftreten, laut die

ihnen vorgelegten Fragen beantworten, und dann wieder abtreten. Und wenn ein Jeder abgetreten war, wurde der Blinde befragt, ob er diese Stimme kenne? „Nein, war seine Antwort, ich kenne sie nicht.“ Als aber der verhaftete Richard eintrat und redete, sagte sofort der Blinde: „dieß ist der, der auf dem Gebirge mit mir gesprochen hat.“ Die Richter ließen es dabei noch nicht bewenden, sondern wechselten wieder mit andern redenden Personen ab, und ließen den Blinden, wenn sie abgetreten waren, über ihre Sprache urtheilen. Da traf es jederzeit ein, daß, wenn Richard gefordert wurde und redete, der Blinde erklärte: dieser und kein Anderer sey es, der den für krank ausgegebenen Mitreisenden in den Weinberg transportirt habe. Jetzt wurden Beide konfrontirt, und Richard befragt, ob er diesen Blinden nicht kenne, und ob er sich nicht erinnere, ihn bei der Mordthat auf dem Gebirge bei Argentil gesehen zu haben. Er veränderte zwar bei dessen Anblick die Farbe, leugnete jedoch seine Bekanntschaft ab. Der Blinde hielt ihm alle Worte vor, die er damals mit ihm gesprochen habe, — aber er wollte Nichts davon wissen.

Das Parlament schritt nach so vielen Beweisen zur peinlichen Frage. Denn es hatte sich auch ergeben, daß kein Preston in Indien verstorben sey. Französische Kaufleute, die mit dem ermordeten Preston korrespondirt hatten, erklärten, nachdem sie den Prestonschen Namenszug in den Briefen und auf den Wechseln gesehen hatten, daß es des vermißten Prestons in London

eigenhändige Unterschrift sey. Auf der Folter gestand Richard die That mit allen Umständen ein, und deponirte, daß er seinem Herrn auf dem oft genannten Gebirge mit dem Degen durch den Rücken einen solchen Stoß beigebracht habe, daß er vom Pferde noch lebend gestürzt sey, dem auf der Erde liegenden, nach Hülfe Rufenden, noch einige Stiche gegeben habe, worauf er verschieden, und nachmals von ihm in den Weinberg geschleppt worden sey. Nach Kompletirung der Akten erfolgte die Sentenz, kraft welcher Richard als Meuchelmörder zu Rouen von unten auf lebendig gerädert wurde. Der feine Sinn des Blinden, der einen Menschen, den er nur einmal in seinem Leben ein paar Worte sprechen gehört hatte, nach Verlauf von sieben langen Monaten, an der Sprache wieder erkannte, erhob das Factum über alle Zweifel, und leitete die Richter eben so sicher, wie der getreue Hund seinen blinden Herrn leitete. Uebrigens hatte Richard, als er den Mord beging, nicht die mindeste Ahnung davon, daß dieser Blinde sein Verräther werden könne. Er sah ihn als einen des Gesichts beraubten, unschädlichen Menschen an, und erklärte im Gefängnisse, daß er ihn, wenn er sein Zeugniß wider ihn hätte voraussehen können, sicher auf der Stelle ermordet haben würde.

VII.

Die Mörder und ihr Verräther.

Der Pfarrer von C***, einem ansehnlichen Dorfe in der Nähe von Aberdeen, bestieg am ersten Sonntage im März des Jahres 1822 seine Kanzel, und schlug seine Bibel auf, um die angehängten Gebete zu sprechen. Hier fand er einen gefaltenen Zettel, den er für eine von den gewöhnlichen Fürbitten hielt, die sein Sakristan ihm zum Ablesen einzulegen pflegte. Er fing schon an, den Inhalt mit lauter Stimme zu lesen, als er plötzlich inne hielt, erblaßte, und seine Pfarrkinder zum Gebet aufrief. Er sprach dieß mit so bewegter, bebender Stimme, daß dieser Umstand keinem der Zuhörer entging, und man ihn, nach vollendetem Gottesdienst, von allen Seiten um die Ursache seiner Bestürzung fragte. Mit vieler Mühe entzog er sich den Ausforschungen, eilte nach Hause, und schloß sich ein. Der Zettel, der einen so erschütternden Eindruck auf ihn gemacht hatte, war folgenden Inhalts: „Als ich gestern, Sonnabend, zehn Uhr Abends, nach Aberdeen zurück ging, bin ich unterwegs ohnweit Eurem Dorfe, von Eurem Sakristan und dem Schulmeister überfallen worden; sie haben mich ermordet und beraubt, und meinen Leichnam in die Dee geworfen. Betet für das Seelenheil von Jeremias Bruce.“ Dieser Bruce war ein Hausirer von Aberdeen, dem Pfarrer wohl bekannt, und pflegte, so oft er nach dessen Dorf kam,

bei dem Sakristan, der zugleich eine Schenke hielt, einzukehren.

Der Pfarrer nahm sich Zeit, die Sache zu überlegen. Nach eingenommener Mahlzeit begab er sich, die Bibel unter dem Arm, zum Friedensrichter, und meldete ihm den Vorgang; dieser läßt sich das Buch geben, schlägt auf, findet den Zettel, entfaltet ihn, hat aber ein leeres weißes Blatt, lacht laut auf, und versichert dem guten Pfarrer, er leide an Einbildungen und Hirngespinnsten. Der Pfarrer selbst weiß nicht, was er denken soll, traut seinen Augen nicht, hat deutlich gelesen, was auf dem Zettel stand, und sieht die Schrift verschwunden. Nach einiger Ueberlegung faßt er sich, und giebt zwar zu, daß ihn der Friedensrichter für einen Träumer halten dürfe, besteht aber dennoch auf pflichtmäßiger Untersuchung. Beide kommen zuletzt überein, die Sache geheim zu halten, und vorsichtig in Aberdeen Erkundigungen einzuziehen. Es zeigte sich nun, daß Bruce am vorigen Abend nicht nach Hause gekommen war. Jetzt stellte der Friedensrichter eine Haussuchung bei dem Sakristan und Schulmeister an, woraus sich nichts ergab. Beide schienen indessen verlegen und ängstlich; auch widersprachen sie sich in den Verhören, die man einzeln mit ihnen anstellte, insofern, daß sich hinlänglicher Grund vorfand, sie, trotz ihrem hartnäckigen Läugnen, zu verhaften.

Nach mehreren Tagen der Untersuchung verzweifelte man schon, die Verhafteten zum Geständniß zu bringen, und die Wahrheit zu entdecken, als bei dem Lachsfang

einige Fischer Bruces Leichnam im Wasser fanden. Es zeigten sich Verletzungen und Spuren erhaltener Schläge am Kopfe, aber den stärksten Beweis des Mordes enthielt seine festgeschlossene linke Hand — einen Knopf, von der Farbe und Gestalt derer am Rocke des Schulmeisters. Diesem fehlte wirklich ein Knopf, welcher, als der Rock untersucht wurde, mit Gewalt abgerissen zu seyn schien. Der Schulmeister schon durch den Inhalt des geheimnißvollen Zettels erschüttert, jetzt vollends durch den unerwarteten stummen Zeugen überführt, konnte nicht länger an sich halten. Sein Geständniß hatte zur Folge, daß sein Mitschuldiger ebenfalls bekannte. Beide wurden zum Tode verurtheilt, und standen unter Zeichen aufrichtiger Reue zu Aberdeen ihre Strafe aus.

Erst nach ihrer Hinrichtung klärte sich das Geheimniß des Zettels auf. Der junge Knecht des Pfarrers, ein äußerst furchtsamer, aber kluger Mensch, gab seinem Herrn den Aufschluß darüber. An demselben Abend, wo der Mord begangen wurde, hatte der Knecht sich heimlich von der Pfarre weggeschlichen, um in einem benachbarten, ohnweit der Dee und der Heerstraße stehenden, einzelnen Meierhofe seine verlobte Braut zu besuchen. Unterwegs hörte er Stimmen, Streit und Geschrei. Er schleicht sich hinter Büschen längs der Straße näher, so daß er Alles sehen und hören kann, hat aber nicht Muth genug, sich zu zeigen und den Ueberfallenen zu Hilfe zu eilen. Er kehrt schleunig um, und kommt nach dem Pfarrhofe zurück, außer sich vor heftiger Bewegung, und

unschlüssig, was er zu thun habe. Eines Theils heißt ihn sein Gewissen das Verbrechen angeben, andern Theils fehlt es ihm an Muth und Entschlossenheit, als Kläger aufzutreten. Endlich entschließt er sich, den Zettel zu schreiben, und in seines Herrn Bibel zu legen. Kaum war aber dieser in die Kirche gegangen, als der Knecht auch schon diesen Ausweg bereut; seine Hand könnte etwa erkannt und er zum Zeugniß aufgefordert werden; wie wird er, als einziger Zeuge, seinem Schulmeister und dem Sakristan gegenüber bestehen? Wie wird er den Mord beweisen können, wenn er zur Untersuchung kommt? Diese und noch andere Bedenklichkeiten ängstigen ihn; er benutzt die Tischzeit seines Herrn, nimmt den Zettel wieder aus der Bibel, und schiebt ein Blatt weißes Papier an die Stelle, weil er selbst in der Kirche gewesen, folglich gewiß war, daß Niemand, als sein Herr, den Zettel gelesen hatte.

VIII.

Spanische Folterstrafen.

Jenes schreckliche Mittel, einen wahren oder angeblichen Verbrecher durch quaalvolle Peinigungen zum Bekenntniß zu bringen, die Folter oder Tortur genannt, wurde wohl nirgend mit mehr Grausamkeit angewendet als in Spa-

nien, von der sogenannten heiligen Inquisition, deren Bestimmung es war, die Ketzer auszurotten, und dem Unglauben zu steuern. Schon die Gefängnisse dieses barbarischen Gerichtes, in welchen die der Ketzerei verdächtigen Unglücklichen verwahrt wurden, waren in den meisten spanischen Städten schmutzige Löcher auf zwölf Fuß Länge und zehen Fuß Breite berechnet, und erhielten nur durch ein kleines, ganz in der Höhe befindliches Fenster einen schwachen Lichtstrahl, so, daß die Gefangenen die Gegenstände kaum erkennen konnten. Die Hälfte dieser Löcher war von einer Erhöhung weggenommen, auf welcher die Gefangenen lagen. Da aber kaum Platz für drei Personen war, und man oft in jedes das doppelte einsperrte, so mußten die Stärksten auf der Erde liegen, wo sie kaum so viel Raum hatten, als man den Todten zum Grabe gestattet. Die Feuchtigkeit darin ging so weit, daß die den Unglücklichen bewilligten Decken in Kurzem verfaulten. Die übrigen Geräthe, mit welchen diese Gemächer versehen waren, bestanden in einigen irdenen Gefäßen zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse. Sie wurden nur alle Wochen einmal geleert, und dieß nöthigte die Gefangenen, in einem so ungesunden Dunstkreise zu leben, daß die meisten den Tod fanden, die Entlassenen aber so entstellt waren, daß man sie für wandelnde Leichen halten konnte.

Es war aber nicht genug, die Menschen in solche enge und verpestete Löcher zu werfen. Man verbot ihnen auch, Bücher oder sonst etwas zu haben, was sie ihre schreck-

liche Lage einen Augenblick hätte vergessen lassen können. Die Klage selbst war ihnen verboten. Wenn ein Unglücklicher einige Seufzer hören ließ, so strafte man ihn, indem man ihm mehrere Tage einen Knebel anlegte, und half das erstere nicht, Schweigen zu erzwingen, so wurde er aufs grausamste in den Gängen herumgepeitscht. Die letztere Strafe wurde noch bei allen angewendet, die in den Gefängnissen Lärm machten oder sich herumstritten. In solchem Falle ward das Gefängniß solidarisch genommen und jeder gegeisselt. Man übte diese Strafe an allen, ohne einen Unterschied von Alter und Geschlecht zu machen, so daß junge Mädchen, Nonnen und Frauen vom Range auf gleiche Weise entkleidet und unbarmherzig gehauen wurden.

So war der Zustand der Gefängnisse und der Behandlung, welche die Verhafteten zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erfuhren. Seitdem haben im Innern der Ersteren einige Verbesserungen nach und nach statt gefunden. Aber das Schicksal der Gefangenen war fast stets dasselbe. Man sah oft Unglückliche sich selbst entleiben, um ihren Leiden ein Ziel zu setzen. Andere, die noch mehr zu bedauren waren, wurden aus diesen Löchern gezogen, um in die Folterkammer gebracht zu werden. Hier befanden sich die Inquisitoren und ihre Henker. Hier ward jeder Angeklagte, der sich weigerte das Schuldenbekenntniß auszustellen, auf die Tortur gebracht.

Eine unterirdische Grotte, zu welcher man auf einem unendlich langen Umwege hinabstieg, war der zur Folte-

tung bestimmte Ort. Tiefes Schweigen herrschte in diesem Gemach der Qual, und der schreckliche Anblick der Marterwerkzeuge, die der flackernde Schein von zwei bleichen Fackeln erhellte, mußte die Seele des Leidenden mit tödtlichem Schrecken erfüllen. Kaum war er vor die Inquisitoren gebracht, als die Henker in einem langen Gewand von schwarzer Leinwand, den Kopf mit einer Kapuze von gleicher Art bedeckt, die nur an den Orten, wo die Augen sind, durchlöchert war, ihn packten und bis auf's Hemde entkleideten. Jetzt vereinigten die Inquisitoren Heuchelei und Grausamkeit. Sie ermahnten das Opfer, sein Verbrechen zu gestehen. Beharrte er bei seinem Läugnen, so verordneten sie die Tortur auf die Weise und so lange anzuwenden, wie ihnen gut dünken würde. Die Inquisitoren unterließen nie, zu protestiren, daß, träte Verletzung, Tod oder Brechen der Glieder ein, dieß einzig dem Angeklagten zur Last zu legen sey.

Es gab drei Arten, die Folter anzuwenden: Strick, Wasser, Feuer.

Im ersten Falle schnürte man die Hände des Leidenden auf den Rücken mittelst eines Strickes zusammen, der in einem im Gewölbe befindlichen Kloben hing. Die Henker zogen ihn damit so hoch, als es ging, hinauf. Nachdem man ihn einige Zeit so in der Schwebe gelassen hatte, ließ man den Strick los, so, daß der Unglückliche bis auf einen halben Fuß von der Erde herunter stürzte. Die schreckliche Erschütterung verrenkte alle Glieder, und der

Strick, der die Hände zusammenschnürte, schnitt oft bis auf die Flechsen ein.

Die Marter ward in einer Stunde mehr als einmal erneuert, und raubte dem Armen oft alle Kraft und Bewegung. Hatte indessen der Arzt der Inquisition erklärt, daß der Gemarterte die Tortur nicht, ohne zu sterben, länger aushalten könnte, so schickten ihn die Inquisitoren wieder in das Gefängniß zurück, wo er nun seinen Schmerzen, seiner Verzweiflung, bis zu dem Augenblicke überlassen blieb, in welchem ihm die Inquisition eine noch schrecklichere Qual vorbereiten ließ.

Diese zweite Folter ward mittelst des Wassers bewirkt. Die Henker legten ihr Opfer auf eine Art hölzerne Bank, in Gestalt einer Rinne, so, daß sie die Körper eines Menschen aufnehmen konnte, aber ohne einen andern Boden, als einen querdurchgehenden Stock, auf welchem der Körper, nach hinten fallend, in Folge des Mechanismus vom Stege sich bog und eine Lage von der Art annahm, daß die Füße höher waren als der Kopf. Die Folge dieser Lage war, daß das Athemholen sehr mühsam von statten ging. Der Leidende hatte, in Folge der angelegten Bande, deren Schlingen bis in das Fleisch hinein drangen und selbst das Blut hervorspringen ließen, die heftigsten Schmerzen, ehe ihm noch ein Knebel angelegt wurde. In dieser grausamen Lage brachten die Henker hinten in den Schlund des Schlachtopfers ein Stück feine getränkte Leinwand, davon ein Theil die Nasenlöcher verschloß. Man brachte nun in Nase und Mund Wasser und ließ es so

langsam durchseihen, daß, um eine Kanne hinunter zu bekommen, eine Stunde dazu gehört hätte, ob es schon ununterbrochen durchging. Auf diese Art fand der Gemarterte keinen Augenblick zum Athemholen; in jedem machte er den Versuch zu schlucken, in der Hoffnung, ein wenig Luft durchzuziehen. Da aber die vorhandene nasse Leinwand dieß hinderte, und das Wasser zugleich auch durch die Nasenlöcher durchdrang, so begreift man, wie diese neue Berechnung die wichtigste Lebensverrichtung durchkreuzen mußte. Auch traf es sich oft, daß bei'm Aufhören der Tortur die aus dem Schlunde hervorgezogene Leinwand ganz mit Blut aus einigen Gefäßen getränkt war, die bei den großen Anstrengungen des gemarterten Unglücklichen zerrissen waren. Man vergesse dabei nicht, daß ein kräftiger Arm die Bande alle Augenblicke anzog, und bei jedem Zuge die, Arme und Füße umschlingenden, Stricke bis auf die Knochen drangen.

Konnten die Inquisitoren auch durch diese zweite Marter kein Geständniß erzielen, so hatten sie noch das Feuer im Hinterhalte. Um diese Marter anzuwenden, machten die Henker den Anfang damit, daß sie Hände und Füße des Unglücklichen auf eine Art befestigten, die jede Art der Bewegung unmöglich machte. Dann rieben sie ihm die Füße mit Oel, Speck und andern solchen eindringenden Dingen ein, und legten sie nun vor ein helles Feuer, bis das Fleisch so geröstet war, daß Flechsen und Knochen auf allen Seiten zum Vorschein kamen.

Das waren die barbarischen Mittel, welche die spani=

sche Inquisition anwendete, um ihre Opfer zum Geständniß von Verbrechen zu bringen, die oft nur eingebildet waren. Man hätte müßen sehr stark seyn, um dieses grausame Verfahren zu ertragen, das im Laufe eines Prozesses mehrmals wiederholt wurde, so, daß der Angeklagte kaum wieder eben einige Kräfte gewonnen hatte, als man ihn auch schon zum zweitenmal auf die Folter brachte. Die Inquisitoren trieben die Sache so weit, daß der oberste Inquisitionsrath sich genöthigt sah, ihnen zu verbieten, die Tortur gegen einen und denselben mehr als einmal anzuwenden. Doch diese kaltblütigen, barbarischen Mönche machten bald ein Mittel ausfindig, das Verbot zu umgehen. Mit einer feinen Beschönigung, für die kein Wort bezeichnend ist, schickten sie den Unglücklichen, wenn er eine Stunde gequält war, in den Kerker zurück und erklärten, die Folter sey unterbrochen, bis der Augenblick nun da war, wo sie meinten, man könne nun damit fortfahren. So überließen sie den Angeklagten seinem Geschick, und zwangen ihn, sich fast stets für schuldiger zu bekennen, als er wirklich war. Von Schmerz erschöpft, schien ihm der Tod eine Erleichterung. Mehrere gaben sich ihn im Gefängnisse selbst, und die Andern sahen ohne Kummer die Vorbereitung zu einem Auto - dafé, das sie den Flammen überliefern sollte.

IX.

Das Auto-da-fé.

Die Thronbesteigung eines Beherrschers der spanischen Monarchie, seine Vermählung, die Geburt eines Infanten und die Rückkehr eines merkwürdigen Tages, wurde ehedem in Spanien durch ein Fest verherrlichet, das grausamer und unmenschlicher kaum gedacht werden kann. Dieses Fest hieß Auto-da-fé, d. h. eine Glaubenshandlung, und bestand in einer quaalvollen Hinrichtung derjenigen, die das grausame Inquisitionsgericht zum Tode bestimmte. Alle Verurtheilte, deren Mehrere seit langen Jahren in den Kerkern seufzten, wurden dann todt oder lebendig herausgebracht, um bei dem barbarischen Schauspiele zu erscheinen.

Einen Monat vor dem dazu angesetzten Tage begaben sich die Inquisitoren, mit ihrem vorauswehenden Banner, zu Pferde aus dem Pallaste der Inquisition auf den großen Marktplatz, um den Einwohnern anzukündigen, daß heute nach einem Monate eine allgemeine Bestrafung der von der Inquisition verurtheilten Missethäter erfolgen würde. Dann ging der Ritt bei Pauken- und Trompetenschall in der Stadt herum. Von dem Augenblicke an beschäftigte man sich mit den Vorbereitungen, die vonnöthen waren, die Ceremonie eben so feierlich als prächtig zu machen. Man erbaute zu dem Zwecke auf dem großen Markte ein Theater von fünfzig Fuß Länge, das mit

dem Balkon des Königs gleiche Höhe hatte, wenn die Stadt, wo das Auto-da-fé gefeiert wurde, die königliche Residenz war. Am Ende und längs der ganzen Fronte der Bühne, rechts vom Balkon des Königs, erhob sich ein Amphitheater von fünf und zwanzig bis dreißig Stufen für den hohen Inquisitionsrath und die andern Räthe Spaniens. Ueber den Stufen sah man unter einem Baldachin den Stuhl des Großinquisitors, der sich ungleich höher befand, als der Balkon des Königs. Links von der Bühne und dem Balkon errichtete man ein zweites Theater, wo die Verurtheilten ihren Platz erhielten. Auf der Mitte gab es einen kleinen Bau, der zwei hölzernen Käfigen ähnliche Gerüste trug. Sie waren oben offen, und in sie brachte man die Verurtheilten, während ihnen das Urtheil vorgelesen wurde. Vor beiden befanden sich zwei Kanzeln, eine für den, welcher die Urtheile vorlas, die andere für den Prediger. Endlich ward neben dem Platze der Inquisitionsräthe — ein Altar errichtet.

Der König, die königliche Familie und alle andere Damen vom Hofe nahmen den königlichen Balkon ein. Andere Balkons waren auf gleiche Weise für die Gesandten und Großen des Hofes, so wie Schaugerüste für das Volk errichtet.

Einen Monat nach Bekanntmachung des Auto-da-fé nahm die Ceremonie mit einem Aufzuge der Kohlenbrenner, Dominikaner und Familiaren ihren Anfang. Er begann aus der Kirche und ging auf den Markt.

Wenn ein großes, grünes, mit schwarzem Flor umhülltes Kreutz neben dem Altar und der Standarte der Inquisition aufgepflanzt war, begab er sich zurück. Die Dominikaner allein blieben auf der Bühne stehen und brachten einen Theil der Nacht zu, Psalmen zu singen und Messen zu lesen. Um sieben Uhr des Morgens erschien der König, die Königin, der ganze Hof auf dem Balkon. Um acht Uhr ging der Zug aus dem Inquisitionspallaste, und begab sich auf den Markt in folgender Ordnung:

1. Hundert Kohlenbrenner mit Piken und Musketen bewaffnet. Sie hatten das Recht, an der Prozession Antheil zu nehmen, weil sie das zum Verbrennen der Ketzer bestimmte Holz lieferten.

2. Die Dominikaner mit einem weißen Kreutze, das vor ihnen hergetragen wurde.

3. Die Standarte der Inquisition, welche der Herzog von Medina Celi in Folge einer Gerechtsame seiner Familie trug. Sie war von rothem Damast. Auf der einen Seite war das spanische Wappen, auf der andern ein entblößter Degen mit Lorbern umschlungen, gestickt.

4. Die spanischen Grande und Familiaren des Inquisitions-Gerichts.

5. Alle Schlachtopfer ohne Unterschied des Geschlechts, nach den mehr oder weniger harten Strafen, zu denen sie verurtheilt waren.

Diejenigen, welche zu gelinden Strafen bestimmt wa-

ren, gingen zuerst mit bloßen Füßen, entblößtem Haupte, einem leinewandenen San benito (einem Umhängetuch) und einem gelben Andreaskreutze auf Brust und Rücken. Nach ihnen kamen die zur Geißelung, Galeeren und Gefängnissen Verurtheilten. Hierauf folgten solche, die nach ihrer Verurtheilung bekannt hatten, um dem Feuer zu entgehen, und nun blos erdrosselt werden sollten. Sie trugen aber ein San benito, auf welchem Teufel und Flammen gemalt waren. Eine Mütze von Pappe, drei Fuß hoch, Loroja genannt, und wie das San benito gemalt, bedeckte ihr Haupt. Widerspenstige, wieder in Ketzerei Verfallene, die lebendig verbrannt werden sollten, gingen zuletzt und waren, wie eben diese gekleidet, aber mit dem Unterschiede, daß die Flammen auf ihren San benito's aufsteigend waren. Unter diesen Unglücklichen gab es oft Manche, die geknebelt gingen; alle, welche zum Tode bestimmt waren, wurden von zwei Familiaren und zwei Mönchen begleitet. Jeder Verurtheilte, er mochte zu einer Klasse gehören, zu welcher er wollte, trug eine Kerze von gelbem Wachse. Nach den lebenden Opfern brachte man die aus Pappe gefertigten Bildnisse der zum Feuer Verurtheilten, die vor dem Auto-da-fé gestorben waren. Ihre Knochen wurden in Kisten vorgeführt.

Ein großer Reiterzug, der aus den Räthen der Oberinquisition, den Inquisitoren und Geistlichen bestand, machte den Beschluß. Der Großinquisitor war der letzte,

in Violett gekleidet. Er ließ sich von seiner Leibwache begleiten.

So wie der Zug auf den Markt gekommen war, und jeder Platz genommen hatte, las ein Priester die Messe bis zum Evangelium. Der Großinquisitor verließ hernach seinen Sitz, und hatte er sich mit einem Chorrock und einer Bischofsmütze bekleiden lassen, so näherte er sich dem Balkon, wo der König war, um ihn den Eid ablegen zu lassen, durch welchen sich die Monarchen von Spanien verpflichteten, den katholischen Glauben zu schützen, die Ketzerei auszurotten und mit aller ihrer Macht das Verfahren der Inquisition zu unterstützen. Seine katholische Majestät schwur stehend und mit entblößtem Haupte dieß zu beobachten. Der nemliche Eid ward von der ganzen Versammlung geleistet.

Nunmehr bestieg ein Dominikaner die Kanzel, und hielt eine Predigt gegen die Ketzereien mit Lobsprüchen auf die Inquisition. So wie sie zu Ende war, begann der Referent des heiligen Officiums mit dem Verlesen der Urtheilssprüche. Jeder Verurtheilte hörte den seinigen, im Käfig knieend, an, und kehrte dann auf seinen Platz zurück. Nach Beendigung dieses Verlesens erhob sich der Großinquisitor von seinem Sitz und verkündigte Allen die Absolution, welche wieder in die Kirche zugelassen waren. Was die zum Verlust des Lebens Verurtheilten anbetraf, so wurden sie dem weltlichen Arme überliefert, auf Esel gesetzt und nach dem Quamadero geführt, um hier den

Tod zu erleiden. Hier fanden sich so viele Henker vor, als Schlachtopfer waren. Man begann mit den Bildnissen und Knochen der Todten; sie wurden verbrannt. Dann fesselte man allmählig die Verurtheilten an Pfähle, die in der Mitte jedes Scheiterhaufens errichtet waren, und legte nun das Feuer an. Die einzige Gnade, die man den Unglücklichen wiederfahren ließ, bestand in der Frage, ob sie als gute Christen sterben wollten? In diesem Falle erdrosselte sie der Henker, ehe er anzündete. Die wieder aufgenommenen, zum ewigen Gefängnisse der Galeeren, zu der Geißel Verurtheilten wurden in das Gefängniß zurückgebracht, und dieß verließen sie nur, um die zuerkannte Strafe zu bestehen, und dann nach ihrer Bestimmung abgeführt zu werden.

Dieß waren die Ceremonien und Formalitäten, die man bei den barbarischen Hinrichtungen beobachtete, die man Auto-da-fé (Handlungen des Glaubens) zu nennen wagte, und denen der König mit seinem Hofe wie einem großen Feste beiwohnte. Spanien verdankte ihnen den Verlust seiner halben Bevölkerung, und die Schande, sie mehrere Jahrhunderte geduldet zu haben.

X.

Opfer der spanischen Inquisition, vom Jahr 1481 — 1820.

	Verbrannt Lebendig.	Verbrannt im Bilde.	Verurtheilte zu den Galeeren ꝛc.
Von 1481 — 1498. Unter dem Großinquisitor Torquemada	10,220.	6840.	97,371.
Von 1498 — 1507. Unter dem Großinquisitor Deza	2,592.	829.	32,952.
Von 1507 — 1517. Unter dem GJ. Cisneros	3,564.	2232.	48,059.
Von 1517 — 1521. Unter dem GJ. Adrian	1,620.	560.	21,835.
Von 1521 — 1523. Ohne Großinquisitor	334.	112.	4,481.
Von 1523 — 1538. Unter dem GJ. Manriquez	2,250.	1175.	11,250.
Von 1538 — 1545. Unter dem GJ. Tabera	840.	420.	6,520.
Von 1545 — 1556. Unter dem GJ. Loaisa	1,320.	660.	6,600.

	Verbrannt Lebendig.	Verbrannt im Bilde.	Verurtheilte zu den Galeeren ꝛc.
Von 1556 — 1597.			
Unter König Philipp II.	3,990.	1845.	18,450.
Von 1597 — 1621.			
Unter König Philipp III.	1,840.	692.	10,786.
Von 1621 — 1665.			
Unter König Philipp IV.	2,852.	1428.	14,080.
Von 1665 — 1700.			
Unter König Karl II.	1,632.	540.	6,512.
Von 1700 — 1746.			
Unter König Philipp V.	1,600.	760.	9,120.
Von 1746 — 1759.			
Unter König Ferdinand VI.	10.	5.	170.
Von 1759 — 1788.			
Unter König Karl III.	4.	—	56.
Von 1788 — 1800.			
Unter König Karl IV.	—	1.	42.

Auf diese Weise beträgt die ganze Zahl der Inquisitionsopfer in Spanien blos von 1481 — 1820 auf 340,921, wobei alle diejenigen nicht gerechnet sind, die unter der Regierung Ferdinands des Siebenten auf die Galeeren, ins Gefängniß kamen oder verwiesen wurden, und deren Zahl sehr bedeutend ist. Wenn man zu den Opfern, die in Spanien fielen, nun noch die von

den Ländern rechnete, welche der spanischen Inquisition gleichfalls unterworfen waren, wie Sizilien, Sardinien, Flandern, Amerika, Indien u. s. w., so mußte man vor der Menge der Unglücklichen zurückbeben, die das heilige Gericht verurtheilte, um sie — zu bessern Katholiken zu machen.

Achtes Fach.

Gaunerstreiche und listige Betrügereien.

I.

Handgreiflicher Beweis.

Einst kam man bei dem Herzoge Ludwig von Orleans auf die Kniffe der Spitzbuben zu sprechen, und es wurden verschiedene artige Geschichten, als Beweise davon erzählt. Am Ende äußerte der Herzog, wenn so viele Leute bestohlen würden, so sey das lediglich ihre eigene Schuld; denn wenn man nur nicht ins Gedränge gehe, und wenn man sich gehörig in Acht nehme, so habe es gar nichts zu bedeuten. Der Polizeidirektor Leroir, der eben gegenwärtig war, wandte dagegen ein, es sey niemand weniger im Stande darüber zu urtheilen, als der Herzog, der nie anders, als, mit seinen Orden behangen und von seinem Hofstaate umgeben, ausgehe. Auf diese Art könne es freilich kein Unbekannter wagen, sich ihm zu nähern, vielmehr müße ihn jedermann sogleich ehrfurchtsvoll ausweichen. Wolle seine Durchlaucht aber nur etwa drei oder viermal in Privatkleidern, und ohne besondere Vorsichtsmaaßregeln zu nehmen, sich auswagen, so werde man ihm sehr bald, und ehe er sich dessen im mindesten

versähe, Uhr oder Tabacksdose aus der Tasche mausen. Der Fürst blieb dabei, so lange er sich nicht in's Gedränge begebe, sollte ihn niemand bestehlen, man möge es auch anfangen, wie man wolle; jener schlug sogar eine Wette vor, welche der Polizeidirektor annahm.

Schon am folgenden Tage holte der letztere den Herzog ab, welcher einen schlichten Oberrock angezogen hatte, und beide gingen mit einander über die neuen Boulewards, einen der am wenigsten besuchten Spazierörter in Paris, aus der Barriere, wo sie ihre Leute ließen. Ein unterhaltendes Gespräch und die einsame Gegend um sie her, hatten die Veranlassung zu diesem Gange längst aus ihren Gedanken gebracht, als sie, kaum dreihundert Schritte weit vom Thore entfernt, bei einer Hütte im Felde ein gemeines Weib ansichtig wurden, die ihren etwa zehenjährigen Knaben ganz erbärmlich prügelte. Der Fürst, von Natur gutherzig und mitleidig, trat sogleich hinzu, machte der Frau über ihr unmenschliches Verfahren Vorstellungen, und suchte sie zu besänftigen.

„Was, schrie diese Megäre ihm entgegen, Sie wollen dem Schlingel noch das Wort reden? Wenn Sie wüßten, was das für ein Taugenichts ist; wüßten, was für Streiche er mir schon gespielt hat.“ —

Hier warf sich das Kind, das ein sehr einnehmendes Gesicht hatte, unter einem Strome von Thränen seinem Beschützer in die Arme, um sich den Mißhandlungen der Furie zu entziehen, die sich denn endlich auch erweichen ließ.

„Nun, sagte **Lenoir**, als er mit dem Herzoge wieder allein war, werden Ew. Durchlaucht jetzt an die Verschmitztheit der Diebe glauben?“

„Wie so?“

„Durchsuchen Sie doch einmal Ihre Taschen.“

Der Herzog that es, und vermißte seine Dose, die ihm der Bube, blos zur Uebernahme dieser Rolle von dem Polizeidirektor einstweilen aus dem Gefängnisse entlassen, entwendet hatte. Der Fürst, über dessen frühe Verderbtheit erstaunt, wollte ihn in einer Erziehungsanstalt dem Pfade des Lasters wieder entreißen; aber es ist sehr zu bezweifeln, ob er diesen Zweck erreicht haben würde.

II.

Der listige Räuber.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts trieb in der Gegend von B., an den walddichten Ufern der O., ein Gauner sein Wesen, **Mandube** genannt, dessen Gewandtheit in seinem Handwerk ihn würdig macht, einem **Cartouche** an die Seite gestellt zu werden. Den hohen Rang, der ihm in der Klasse der Raubvögel gebührt, bezeugt unter andern folgender, aus seinem eigenen Geständnisse aufbewahrter Vorfall.

Eines Tages kommt **Mandube** in geschmackvoller

Equipage mit seinen Helfershelfern, welche die Dienerschaft vorstellen, vor das Haus des Wechslers in B., verlangt ihn zu sprechen, nennt ihm einen Namen aus einer bekannten angesehenen Familie, sagt ihm: er sey vor einigen Tagen aus Frankreich zurückgekommen, habe hier keine Bekanntschaften, des Kaufmanns Name sey ihm rühmlich genannt worden; er wende sich daher mit der Bitte an ihn: verschiedene Kisten mit Kunstsachen von großem Werth, die heute Abend noch ankommen würden, zu übernehmen und sie so lange zu verwahren, bis er sie abholen lassen werde. Zugleich giebt er dem Kaufmanne reitzende Aussichten zu einträglichen Geldgeschäften, und dieser, erfreut über eine solche Bekanntschaft, verspricht, sich auf alle mögliche Weise des hohen Zutrauens würdig zu machen. Nach einigen gewechselten Artigkeiten empfiehlt sich der Herr, und die Equipage rollt weiter.

Gegen Abend fährt richtig ein Frachtwagen mit Kisten beladen an's Haus; der Fuhrmann, auch ein Mitglied der Mandubischen Industrie-Anstalt, übergiebt einen Frachtzettel in aller Form, der Wagen wird behutsam entlastet, und die Kisten indeß in das Gewölbe gestellt, weil es zu spät ist, ihnen einen andern sichern Platz heute anzuweisen.

Unterdessen ist es Nacht geworden; die Geschäfte des Tages sind beendigt; die Handelsbediente verlassen ihre Schreibstube, und der Wechsler mit Hülfe des Hausknechts verschließt und verriegelt das Gewölbe, der anver-

trauten Kisten wegen, mit verdoppelter Vorsicht; denn, welche Schätze konnten sie enthalten! Da steht nun endlich Mandube, in eine Kiste gepackt, mitten unter den vollen Geldsäcken des Wechslers, dem Ziel seiner Wünsche. Sein Plan war köstlich gelungen, und er wollte nur den Augenblick erwarten, wenn Alles tief im Schlafe lag, um sich seiner freiwilligen Haft zu erledigen, und seinen lauernden Consorten die Beute auszuliefern; denn alle Riegel und eisernen Vorsichtsmaaßregeln waren diesem Herrn und Meister aller Dietriche und Schlösser kein Hinderniß. Endlich brummte die Thurmglocke zehen und im Hause wird es ruhiger. Noch ein Stündchen oder zwei, und er konnte sicher an's Werk gehen. Seine Phantasie, durch die Nähe der Geldsäcke erhöhet, schwelgte in dem Genusse der Beute. Aber plötzlich hört er Tritte, die sich im Innern des Hauses der Gewölbethür nähern; sie ward geöffnet, und — o Schade! der Kaufmann in Begleitung des Hausknechts läßt einen großen Bullenbeißer hinein, der hier zu mehrerer Sicherheit der Kisten seine Nachtwache halten soll. Nach einem kurzen Dialoge des Herrn und Knechts schließt sich die Gewölbthüre wieder, und man geht zu Bette.

Mandube, in dessen wohlberechnetem Plane die Hundeseele nicht gedacht worden war, wagte es kaum zu athmen, um sich dem herumschnobernden Hunde nicht zu verrathen. Dieser, wahrscheinlich stolz auf das ihm anvertraute Amt, sieht sich in dem angewiesenen Lokale zu orientiren, steigt mit Schritten eines Bären im Gewölbe

herum, umgeht endlich prüfend das fremde Eigenthum und seine Aufmerksamkeit wird besonders an die Kiste gefesselt, in welcher Mandube Höllenangst schwitzt! So eingeengt, daß er sich kaum bewegen kann, hört er das Schnauben des witternden Hundes, und die Stärke desselben läßt ihn schließen, mit welchem Unthier er zu kämpfen hätte, wenn er es auch im offenem Felde mit ihm wagen wollte. Auf jeden Fall ist das Bellen des Hundes nicht zu vermeiden, und seine Entdeckung gewiß. Man denke sich die Lage des Kistenbewohners.

Der Hund, seiner guten Nase vertrauend, verläßt die Kiste nicht mehr, und scheint endlich den Gegner mit Scharren und steigendem Knurren herauszufordern; dieser regt kein Glied, und kaum wagt er es, in Gedanken die Bestie zu verfluchen, die seinen schönen Plan so furchtbar stört. Einige Minuten hielt er es noch so aus, aber endlich siegt der krampfhafte Zustand des Körpers über die Angst der Seele, und er bewegt sich leise, seine Lage zu verbessern. Kaum bemerkt der treue Hund die Bewegung, als auch schon das ganze Gewölbe von seiner donnernden Stimme wiederhallt. Mandube giebt sich verloren; eine solche Stimme hätte die Siebenschläfer ermuntern müssen. Was ist natürlicher, als daß man die Ursache des Bellens untersuchen und den Vogel entdecken wird? Kämpfend mit dem Entschlusse, den Deckel zu sprengen, sich an der verrathenden Bestie zu rächen und sich seinem Schicksal verzweifelnd entgegen zu werfen, hört er Bewegung im Haus, Stimmen und Tritte vor der

Thür, und der Schreck lähmt seinen Willen. Man schließt auf. Der Kaufmann tritt an der Spitze seiner aufgeschreckten Hausgenossenschaft herein, der Hund springt ihnen wedelnd entgegen, und unwillig frägt der Hausknecht, der Speisemeister des trauen Packan's: warum er einen solchen Lärm mache? Packan wedelt und bellt, eins um das andere. Man durchspürt alle Winkel, untersucht alle Schlösser und Riegel, und zerbricht sich die schlaftrunkenen Köpfe mit Muthmaßungen über die Unruhe des Hundes, aber umsonst; auf die wahre Ursache fällt Niemand. Mandube, der indeß seine betäubten Sinne wieder anfängt zu sammeln, hört endlich zu seinem Troste den Kaufmann sagen: „Es ist Nichts, Kinder, der Hund muß eine Maus gehört haben; wir wollen zu Bette.“ Der Hausknecht hielt noch eine kräftige Standrede an seinen Pflegbefohlnen, ermahnt ihn, die Ruhe des Hauses mit seinem unnützen Gebell nicht ferner zu stören, weißt ihm einen Platz zum Lager an, und — die Thür wird wieder verschlossen.

Mandube athmet freier. Seelenvergnügt über die vorübergegangene schreckliche Katastrophe vergißt er einen Augenblick seinen furchtbaren Beobachter, und rückt seinen Körper in eine bessere Lage. Man denke sich die Löwenstimme des beleidigten und gekränkten Packan's, dessen frühere Warnungen man verachtet hatte, und der jetzt, seine Ehre zu retten, alle Kräfte seiner Lunge anstrengte. Der Kaufmann, entrüstet über den Ungestüm des Hundes, kehrt mit seinen Begleitern auf der Stelle um, und

durch die geöffnete Thür erblickt man Packan vor der Kiste stehen, die er unaufhörlich anbellt.

„Es muß Etwas in der Kiste seyn, sagt mit bedächtlichem Kopfschütteln der Hausknecht: umsonst lärmt der Hund nicht.“ — „Sehr natürlich, Strohkopf! sagt der Herr des Hauses: aber was?“ Er beleuchtet und befühlt die Kiste von allen Seiten, findet aber keine Spur einer Ursache, die den Hund unruhig machen könnte. Der Hausknecht, durch den Strohkopf beleidigt, packt mit starken Arm die Kiste, und will sie umdrehen — man denke sich Mandub's Empfindung! — „Halt, ruft der Kaufmann, Hans Taps, wie leicht ist etwas verdorben. Es können Uhren oder dergleichen zerbrechliche Sachen darinn seyn, ich muß dafür haften.“ — Uhren! das Wort tönt wieder in den Gehörgängen des Gauners, und sein Entschluß ist gefaßt. Er ahmt mit seinen geläufigen Fingern an der Wand der Kiste den Ton des Perpendikels einer Stehuhr nach. Der Hund, der aus Respekt vor seinem Beherrscher bisher nur zu knurren gewagt hatte, erhebt aufs neue seine Stimme. „Still,“ ruft der Kaufmann seinen schwatzenden Begleitern zu, um vielleicht mit seinen Ohren zu entdecken, was er mit Gesicht und Gefühl nicht finden konnte. — Man horcht. — „Richtig! sagt der Kaufmann, eine Uhr ist in der Kiste, die noch geht; da haben wir auf einmal die Ursache des Spektakels.“ Alle, sogar der harthörige Hausknecht überzeugten sich von dem Daseyn einer Uhr, die ganz ruhig Tick tack macht, und das Resultat dieser

Ueberzeugung ist: den dummen Hund, der eine Uhr nicht leiden kann, zu entfernen, damit er durch seinen unvernünftigen Lärm nicht länger die Ruhe des Hauses störe. Der gähnende Hausknecht nimmt den armen Packan, der sich von der verdächtigen Kiste nicht losreissen lassen will, am Halsband, und führt ihn, trotz alles Sträubens, hinaus. Die Gesellschaft folgt, man sagt sich gute Nacht, und Alles geht zu Bette.

Die Folge ist leicht zu errathen. Kaum war Alles im Hause ruhig, so entstieg der eingepreßte Held seiner Folterkiste, öffnete leise alle Schlösser und Riegel, und entschädigte sich für die ausgestandene Angst mit Doppelgriffen in die Säcke des dienstfertigen Wechslers.

III.

Der Philosoph.

Der Abbé Joseph Privat de Molières, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, ein zu seiner Zeit geachteter Physiker und Philosoph, (geboren 1677, gestorben 1742) hatte in seinem Thun und Wesen viel Sonderbares und Originelles. Als ein ächter Philosoph war er wohlwollend gegen Jedermann, dienstfertig und uneigennützig im höchsten Grade. In seine Meditationen vertieft sah und hörte er oft Nichts von Allem, was in

seiner Nähe vorging. Ein Mann, der seine Kleider reinigte, steckte einst des Abbé silberne Schuhschnallen diebischer Weise zu sich, und legte eiserne an deren Stelle, ohne daß es der Philosoph gewahr wurde. Er bekümmerte sich überhaupt um Nichts, als um Descardes philosophisches System. Da er arm war, so studierte er oft im Bette, um das Holz zu sparen. Eines Morgens, da er nach Gewohnheit im Bette mit seinen Meditationen beschäftigt war, hörte er Jemand an seiner Thüre pochen. „Wer ist da?" rief er. „Macht auf!" war die Antwort.

Der Abbé zieht an einem Drahte, und die Thür geht auf. Er sieht sich nicht um, sondern fragt blos: was wollt ihr?"

Fremde. Gebt mir Geld.

Abbé. Geld?

Fremde. Ja, Geld.

Abbé. Ach, ich versteh euch schon, ihr seyd ein Dieb.

Fremde. Dieb oder nicht; ich brauche Geld.

Abbé. Ja wahrhaftig! ihr müßt also Geld haben. Da nehmt es heraus (indem er ihm seine Beinkleider hingab). Der Dieb sucht nach.

Fremde. Es ist Nichts darinnen.

Abbé. Da ist mein Schlüssel. Geht hin an jenes Schreibpult, und macht es auf. (Der Dieb steckt den Schlüssel an ein anderes Pult.) Laßt dieß! das sind meine Papiere, bringt sie nicht in Unordnung. In dem

andern Pulte werdet ihr Geld finden. — Gut, so nehmt davon; macht aber hübsch wieder zu.

Der Dieb läuft jetzt wieder fort. „Herr Dieb, ruft der Abbé, macht doch die Thür zu. Wahrhaftig, er läßt sogar die Thür offen. Das ist ein nichtswürdiger Dieb. Ich muß also bei der Kälte selbst aufstehen.“ Der Abbé sprang jetzt aus dem Bette, machte die Thür zu, legte sich wieder nieder, und setzte ruhig seine Arbeit fort.

IV.

Schändliche Betrügerei.

Im Oesterreichischen lebte, unter der Regierung Josephs des Zweiten, ein liederlicher Mensch, der durch seine Ausschweifungen in Noth gerieth. Er ging daher zu seinem vertrautesten Freunde, welcher bei einer kaiserlichen Kasse angestellt war, um ihn um ein Kapital anzusprechen. Kurz vorher war ein sehr strenger Befehl gegeben worden, daß die Kassen unvermuthet nachgesehen, und, wenn etwas fehlte, die Verwalter derselben mit Gassenkehren bestraft werden sollten. Jener treulose liederliche Mensch suchte sich diese Verordnung zu Nutze zu machen, und ging zu seinem theilnehmenden Freunde auf die Kasse, als dieser zuletzt allein war, und fortgehen

wollte. „Höre Freund, sagte der Treulose zu ihm, du weißt, daß ich ein ehrlicher Mann bin, und wieder bezahle was ich geborgt habe. Leihe mir doch fünfhundert Reichsthaler.“

Der gutherzige Freund war sogleich bereitwillig dazu, und erbot sich, ihm das Geld zu Hause zu geben. „Nein, sagte jener, du mußt mir's gleich geben; morgen, ehe du wieder hieher auf die Kasse gehest, geb' ich dir das Geld wieder.“ Dieser ahnete nichts Böses, ließ sich bereden, und gab ihm das verlangte Geld aus der Kasse. Der Betrüger eilte darauf hin zur Behörde, und zeigte es an, daß sein Freund die Kasse betrogen habe; man möchte sogleich nachsehen. Für diese Anzeige konnte er von der Regierung die Belohnung erwarten, die demjenigen zugesichert war, der einen Kassenbetrüger entdecken würde. Es wurde Nachsuchung angestellt, und man fand, daß fünfhundert Reichsthaler in der Kasse fehlten. Der Anzeiger erhielt die Belohnung, und der schuldlose Kassenverwalter ward arretirt, um bestraft zu werden. Glücklicher Weise entdeckte sich der schändliche Betrug jenes treulosen Menschen, ehe noch die festgesetzte Strafe vollzogen wurde.

V.

Die Kunst, Menschen zu machen.

Der Chevalier Beaumont, ein französischer Flüchtling, lebte in London, und suchte, da das ungünstige Glück ihn seiner Güter beraubt hatte, das Glück zu korrigiren *). Er richtete sein Augenmerk unter andern auf einen sehr reichen unverheiratheten und gesetzten Mann, von mittleren Jahren, und beschloß, ihn dennoch zu machen, das heißt, ihn zum Spiele zu bringen, und eine bedeutende Summe verlieren zu lassen. Alle seine und seiner Vertrauten List und Mühe war fruchtlos; der Engländer schwärmte und trank oft mit ihnen, aber nie nahm er Karten an.

Eines Abends kam Mylord (der Morgen graute bald) von einigen Freunden geleitet, und ganz vom Weine besiegt, nach Hause. Der Kammerdiener brachte ihn zu Bette. Gegen Mittag erwachte er. Beim Frühstück erhält er ein Billet. Der Chevalier Beaumont wünschte ihm einen guten Morgen, entschuldigte sich, daß er ihm

---

*) Corriger la fortune ist bei den falschen Spielern der Ausdruck, worunter sie auf eine, ihre unmoralischen Handlungen unter einem mildern Lichte darstellende Weise, den Gebrauch von betrügerischen Kunstgriffen verstehen.

nicht gleich gestern die im Spiele verlorne Summe entrichtet habe, und legte eine Banknote von hundert und fünfzig Pfund bei. Der Engländer erstaunte. Ja, Mylord, sagte der Kammerdiener, ich wunderte mich auch, in Ihren Taschen ein Spiel Karten zu finden. — „God dam! rief der Herr, wenn das ist, so muß ich doch wohl gespielt haben; ich erinnere mich nicht, aber der Chevalier würde verrückt seyn, wenn er mir Geld schickte, das ich nicht wirklich gewonnen hätte.“ — Dieselbe Scene wiederholte sich zwei bis dreimal. Mylord kam betrunken nach Hause, am Morgen der Gewinnst, und in seiner Rocktasche waren die Karten. Einmal aber kehrte er zwar auch fast besinnungslos zurück, auch die Karten fanden sich, doch gewonnen schien er nichts zu haben. Nach drei Tagen kam ein Billet des Chevaliers Beaumont, worin er sich zwar entschuldigte, aber den Engländer erinnerte, daß es unter Leuten von Ehre und Familie Sitte sey, eine Spielschuld in den nächsten vier und zwanzig Stunden zu berichtigen. Vor einigen Tagen hätte er mit Mylord, wie schon öfters, eine Parthie gemacht, jedoch nicht, wie gewöhnlich, verloren, sondern sechs tausend Pfund gewonnen.

Mylord war der Meinung, da er schon öfters gewonnen, so könne er auch einmal verloren haben. Er packte daher sechstausend Pfund zusammen, schickte sie dem Chevalier, und war gemacht.

VI.

Die römischen Räuber.

Der Baron von Rumrohr, ein Deutscher, hielt sich in dem Städtchen Olevano, acht bis zehen Stunden von Rom entfernt, auf. Eines Abends, da er mit zwei Freunden allein war, öffnete sich plötzlich die Thür, und ein stattlicher Mann trat in das Zimmer. Er war in einen Mantel gehüllt, hatte um den Hut ein roth seidenes Tuch gewickelt, und sein erstes Wort war, daß er nach dem Baron fragte. Dieser merkte sogleich, zu welchem Gelichter der Fremdling gehörte. Er antwortete daher, daß er den Baron rufen wolle, und entfernte sich, den beiden Freunden zuwinkend. An der Thüre standen vier Kerls mit Flinten bewaffnet; er entfloh durch den Garten, verfolgt von den Räubern, und es gelang ihm, sich in das vierhundert Schritte entfernte Städtchen Olevano zu retten. Von den beiden Freunden aber ward einer, der Maler Saladée aus der Schweitz, nebst dem Sohne des Hausherrn, von den Räubern ergriffen, gebunden und in's Gebürge geschleppt. Sie liefen eine Stunde tief ins Gebürge, ehe sie Halt machten, und hier hatten die Gefangenen Muße, die Räuber zu betrachten. Es waren ihrer an fünfzig, fast alle im Alter von zwanzig Jahren, und alle mit Perlen und Korallen behangen, Diamantringe in den Ohren, reiche Gürtel mit vielen Dolchen und Pistolen versehen, scharlachrothe Beinkleider

und gleiche enge Jacken tragend, und jeder ein roth seidenes Tuch um den Hut gewickelt. Der Hauptmann trug ein großes goldenes Kreuz an einer Kette auf der Brust, küßte oft das Bild des Heilandes, und nannte ihn seinen guten Gott. Diese Räuber schienen eigentlich nicht auf Mord auszugehen, sondern vielmehr auf das Einfangen von Personen, für die sie ein großes Lösegeld fordern konnten. Da päbstliche Soldaten in der Nähe lagen, so schickten sie insgeheim nach Olevano, um für den Sohn des Hausherrn sechs tausend Skudi (fünftausend Dukaten) Lösegeld zu fodern. Daneben verlangten sie Pulver, Butter, Fleisch rc. Da sie hörten, daß Saladée ein Maler sey, so begnügten sie sich mit fünfzig Skudi. Bis die Antwort einlief, hielten sie sich auf der Hut, und bei dem geringsten Geräusch im Walde banden sie die beiden Gefangenen, und drohten, sie zu erschießen, wenn sie sie verriethen. Einer von den Räubern sagte dabei zu dem Maler: „Sieh, Freund es kann nicht anders seyn; es ist des Beispiels wegen." Er mußte die Bande zeichnen, und ward übrigens gut behandelt. Unterdessen war das Lösegeld des Jünglings aus Olevano bis auf zwei tausend Skudi herabgehandelt, und die fünfzig Skudi für Saladée waren erlegt worden. Als dieser von den Räubern entlassen ward, umarmten ihn alle. Der Hauptmann schenkte ihm einen Dukaten auf den Weg, wobei er sprach: „Mein Sohn, dein Andenken ist in meinem Herzen; niemals werd' ich dich vergessen, und ich hoffe, dich in Neapel wieder zu sehen."

VII.

Der betrogene Schulmeister.

Ein armer junger Mensch aus einem kleinen Dorfe in der Picardie, erwarb sich zu Paris seinen nothdürftigen Unterhalt durch Privatunterricht der Kinder solcher Eltern, die ebenfalls unbegütert waren. Monatlich erhielt er nicht mehr als sechs Livres, wovon er in der theuern Stadt kaum die dringendsten Bedürfnisse befriedigen konnte. Einst, da er eben seinen Monatslohn empfangen, und den ganzen Tag noch keinen Bissen zu sich genommen hatte, ging er zu einem auf der Straße sitzenden Weibe, welche Eier verkaufte, und feilschte ein halbes Dutzend. Da er keinen Centime in der Tasche hatte, sondern nur seinen Sechs-Livres-Thaler, so reichte er denselben hin, und erwartete, daß man ihm den Rest des ihm zukommenden Geldes herausgeben möchte. Das Weib gab den Thaler einen neben ihr stehenden handfesten Kerl, und ersuchte ihn, denselben in einem Laden wechseln zu lassen. Der Mensch nahm den Thaler, und ging mit demselben in einen Spezereiladen. Einige Zeit darauf sah ihn unser ambulirender Schulmeister, von zwei Menschen begleitet, aus dem Laden heraustreten, und sich heftig streiten. Kaum waren sie bei dem alten Eierweibe angekommen, so sagte der Kerl zu seinen Begleitern: „Dieß ist der Mensch, der mir den falschen Fünf-Livres-Thaler gegeben hat.“

Der Schulmeister, erstaunt über diese Rede, wurde sogleich von einem der beiden Männer (vermuthlich einem sogenannten Mouchard oder Polizeispion) in einem rauhen Tone gefragt: wo er den Fünf-Livres-Thaler her hätte? Ueber diese Frage erschrack der Schulmeister, dem die Schurkenstreiche nicht unbekannt waren, welchen gutdenkende Menschen in Paris täglich ausgesetzt sind, so heftig, daß er nur stotternd antworten konnte: er habe der Frau keinen Fünf-Livres-Thaler, sondern einen Sechs-Livres-Thaler zum Wechseln eingehändigt.

Diese Versicherung brachte das alte Weib, in die äußerste Wuth; es schwur und betheuerte bei allen Heiligen, daß es dieses Geldstück von ihm erhalten hätte, und daß er nothwendig ein Falschmünzer seyn müßte, weil er so frech wäre, es zu läugnen. Da auf das Falschmünzen in Frankreich die Todesstrafe gesetzt ist, so kann man sich leicht die Todesangst vorstellen, die der arme Schulmeister bei dieser dreusten Beschuldigung fühlte. Er betheuerte ebenfalls, nicht mit der Frechheit des alten Weibes, sondern indem er am ganzen Leibe zitterte: daß er unschuldig sey und der Verkäuferin einen Sechs-Livres-Thaler eingehändigt hätte, worauf diese ihn dem neben ihr stehenden Manne mit den Worten gegeben habe, daß er ihn sollte auswechseln lassen.

Während dieses Wortwechsels versammelte sich eine Menge Volks um die streitenden Parteien her. Da das Aeußerliche, was in Paris oft die Entscheidung gibt, eben nicht allzu vortheilhaft für den unglücklichen Schulmeister

sprach, so standen die beiden Polizeispionen keinen Augenblick an, ihn nach seiner Sicherheitskarte zu befragen. Eine solche Karte ist selbst für den in Paris ansäßigen Bürger wichtig. Unglücklicher Weise hatte der Schulmeister dieselbe nicht bei sich. Die Polizeispionen und der erwähnte Kerl, welcher, wie man später erfuhr, der Neffe des alten Eierweibes war, packten den armen Schulmeister ohne weitere Umstände an, und führten ihn unter Begleitung des Janhagels zu einem Polizeikommissair. Als dieser den Angeklagten am ganzen Leibe zittern sah, und keine allzubefriedigenden Antworten von ihm erhalten konnte, so ließ er ihn einstweilen in's Gefängniß stecken, bis die Sache mehr aufgeklärt seyn würde. Das erste, was man unternahm, war eine Haussuchung, wo man aber nicht die geringsten Spuren des Verdachtes fand. Dagegen beklagte sich der Hauswirth, der gerade übler Laune seyn mochte, über den Schulmeister mit den Worten: er sey ihm schon drei Monate Miethzins schuldig, und hätte ihn längst bezahlen können, wenn er gewollt hätte; den öfters habe er Geld, das er in Weinhäusern oder sonst liederlich durchbringe, und manchmal komme er betrunken nach Hause. Auch von seinen Eltern erfuhr man, daß sie eben nicht im besten Rufe stünden, und daß sein Vater vor einigen Jahren eines Diebstahls überführt worden sey.

Alle diese Umstände dienten nur dazu, den Verdacht gegen den Schulmeister zu bestätigen. Da niemand es übernahm, ihn zu vertheidigen oder über seine bisherige

Aufführung ein günstiges Zeugniß abzulegen, so mußte er über drei Monate im Gefängnisse schmachten, und lief täglich Gefahr, dem Kriminalgerichte zur Bestrafung übergeben zu werden.

Während dieser Zeit wurde das alte Weib, das von allem unterrichtet und über verschiedene Punkte verhört worden war, so gefährlich krank, daß man ihr die letzte Oelung gab, und in diesem Augenblicke war es, daß ihr Gewissen erwachte. Sie sagte, daß sie nicht ruhig sterben könnte, wenn sie nicht zuvor gestände, den Sechs-Livres-Thaler unterschlagen, und ihrem Neffen einen falschen Fünf-Livres-Thaler, den sie für sechs Sols gekauft hatte, eingehändiget zu haben. Kurz darauf starb sie. Man setzte den armen unglücklichen Schulmeister wieder in Freiheit, ohne ihn weiter entschädigen zu können, da die Gestorbene fast nichts hinterließ als Lumpen und ein elendes Bett. Der Neffe wurde zwar verhaftet, allein da er nach einigen Verhören betheuerte, daß ihm die List seiner alten Tante ganz unbekannt gewesen sey, und er wirklich geglaubt hätte, der Schulmeister sey ein Falschmünzer, so konnte man nichts auf ihn bringen, und mußte ihn ebenfalls entlassen. Nur der Spezereihändler, der den falschen Thaler wechseln sollte, nahm sich des armen Schulmeisters an. Von Mitleiden dahin gerissen, vertraute er ihm den Unterricht seiner drei Kinder, und bestimmte wochentlich einen Tag, wo er an seinem Tische speisen konnte.

VIII.

Er hat sich fangen lassen.

In Amsterdam kam ein Jude zu einem Kaufmann, und wollte von ihm auf Juwelen, die er vorzeigte, 12,000 Gulden geliehen haben. Der Kaufmann befragte andere Kenner und sie waren einig, daß die Juwelen wenigstens 20,000 Gulden werth seyen. Dem Juden ward das Geld gegeben, und er gab dafür das Kästchen mit Juwelen hin, (oder vielmehr ein anderes, das er in der Geschwindigkeit für das ächte unterschob); er versiegelte es mit seinem Petschaft, und ging davon.

Die bestimmte Zeit der Auslösung war schon ziemlich lange verstrichen; der Kaufmann ward besorgt, er ließ einen Notarius kommen, und öffnete in dessen Gegenwart das Kästchen; und man fand es angefüllt mit — Sand. Der Kaufmann kannte den Juden nicht; der Name, den sich dieser gegeben, war gewiß erdichtet gewesen, er befand sich wahrscheinlich nicht mehr in Holland; wie machte man es, daß er wieder käme, daß er sich selbst meldete? Der Kaufmann ging zu einem Rechtsgelehrten, und dieser ertheilte ihm folgenden Rath, der getreu ausgeführt wurde. Der Kaufmann ließ nemlich am Abend seine Fensterladen nicht zumachen, Nachts die Fenster ein-

schlagen, und am andern Tage fand man folgende Nachricht in den Zeitungen: „Es ist bei dem Kaufmanne N. N. Nachts ein großer Diebstahl durch Einsteigen in die aus Nachläßigkeit offen gelassenen Fenster geschehen; es sind folgende Sachen entwendet worden u. s. w. Vorzüglich ist es ihm aber um ein Kistchen Juwelen zu thun, welches nicht ihm selbst gehört, sondern nur pfandweise bei ihm gestanden hat. Es sind darin folgende Stücke u. s. w.“

Die List gelang; der Jude, der von Allem genau Nachricht bekommen hatte, kam bald wieder zum Vorschein, und sagte: „Da ihr euer Haus so schlecht verwahrt, und nicht einmal die Fensterladen zugemacht habt, so trifft der Verlust des Pfandes nicht mich als Eigenthümer, sondern euch als Pfandinhaber; ihr müßt also mir entweder die Juwelen schaffen, oder die übrigen 8000 Gulden herausgeben, weil das Kästchen auf 20,000 Gulden ist taxirt worden.“ —

Mehr wollte man nicht, als daß der Jude sich melde; das Dokument des Notarius bewies genug, und der Prozeß war bald entschieden.

IX.

Betrügereien der polnischen Juden.

Die Betrügereien der Juden in Polen gehen ins Unendliche, und die Justiz konnte vor der russischen Besitznahme kaum schlechter seyn. Für Geld war Alles feil! Pflicht und Gewissen waren zu nichtsbedeutenden Worten geworden, und der Meineid hatte so überhand genommen, daß man sich oft für eine geringe Summe eine Menge falscher Zeugen erkaufen konnte. Zum Beleg dient folgender Vorfall, der sich vor mehrern Jahren ereignete.

Zu einem deutschen Reisenden, der bedeutende Geldsummen bei sich führte, trat ein polnischer Jude in's Zimmer des Wirthshauses, that sehr bekannt mit ihm, und mahnte zuletzt den Erstaunten um eine ihm bei seiner frühern Durchreise geliehene Summe von tausend Dukaten, worüber er zwar keinen Wechsel, aber — Zeugen aufzuweisen hätte.

Der Reisende fragt ihn, wie natürlich, ob er von Sinnen sey, da er nicht nur allein ihn nicht kenne, viel weniger aber von ihm Geld geliehen habe. Er weißt ihm die Thüre; doch drohend verläßt ihn der Jude, mit der Versicherung, daß er sein Recht bei der Behörde suchen werde. Der Reisende, wird auch wirklich vorgefordert, und man befiehlt ihm, innerhalb vier und zwanzig Stunden die Summe zu bezahlen, die er von dem Juden ge-

liehen habe, und worüber jener drei Zeugen beibringen könne. Der Fremde, außer sich vor Schrecken, wendet sich an einen Advokaten, und bittet um Rath und Hülfe in seinem Bedrängnisse. Der Advokat lächelt, verspricht ihm seinen Beistand, und Errettung aus seinen Bedrängnissen.

Am andern Tage bringt der Jude seine drei Zeugen vor Gericht mit. Aufgefordert, der Wahrheit die Ehre zu geben, schwören sie, daß der Fremde von dem Juden, ihrem Mitbruder in Israel, tausend Dukaten geliehen habe. Dieser wird jetzt aufgefordert, entweder seine Gegenbeweise aufzubringen, oder zu bezahlen. Wie erstaunt aber der Reisende, als sein Advokat jetzt mit — sechs Zeugen vortritt, welche es beschwören, daß der Jude und seine drei Zeugen schändliche Betrüger sind, daß sie (die sechse) dem Fremden stets zur Seite gewesen, und daß dieser keinen rothen Pfennig von seinem angeblichen Creditor erhalten habe. Die Mehrzahl der Zeugen entschied über das Urtheil der Richter. Der Fremde wurde höflichst entlassen, der Jude aber verurtheilt, tausend Dukaten als Strafe für seine Schelmerei, alle Gerichtskosten und den Advokaten des Fremden zu bezahlen, der eben auch nicht mäßig in seinen Forderungen war, da er wieder sechs erkaufte Zeugen zu bezahlen hatte. Der Fremde aber verließ schleunigst einen Ort, wo solcher frecher Meineid und eine solche Gerechtigkeitspflege seinen ganzen Abscheu erregt hatten.

X.

Der geplünderte Kaufmann.

Seitdem man spielt, hat es auch Betrüger im Spiel gegeben. Die Geschichte dieser letztern fängt mit der Spielsitte selbst an, wobei der sinnreichen Kunstgriffe unzählige waren. In Frankreich, wo man oft Verbrechen durch artige Benennungen minder gehässig zu machen sucht, nennt man diese Art Betrüger Grecs, (Griechen) weil die alten Griechen von Natur fein und listig waren, und nur darauf ausgingen, Andre zu hintergehen. Im Anfang des Jahrs 1803 ereignete sich folgender Vorfall.

Ein Banquier aus Lyon, der das Spiel leidenschaftlich liebte, kam nach Paris, wo er noch nie gewesen war. Seine Ankunft wurde sogleich den sogenannten Griechen bekannt, die sofort Jagd auf ihn machten, und ihn nicht aus den Augen verloren. Der gewarnte Banquier aber war auf seiner Hut, spielte mit keinem Unbekannten, und noch weniger betrat er in Paris ein Spielhaus. Die Griechen verloren die Geduld nicht, und schränkten sich mit Beharrlichkeit darauf ein, ihn zu beobachten. Endlich erfuhren sie, daß der Banquier seine Rückreise an einem bestimmten Tage antreten, und mit der Diligence nach Lyon reisen würde. Sogleich

wurden auch von ihnen für den nämlichen Tag sieben Plätze bestellt. So fand sich der nichts ahnende Wechsler auf einmal in einer Postkutsche von sieben Griechen umgeben, die sich anstellten, als ob sie einander nie gesehen hätten. Der eine gab sich für einen Obersten aus; der andere für einen reichen Landbesitzer, der zu seinem Vergnügen reiste; ein dritter nannte sich den Verwandten eines Ministers u. s. w. Der Banquier schmiegte sich gegen so angesehene Personen, und freute sich, in so guter Gesellschaft zu seyn. Am ersten Ort, wo sie soupirten und einen Theil der Nacht blieben, forderten die Griechen vom Wirth Karten, und fingen unter sich zu spielen an, ohne sich um den Kaufmann zu bekümmern, noch weniger ihn zu fragen, ob er mitspielen wolle. Dieser aber, der Langeweile hatte, sah natürlich nicht lange müßig einem Lieblingsvergnügen zu; er bat um Erlaubniß, Theil daran nehmen zu dürfen. Dieses wurde ihm bewilligt. Er spielte, und von Höflichkeit zu Höflichkeit steigend, nahm man ihm erst alles baare Geld, sodann seine Pretiosa, und endlich auch alle seine Wechselbriefe ab, so daß er von diesen Spielern ganz ausgeplündert zu Lyon ankam.

XI.

Der Mönch und der Räuber.

In den ersten Tagen des Monats August 1717 pilgerte ein reitender Mönch nach Lusarche. Unterwegs begegnete ihm ein Mensch, ebenfalls zu Pferde, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ. Der Unbekannte schien ein guter Gesellschafter zu seyn, er erzählte mancherlei Abenteuer mit Verstand und Laune. Der Fremde fragte den Mönch: wohin er wolle? Er erhielt die Antwort: er sammle milde Gaben für sein Kloster, das Güter bei Lusarche habe. „Ich bin aus Lusarche, versetzte der Erstere, habe eine Reise gemacht, und kehre wieder heim. Aber ihr habt einen großen Umweg gemacht; ich weiß einen weit kürzern Weg durch den Wald.“

Dem Mönch war das angenehm, und er setzte seine Reise in Gesellschaft des Fremden weiter fort. Als Beide in den Wald gekommen waren, stieg der Wegweiser vom Pferde, ergriff das Pferd des Mönchs beim Zaum, und forderte von diesem das bei sich habende Geld. „Ich hab' euch für einen ehrlichen Mann gehalten, sagte der Angefallene: wie könnt ihr mir denn Geld abfordern?“ — „Hier hilft kein Sprechen! schrie der Räuber trotzig, gebt das Geld her, oder ihr seyd des Todes.“ — „Ich darf

kein Geld bei mir tragen, wie ihr wißt, versetzte der Mönch ängstlich: aber laßt mich absteigen, und zu meinem Knechte gehen, der uns nachfolgt, so will ich euch tausend Franken bringen."

Der Räuber willigte ein. Der Mönch stieg vom Pferde, ging zurück, kehrte mit einem vollen Beutel wieder, und warf ihn dem Räuber vor die Füße, mit den Worten: „da habt ihr die tausend Franken."

Der Räuber warf sich auf das Geld. In eben dem Augenblicke zog aber der Mönch ein Pistol, das er dem Knechte abgenommen und in seinem langen weiten Aermel verborgen hatte, hervor, und schoß ihn über den Haufen. Er schwang sich nun auf sein Pferd, ritt in den nächsten Flecken, zeigte die That an, und man schickte ihn unter Begleitung von bewaffneter Marechaussée zurück in den Wald. Hier fand man den todten Körper noch auf dem Sacke mit Geld liegen, man untersuchte ihn und zog sechs Pfeifen von verschiedener Größe aus seinen Taschen. Man pfiff, und es kamen auf dieses Zeichen gleich zehen andere Kerle gewaffnet hinzu. Es gab einen blutigen Kampf, zwei wurden erschossen, die übrigen acht aber ergriffen, und als Gefangene weggeführt.

XII.

Die schöne Engländerin und ihr Begleiter.

Aus dem Tagebuche eines Reisenden.

Als ich in Dover ankam, hätte ich sogleich wieder abreisen, und schon am folgenden Morgen in London seyn können. Der Anblick der Gesellschaft, die sich vor meinem Gasthofe zum Einsteigen in die öffentliche Postkutsche versammelt hatte, war aber für mich zu abschreckend, als daß ich die Gesellschaft hätte vermehren mögen. „Wenn Sie nicht zu eilen haben, sagte der Wirth, so können Sie sich einer Privatkutsche bedienen, die in einer halben Stunde abfährt, und in Richmond übernachtet; der Geistliche dort mit seiner Tochter, und noch ein Herr, haben schon die drei andern Plätze genommen.“ Es war eine Engelsgestalt, die sich an den Arm eines ehrwürdigen Greises schmiegte. Ohne Bedenken nahm ich den Vorschlag des Wirths an, und näherte mich meinen Reisegefährten, um noch vor der Abfahrt mit ihnen Bekanntschaft zu machen.

Die Engländer sind nicht mittheilend, ich fand aber bei diesem Geistlichen das Gegentheil. Er bekleidete eine kleine Landpfarre in der Nachbarschaft von Dover, und wollte seine Nancy nach der Stadt führen, um sie bei

einer Putzhändlerin in Arbeit zu bringen. Er war aber auch eben so neugierig als mittheilend, und bestürmte mit seinen Fragen, nicht selten zur Unzeit, die vierte Person unsrer Gesellschaft, einen jungen Irländer, der im Wagen der schönen Nancy gegenüber saß, und ganz im Anstaunen ihrer Reitze verloren zu seyn schien. Dieser hatte einen reichen Oheim zu Dover besucht, und kehrte wohlbeschenkt von ihm zurück. Seine Jugend und Unerfahrenheit gaben dem Geistlichen Gelegenheit, ihn vor den Klippen zu warnen, die in London seiner Tugend, oder vielmehr seinem Geldbeutel drohten, und er erzählte eine Menge lustiger Anekdoten, wie junge Leute ihre erste Ankunft hier mit einem theuern Lehrgelde hätten bezahlen müssen. O'donald, so hieß der Irländer, meinte, er würde die Gefahr schon zu vermeiden wissen. „Ich habe mein Geld zu lieb, sagte er, als daß ich mich den Verlust desselben aussetzen sollte.“ — — Du hast die Wahrheit gesagt, und gleichest allen deinen Landsleuten, dacht' ich, als er beim Wechseln der Pferde einige Mädchen ungestüm zurückwies, die herbei eilten, Früchte aller Art, in niedlichen Körbchen aufgethürmt, der schönen Nancy zur Erfrischung anzubieten.

Ungeachtet dieses ungalanten Zuges schien unser Irländer dem holden Kinde nicht zu mißfallen. Sie hörte nicht auf, ein freundliches Betragen gegen ihn zu äußern, und er, seine verliebten Blicke auf sie zu heften, die, wie es mir schien, huldvoll aufgenommen und zuweilen erwie-

dert wurden. Aber er war ein schöner Mann, und Nancy erst achtzehn Jahre alt.

„Ueberlassen Sie mir jetzt, sagte der alte Geistliche bei unsrer Ankunft zu Richemond, die Sorge für unsre häusliche Einrichtung hier, und Du, Nancy, entlade Dich Deiner Reisekleider.“ Wenn das Herz voll ist, geht der Mund über: O'donald war nicht sobald mit mir allein, als er in Lobeserhebungen über die Schönheit des Mädchens ausbrach. Er schwur, daß nie ein Frauenzimmer einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hätte; er versicherte, ihrer Gegenliebe gewiß zu seyn; er gestand bei'm Heraussteigen aus dem Wagen einen Händedruck von ihr erhalten zu haben, und er verrieth eine schändliche Absicht auf Nancy's Unschuld. Sie kam zurück, die Reitzende, in einem geschmackvollen Negligee, welches sie einer Stadtdame ähnlicher als einem Landmädchen machte. Ihr Strohhütchen hatte vorhin einen Theil der schönen Züge verborgen, die jetzt, nur von einigen braunen Locken umschattet, in vollem Glanze sich zeigten. Ihre Gesichtsfarbe schien erhöht und zarter, schmachtender blickten die großen blauen Augen aus ihren langen, seidenen Wimpern hervor, umwölbt von ein Paar Augenbraunen, deren Schwärze bei einem Frauenzimmer, welches die Kunstgriffe der Toilette zu kennen Gelegenheit gehabt hätte, Verdacht erregt haben würde. Der jetzt entblößte volle Arm ließ auf den schönsten harmonischen Gliederbau schließen, eine zarte Hand wetteiferte mit einem niedlichen Fuß, und ein Busen — aber

er ließ nur die Schönheit vermuthen, die durch eine sittsame Bedeckung dem lüsternen Blick entzogen wurde.

Gleich nach dem Abendessen begab sich Nancy zur Ruhe. Der Vater that den Vorschlag, eine Flasche Champagner zu trinken, aber O'donald wollte keinen Theil daran nehmen, und säumte nicht lange, auch sein Kämmerchen zu suchen. „Wir müssen diesen Wein wohl besonders bezahlen, sagte der Geistliche, denn ich bin gewiß, daß der Mensch da nicht hat mittrinken wollen, weil er weiß, daß hier zu Lande der Champagner theuer ist. Der Knicker! Aber ich wette, daß ein Schlaukopf ihn geprellt haben wird, noch ehe zweimal vier und zwanzig Stunden vergehen.“ Ich glaubte die Abneigung des Irländers gegen diesen Wein einem andern Grunde zuschreiben zu dürfen, äußerte aber meine Gedanken nicht, sondern fragte, im Vorbeigehen blos, welche Einrichtung der Geistliche mit unsern Schlafzimmern getroffen hätte? „Das Ihrige, antwortete er, ist am Ende der Gallerie im ersten Stocke. Gleich neben Ihnen schläft meine Tochter. O'donald wohnt eine Treppe höher.“ Vielleicht errieth er den Beweggrund meiner Frage, und stimmte, dadurch aufgefordert, ein Lob über die strenge Tugend seiner Tochter an, welches gegen alle Besorgniß sicherte; doch aber schien er nicht ganz unbesorgt zu seyn, denn er machte schnell unserm Gespräch ein Ende, wünschte mir vor einer Thür, Nro. 3. bezeichnet, eine gute Nacht, und ich kehrte in Nro. 5. ein. Kaum lag ich zu Bette, als ich gleich neben mir seufzen hörte. Meine Aufmerk-

samkeit war geweckt; um mich her herrschte eine tiefe Stille, ich näherte mein Ohr der Wand, an welcher mein Bette stand, und glaubte den Athemzug einer schlafenden Person zu vernehmen. Es war die reitzende Nancy. Vielleicht fühlte ihr zarter Körper das Bette nicht weich genug, und eine Bewegung, die sie machte, um eine bequemere Lage zu finden, wobei ihr Arm die Wand berühren mochte, überzeugte mich, daß keine Klostermauer, sondern nur ein leichter Bretterverschlag mich abhielt, meine Hände nach dem schlafenden Engel auszustrecken, und ihn an mein beunruhigtes Herz zu ziehen. Ich war glücklich, wie ein Tantalus?

Auf einmal war die Stille, die um Nancy's Lager herrschte, durch das Knarren der Thür ihres Zimmers unterbrochen. Ich wollte meinen Ohren nicht trauen, denn wie ließ es sich vermuthen, daß ein junges schüchternes Mädchen, in einem Gasthofe, bei unverschlossenen Thüren schlafen würde? „Wer ist da?" fragte sie ängstlich. Ich hörte gehen, fuhr halb zum Bette hinaus, und ergriff eine Pistole. — „Um Gottes Willen, himmlisches Mädchen, flüsterte eine Stimme, die ich bald für O'donalds erkannte, seyen Sie ruhig. Ich konnte nicht schlafen. Sie beschäftigen meine ganze Seele, ein unwiderstehlicher Reiz zog mich hin an Ihre Thür, ich fand, daß der Schlüssel nicht abgezogen war, und alle Mächte des Himmels hätten mich nicht abgehalten, herein zu kommen um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, Sie anbete u. s. w."

Während dieser herzbrechenden Liebeserklärung wartete ich das Signal zum Aufbruche zu erhalten; aber Nancy fand nicht für gut, um Hülfe zu rufen. Sie ließ ihren Anbeter ausreden, ließ so wenig Zorn als Furcht blicken, drohte nicht mit ihrem Vater, sank auch nicht in Ohnmacht, sondern machte sich in einem leisen Tone Vorwürfe über ihre Unvorsichtigkeit, den Schlüssel ihres Zimmers stecken gelassen zu haben. „Wenn Sie jemand herein hätte gehen sehen, fügte sie hinzu, oder wenn uns der fremde Offizier hörte, der hier gleich nebenan schläft!“ — Unwillkührlich entsank die aufgehobene Pistole meiner Hand, und O'donald sprach ein herzliches: Gott verdamme ihn! über mich aus. „Entfernen Sie sich, Verwegener, rief sie jetzt etwas laut, wofür halten Sie mich? Wär' ich ein Mädchen gemeinen Schlages, so würd' ich nicht nach London gehen, um mich von meiner Hände Arbeit zu nähren, so würd' ich noch jüngst auf das Anerbieten eines Lords gehört haben, der die Hälfte seines Vermögens darum gegeben hätte, mich zu besitzen. Nein, nicht für alle Schätze der Erde ist mir meine Tugend feil.“

Ein Anderer, als O'donald, würde eine Summe an den Versuch gewagt haben; legte das Mädchen ihm doch die Worte zu einem Gebote gewissermaßen in den Mund. Aber er kannte den Werth des Geldes zu gut, als es sich etwas kosten zu lassen, um die widerspenstige Unschuld zur Kapitulation zu bewegen. Er zog den Sturm vor, als plötzlich auf das Signalwort Rappel! ein Ent-

setzungskorps erschien. Es war Nancy's Vater. „Wissen Sie, mein Herr, sagte er mit vieler Gravität, daß ein Verbrechen, wie das Ihrige, nach unsern Gesetzen mit dem Strange bestraft wird? Aber was hilft es, daß ich Sie zum Friedensrichter schleppe, dadurch wird die Ehre meiner Tochter nicht gerettet. Diese haben Sie befleckt, obschon Ihre schändliche Absicht vereitelt worden ist. Ich verlange Ersatz, ich verlange, daß Sie das Mädchen heirathen. Weigern Sie sich, so wecke ich das ganze Haus, und mache Ihnen den Prozeß. Es ist zu Ihrer Verdammung hinreichend, daß Sie, angezogen wie Sie sind, in dem Schlafzimmer eines jungen unschuldigen Frauenzimmers getroffen werden." — Hier entstand ein langer Wortwechsel, den wir mit Stillschweigen übergehen. Das Resultat desselben war, daß der in's Bockshorn gejagte O'donald sich lieber zu einer Geldbuße als zu einer Heirath mit einem Mädchen verstand, und nach vielen Sträuben, Dingen, Seufzen und Jammern eine Zwanzig-Pfund-Note ausrückte.

Damit das Betragen des Vaters und seiner Tochter dem Leser nicht länger ein Räthsel bleibe, so wisse er, daß der Geistliche nichts weiter als ein verkleideter Gehülfe eines sogenannten öffentlichen Mädchens aus London, jedoch der bessern Klasse, war, die auf die Landstraße sich hinaus begeben hatte, um Bekanntschaften zu stiften, oder unerfahrne Reisende, auf die eine oder die andere Art, in Contribution zu setzen. O'donald verdiente es, angeführt zu werden, denn seine Absicht war schändlich. Hätte

er sich gleich anfangs freigebiger gegen die Schöne gezeigt, so würde er sich auf eine wohlfeilere, und zugleich minder verdrüßliche Art aus dem Handel gezogen haben.

Um fünf Uhr Morgens, als ich mich eben angekleidet hatte, ließ mich meine Nachbarin ersuchen, vor meiner Abreise zu ihr zu kommen. Sie war noch nicht aufgestanden; der Nachtanzug, in welchem ich sie jetzt sah, war kostbar, aber sittsam, und schien erst frisch angelegt zu seyn. Ich gestehe es, daß die Scene der verflossenen Nacht sie in meinen Augen nicht häßlicher gemacht hatte. „Ich bin Ursache, daß Sie im Schlafe gestört worden sind, sagte sie mitleidig; verzeihen Sie mir, und zum Beweise, daß Sie keinen Groll auf mich haben, versprechen Sie mir, daß Sie mich in London besuchen wollen. Ich kann heute nicht weiter mit Ihnen fahren, komme aber innerhalb acht Tagen nach. Sie sollen nachsichtsvoller behandelt werden, als der filzige Irländer," fügte sie lächelnd hinzu. Dieser war schon eine Stunde vorher mit einer andern Kutsche abgefahren; ich setzte also die Reise nach London ganz allein fort. Unterwegs verglich ich die Karte, die mir Nancy gegeben, mit einer andern, die ich Abends vorher zur Anweisung einer angenehmen Privatwohnung bei ihrer Muhme in London erhalten hatte, und fand auf beiden die nemliche Adresse, nur mit dem Unterschiede, daß erstere sauber in Kupfer gestochen, und letzterer die empfehlenden Worte hinzugefügt waren: Um als Freund vom Doktor Willis aufgenommen zu werden.

Noch war ich noch keine acht Tage in London gewesen, als eines Morgens im Hydepark eine glänzende Equipage an mir vorbei fuhr, und plötzlich anhielt. Eine Dame lehnte sich zum Schlage heraus, rief einem Bedienten, und gab mir mit der einen Hand einen Wink, während die andere beschäftigt war, einen Schleier zurückzuschlagen. Der Bediente näherte sich mir, und ich erkannte in seinen Zügen, ungeachtet der Livree und des verjüngten Ansehens, meinen Landgeistlichen aus Dover. Die Dame war, wie der Leser schon vermuthen wird, niemand anders als Nancy, die, mit aller Pracht einer Lady umgeben, eine Spatzierfahrt nach Kensington gemacht hatte. Mein Erstaunen ließ mich nicht zum Worte kommen, und ich mochte wollen oder nicht, ich mußte mich zu ihr in den Wagen setzen, wenigstens um zu sehen wo sie wohnte. Ihre Wohnung glich der Equipage; allenthalben blickte Geschmack und Wohlhabenheit hervor, nichts war anstößig, nichts gemein, selbst das Betragen des Mädchens war in einem so hohen Grade anständig, und einer Dame von verfeinerter Erziehung so angemessen, daß nicht nur das Andenken an Richmond ganz aus meiner Seele verschwand, sondern eine wahrhafte Ehrerbiethung die Stelle der Geringschätzung einnahm. Eine ältliche Dame trat kurz nach unserer Ankunft in den Saal, der ich als der zuvorkommende Reisegefährte vorgestellt wurde, wovon Nancy, oder vielmehr Miß Taylor, die Einladung

erneuert hatte, und der die Güte haben wollte, diesen Abend bei ihr zu essen. Hievon war noch nicht die Rede gewesen. Mit eben so vieler Wahrheit versprach ich also, nachdem Madame Taylor die Einladung erneuert hatte, mich um zehn Uhr ganz gewiß einzustellen. Ich ging mit der Ueberzeugung davon, daß bei den Engländern alle mögliche Gewerbe die höchste Vollkommenheit erreicht haben, daß ihr richtiger Spekulationsgeist sich über alle Stände verbreitet, daß sie bei ihren Unternehmungen sich bereichern, weil sie Alles im Großen behandeln, und daß für den wahren Genuß des Lebens mehr in London als in Paris gethan wird.

Neuntes Fach.

Literarische Curiosa.

I.

Die zehen Gebote Gottes, aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kontrastirten Unwissenheit, Vielwisserei, Stumpfsinn, Eigendünkel, Verdorbenheit der Sitten und der Sprache, kurz, menschliche Schwachheiten auf die sonderbarste Weise; und es ist oft drollig genug, in der Geschichte auf Spuren zu gerathen, die sich aus jenem barbarischen Zeitalter bis jetzt erhalten haben.

Der Kardinal von Kusa, ein Deutscher von Geburt, ward im Jahr 1451 nach Hildesheim zu dem damaligen Fürstbischof Magnus gesandt, mit welchem er Verträge schloß, und unter anderm sich mit der Kirchendisciplin, mit der Geistlichkeit und mit dem Unterrichte des gemeinen Volks beschäftigte. Er tadelte sehr den öffentlichen Religionsunterricht und die Auslegung der zehn Gebote; daher er für gut fand, diese selbst zu entwerfen, und in den Kirchen mittelst aufgestellten Tafeln bekannt zu

machen. Auf einer dieser Tafeln, welche lange nachher in der jetzigen protestantischen Lambertikirche auf der Neustadt Hildesheim aufbewahrt wurde, waren folgende Gebote in Versen zu lesen.

Det synt de hilgen X Bode Godde.

Boven alle Ding hebbe lass eynen God.
Nicht ydel — — noch in Spott.
Vire de holgen dage alle Gader:
Ehre Moder und Vader.
Modt Willen eder myt Werke sla nennende dot:
Stel nicht viel, hestu Stot.
Buten denn echte do neue Unkuscheyt.
Begere nemedes Bedde-Genot:
Noch myt Unrechte nemedes Goet:
We nicht enthalt dysse teyn Gebodt.
De mag nymmer kommen tho Godt.

II.

Luthers Bibelübersetzung.

In Luthers Schriften findet man manche beherzigenswerthe Bemerkung, und manches aufrichtige Selbstgeständniß über seine Uebersetzung der Bibel.

An Amsdorf schrieb er in dieser Beziehung: „Ich will die Bibel übersetzen; doch habe ich eine Last auf mich genommen, die fast über mein Vermögen ist. Ich sehe

nun, was Uebersetzen sey, und warum sich bisher niemand dazu gefunden. Es ist ein groß und würdig Werk, daran wir alle wohl arbeiten möchten, dieweil es zum gemeinen Besten gereicht."

An Wenzeslaus Link schrieb er: „Wir arbeiten jetzt an den Propheten, sie zu verdeutschen. Ach Gott, wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schriftsteller zu zwingen, deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen, und dem groben Deutschen nachfolgen! Gleich als wenn eine Nachtigall sollte ihre liebliche Melodie verlassen und dem Kukuk nachsingen!" — Dann versichert der große Mann, daß er oft in mehreren Tagen kaum einige Zeilen gefertiget habe, und setzt hinzu: „Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern. Es läuft einer jetzt mit den Augen durch drei bis vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Waken und Klötze dagelegen sind, da es jetzt überhin geht, wie über ein gehoffelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist u. s. w."

Zu bemerken möchte hier noch seyn, daß von dem neuen Testamente im Jahr 1522 täglich in drei verschiedenen Pressen zehen tausend Bogen abgedruckt wurden. Von den Jahren 1534 bis 1574 wurden in der Druckerei des berühmten Hans Luft eines sehr jovialischen Mannes,

welcher zuletzt Bürgermeister in Wittenberg war, ungefähr hundert tausend Exemplare der deutschen Bibelübersetzung gedruckt.

III.

Der bescheidene Dichter.

Johann Jakob Weidner, zu Halle in Schwaben geboren, und als Pastor daselbst angestellt, hat sich als Dichter einigen Namen erworben. Er ist Verfasser eines Salicetum poeticum vom Jahre 1620, eines deutschen poetischen Lustgärtleins in zwei Theilen vom Jahr 1621. In dem letztern versifizirte er die Scherzrede eines Malers folgendermaßen:

Ein Maler und Schultheiß vor Jarn.
Wolbekannt mit einander warn.
Als nun der Maler zog über Feld,
Wollt auff ei'm Schloß verdienen Geld,
Traff ihn deß wegs der Schultheiß an,
Und sprach, woher mein alter G'span,
Wie hat es umb dich ein Gestalt?
Wenn hast du einmal ein Teuffel g'malt?
Der Maler sprach: mein lieber Herr,
Ich mal jetz lang kein Teuffel mehr.
Lauter Schultheiß mal ich jetzund,
Dann mancher Baur der sagt gut rund,
Daß die Schultheißen schier ins g'main.
Fast ärger als die Teuffel seyn.

Dieß begleitet Weidner mit folgendem Anhang an den Leser, sonderlich an die Herren Schultheißen:

„Ich versehe mich zu dem günstigen Leser, er werde aus erstgesetzten Rheymen keinen Unwillen schöpffen, dann, Einmal, so ist es nur, laut der Unterschrift, eine Scherzrede. Zum Andern, so ist solche Scherzred, ratione inventionis, nicht mein, sondern des Malers, der hat sie aus der Bauren sag und klag genommen, und hab ich dieselben nur ex prosa in ligatam gebracht, und in deutsche Rheymen eingeschlossen. Zum Dritten, so gehet es nicht alle an, wie die Wörtlein Schier und Fast mit sich bringen, denn es haisst: Unschuldiger Mann, nimt dichs nicht an. Zum Vierdten, so ist diese Scherzrede unter guten Freunden und Bekannten fürgangen, die einander ein Vixirred gern zu gut halten. Zum Fünften, so haben Maler und Poeten jederzeit mehr Freiheit gehabt, als andere Leut. Zum Sechsten, so ist in allen meinen poetischen, lateinischen und deutschen Schriften, mein Intent und Fürhaben gar nit, Jemanden an Ehren anzutasten, sondern vilmehr den Leuten Ehre anzuthun ꝛc."

Diese nur allzuängstliche Sprache bildet einen auffallenden Kontrast mit den sittenlosen An- und Ausfällen mancher litterarischen Sanskülottes der neuern Zeit.

IV.

Eine merkwürdige Dedikation.

Johann von Torquemada, ein spanischer Franziskanermönch, schrieb in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, in drei ziemlich starken Foliobänden, ein Werk, unter dem Titel: Indische Monarchie (Monarchia Indiana). Es ist wegen seiner Vollständigkeit, und wegen des ungemein einfachen Styl's, in welchem es abgefaßt ist, sehr schätzbar, wiewohl der Franziskaner überall sichtbar ist. Seine fromme Gesinnung legt er unter andern auch dadurch an den Tag, daß er sein Werk dem lieben Gott zueignet. Dieß ist bei katholischen Schriftstellern, vornemlich wenn es Geistliche sind, nichts ganz Ungewöhnliches. Es giebt in spanischer, wie in deutscher Sprache, mehrere Bücher, die nicht nur Gott dem Vater, Gott dem Sohne, und Gott dem heiligen Geist, sondern hinterher noch der heiligen Dreieinigkeit dedizirt sind. Vor den meisten Dedikationen dieser Art scheint Torquemada's einen Vorzug, und eben deswegen unter den historischen Kuriositäten eine Stelle zu verdienen. Sie lautet in einer wörtlichen Uebersetzung also:

Zueignungsschreiben.

Der heiligsten Majestät
des Königs des Himmels
Gott
unserm Herrn
wünschet
ewigen Preis
seine demüthige Kreatur
Johann von Torquemada.

Mein Herr und mein Gott! Alle Schriftsteller denken darauf, wie sie ihre Werke heben und vor Verunglimpfungen bewahren wollen. Einige dediziren sie Königen und mächtigen Monarchen, indem sie glauben, daß sie ihren Schutz bei diesen finden werden. Andere eignen sie andern Personen zu, welchen sie Verbindlichkeiten zu haben bekennen; und um ihnen zu schmeicheln — als wodurch sie sich einbilden ihnen gütlich zu thun — oder um sie zu noch größeren Beweisen der Erkenntlichkeit zu nöthigen, verzählen sie ihnen mit der größten Umständlichkeit und Ausführlichkeit das Leben ihrer Ahnen, bis sie an den Stamm kommen, wo ihr Adel seinen Anfang nahm. Da gerathen sie aber zuletzt auf Klippen oder Sandbänke, indem sie die Periode berühren, wo es mit aller Ritterschaft vorbei ist, und nur das Geäder der Adamsmasse sich findet; wo aller Adel und alle Vorzüge der Geburt und des Standes zu Boden sinken, und der Armesünder-Kittel der Erbsünde um jede Brust gelegt ist. Denn so sehr man sich auch hinter den Ahnen des Adels

von St. Johann von Calatrava, von Alcontara und St. Jago verbergen möchte; es geht nicht; ob gleich im übrigen nicht zu leugnen ist, daß er über alle hervorragt. Und indem ich dieß bedenke, seh' ich sehr deutlich ein, daß Alle, welche ihre Werke dediziren, einen Zweck haben, ihn aber nie erreichen; denn stirbt der Gönner, so stirbt auch der Schutz und Schirm: und nie ist es erhört, daß Jemand seinen Erbfolgern oder Nachkommen als Testamentsklausel oder als Bedingung des Majorats die Verbindlichkeit aufgelegt habe, sich des Buches anzunehmen, das auf seinen Namen gedruckt ist. Kurz, mein Herr und mein mächtiger Gott, in diesem Leben ist alles Betrug; das Festeste ist ohne Festigkeit, und was man Gunst nennt, ist Heuchelei und Lüge.

Da dem nun so ist, dachte ich darüber nach, wie ich wohl mein Werk dediziren sollte, um der Gewohnheit nicht ungetreu zu werden, nach welcher man sich einen Beschützer verschafft, und da ich Einen zu finden wünschte, der im Stande wäre, das durch sein Ansehen und seine Gunst zu ersetzen, was dem Werke selbst abgeht, so leuchtete mir ein, daß ich es Keinem mit bessern Gründen zueignen könnte als Dir. Denn betrachte ich Dich als König, so bist Du der König der Könige, wie Dich schon der Evangelist Johannes in seiner Offenbarung charakterisirt hat. Als Herr, bist Du der Herr der Herren; und ob Du gleich diesen Titel vorzüglich zu der Zeit erhieltest, wo Du mit dem Schöpfungswerk beschäftiget warest, so

ist doch vernünftiger Weise keine Zeit bei dir anzunehmen, außer in Beziehung aller Kreaturen, die Du geschaffen hast. Ist von Adel die Rede, wer ist adelicher als Du? Denn Dein Adel ist ewig, ohne Anfang; und Dein Name so unermeßlich, daß er nur die Bedeutung des Seyns erhält. Dieses beweiset der Exodus, wo Dein General Moses uns sagt, daß um denjenigen, die ihn nach Deinem Namen fragen würden, Rechenschaft ablegen zu können, Du ihm geantwortet habest: „Ich bin der ich bin; und sagen wirst Du, der da ist, sendet mich zu euch.“ Damit wolltest Du sagen: Ich bin ewig, ohne Anfang, und mein göttliches und herrliches Wesen hat kein Ende. Dieß zeigt Johannes in seiner Offenbarung an, indem er spricht: „Der da war, der da ist, und der da seyn wird;“ und dadurch offenbart er Deinen ewigen Adel. Denn so wenig Du jemal einen Anfang nahmst eben so wenig wirst Du je ein Ende nehmen, sondern in einem anhaltenden und fortdaurenden Seyn bleiben, ohne daß „Deine Jahre veralten“ wie David sagt. Ist Dein Adel nun ewig, wie er es denn wirklich ist, wer kann sich also mit Dir messen? oder wem sollten wir unsere Werke, insofern sie des Schutzes der Edeln bedürfen, lieber dediziren, als Dir, der Du der Edle der Edeln bist? Denn bist Du der Schöpfer aller Dinge, wie du es wirklich bist, so bist du auch der Herr derselben; und sind die Könige der Erde Geschöpfe, so sind sie die Deinigen: und wenn sie es sind, so bist Du der einzige wahre König, und die Könige dieser Welt nur winzige

Fürsten, welche Dir, als dem höchsten Könige, eben so gut ihre Werke zueignen müßen, als wir übrigen.

Ist von Werken und Wunderthaten die Rede, in welchen wir Deine Größe betrachten können, so rufen sie uns laut aus der heiligen Schrift entgegen, so viel Du ihrer in der Welt verrichtet hast. Denn kann es größere Thaten geben, als die Welt aus Nichts erschaffen; den Menschen in's Leben rufen; das israelitische Volk aus der egyptischen Gefangenschaft befreien — versteht sich, mit mächtiger und starker Hand — den Pharao in den Fluthen des Meeres ersäufen, und seine Wagen und Reiter vernichten; Jericho dem Boden gleich machen; Dein Volk, trotz des Widerstandes und zum Verderben seiner frühern Bewohner in's gelobte Land einführen, die Wellen des Jordans hemmen, damit es wohlbehalten über diesen Fluß komme; allen Nationen Furcht einjagen, damit sie es nicht länger befehden; den Kopf des Riesen Goliath in die Hände eines Hirtenknaben geben; und hundert tausend Wunder mehr, die in den heiligen Büchern enthalten sind? Welcher Mensch kann sich solcher Thaten rühmen?

Wer kann ein Wappen aufzeigen, wie das Deinige ist? wo nicht allein Kastilien und Leon, sondern die ganze runde Welt sich befindet, die Du in Deiner Hand hältst, und die Kastilien, Leon, Frankreich, England, und alle übrige Königreiche in sich faßt.

Dir, mein Herr und mein Gott, weih ich meine Schrift, weil Du der Schöpfer aller der Nationen bist,

von welchen ich rede; Du hast sie entdeckt; Du hast sie besiegt; Du hast sie bekehrt; und so viele von ihnen übrig gelassen, als Deinem gnädigen Willen gemäß war. Auch fühl' ich mich verbunden, Dir, mein Herr, meine Arbeit zu dediziren: einmal, weil Du der erhabenste Geber alles Guten bist; und zweitens weil Du mich aus den Finsternissen des weltlichen Lebens, wo ich nicht wußte welchem Pfad ich folgen sollte, und wo ich so leicht in den Schlund des ewigen Verderbens gerathen konnte, in den blühenden Garten Deines seraphischen franziskanischen Ordens geführt hast, wo Du mir die größten Wohlthaten erweisest, und mir mein tägliches Brod giebst, indem Du es dem Munde Anderer entziehest, welche es mehr verdienen als ich, damit ich es esse.

Da Deine Sorge, mit Wohlthaten aller Art zu erweisen, so groß ist, mein Gott und mein Herr; so ist es eine Kleinigkeit, daß ich, der ich Dein Geschöpf bin, die meinige darauf richte, mich erkenntlich zu beweisen. Und so weih' ich Dir denn das kleine Werk, welches ich in Deinem Hause gesammelt und zu Stande gebracht habe; und schütte in den Schooß Deiner unendlichen Barmherzigkeit dieses Schärflein, wie die arme Wittwe das ihrige in den Gotteskasten. Empfange es, mein Herr, mit der Liebe, womit Du alle diejenigen aufnimmst, welche sich in Deinen Schutz begeben; denn so wenig Du mir auch von Deiner Gunst und Gnade angedeihen lässest, so wird es doch mehr seyn, als die ganze Welt mir geben

kann. Und hiemit lob' und preiß' ich Deinen heiligen Namen, und erkenne Deine Größe, und mich selbst für Deine demüthige und unnütze Kreatur.

Johann von Torquemada.

V.

Preisfragen.

Im Jahr 1720 wurde zu Lissabon die Akademie der portugisischen Geschichte errichtet. Die heilige Jungfrau Maria wurde Patronin der Akademie. Wie die Arbeiten begannen, da kamen Preisfragen und Beantwortungen dieser Fragen zum Vorschein, die allerdings merkwürdig genug sind. Hier einige zur Probe.

„Ist der Elephant das größte vierfüßige Thier? Eine Untersuchung, die allen Gottesgelehrten, Weltweisen, Rednern und Dichtern besonders merkwürdig ist.“ Die Frage wird mit nein beantwortet: der Giraffe sey es.

„Untersuchung, welcher Theil des menschlichen Leibes seit vielen Jahrhunderten dem Staate sehr gleichgültig gewesen, jetzt aber ihm am nothwendigsten geworden?“ Antwort: die Nase, nachdem der Taback ein Regal und die ergiebigste Quelle der öffentlichen Einkünfte geworden.“

„Untersuchung, welcher Sinn edler sey, das Gesicht oder das Gehör?“ Antwort: „Ein jeder guter Christ ist verbunden, dem Gehör den Vorzug zu geben, weil die Glaubensgeheimnisse sich nicht dem Gesichte, sondern dem Gehöre mittheilen, und weil der göttliche Meister nicht sagte, selig sind die sehen, sondern, selig sind die nicht sehen.“

„Untersuchung, ob seit Adam sich die Länge der Menschen verändert. Nein.“

„Untersuchung, welches dem Menschen zuträglicher sey, groß oder klein von Gestalt zu seyn?“ Antwort: Wüchsen auf den Bäumen Diamanten, so wäre es gut, groß zu seyn, sie abzubrechen; treten wir auf Perlen, so möchten wir, sie aufzulesen, lieber klein seyn. Da aber keines von beiden ist, so ist die mittlere Statur die beste.“

„Untersuchung, ob diese Welt nach einer so langen Dauer abgeschwächt worden und sich ihrem Ende nahe? Die Beantwortung dieser Frage schließt mit folgenden Worten: „Wie kann eine Welt ihrem Ende nahe seyn, in deren westlichem Theile die Geister durch unsterbliche Werke in der akademischen Kampfschule sich verewigen?“

VI.

Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.

Dieses bekannte, in die meisten neuern Gesangbücher mit mancherlei Veränderungen aufgenommene Lied, ist durch einen bemerkenswerthen zufälligen Umstand ins Daseyn gekommen. Als das schöne Lied sich zu verbreiten anfing, war man begierig, den Verfasser desselben kennen zu lernen. Anfangs nannte man die Gräfin Emilie Juliana von Schwarzburg-Rudolstadt als die Dichterin, der man diesen Gesang zu danken hätte; andere aber schrieben ihn dem Freiherr Veit Ludwig von Seckendorf zu. Als dieß der kaiserliche gekrönte Dichter Georg Michael Pfefferkorn, welcher 1732 als Superintendent zu Gräfentonna starb, erfuhr, widersprach er dieser Angabe, nannte sich selbst als Verfasser des Liedes, und schrieb darüber an den Archidiakonus Avenarius zu Schmalkalden Folgendes:

„Von dem Liede: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende u. s. w. berichte dieses. Anno 1686 den 19. September gleich am Sonntage vom verstorbenen Jünglinge zu Nain, sturbe plötzlich am Schlage Herzog Johann Georg zu Eisenach, nachdem er Vormittag in der Predigt des Herrn Heusens gewesen, und andächtig zugehöret, gegen 4 Uhr Nachmittag in dem dabei gelegenen Forst, bei der Wildscheuer, da er einen vorbei rauschen-

den Hirsch zu fällen, das gezogene Rohr aber im anschlagen und losdrücken fallen ließ und zur Erde niedersunke. Der Herr von Seckendorf, dieses plötzlich verstorbenen Herzogs Geheimder Rath, der von der Frau Witbe sonder Zweiffel dieses Falls halber von Meusselwitz aus, nach Eisenach war erfordert worden, kam auf seiner Retour im Oktober auf Tonna zu, kehrte eine Stunde im Löwen ein, und, ob er gleich ein ernsthafter Mann ware, der mit gemeinen Leuten nicht gern conversirte, ließ er mich doch als seinen alten Diener und Freund zu sich kommen, fragte nach meinem Zustande, und unter andern Discursen kam er endlich auf den plötzlichen Todesfall obgedachten Herzogs, seines und meines gnädigsten Herrn, und brauchte diese Reden: Der selige Herzog hätte wohl nicht gedacht, daß auf der Jagd sein Ende so nahe wäre, und wer weiß, Herr Superintendent, wie lange wir noch leben? Ich habe vorm Jahre im 61sten Jahre meines Lebens mich verheurathet an eine von Ende, weiß aber nicht, wie nahe mir ist mein Ende. Der Herr sey doch so gut, weilen ihm die Verse fließen, und mache mir aus meinen Worten, die ich Morgens und Abends bei meinem Segen brauche: Ich bitte dich Gott durch Christi Blut, machs nur mit meinem Ende gut, eine Arie, ich will sie bei meinem nunmehro hohen Jahren selbst brauchen und andern recommendiren. Etliche Tage nach dem Abschiede dieses Patrons setzte ich obgedachtes Lied auf, ließ es nebst noch zwei andern Liedern drucken, und schickte sie nach Meusselwitz, mir nicht träumen lassend, daß die-

ses einfältige Lied so bekannt werden würde, habe auch niemals einen Staat davon gemacht, sondern im Gothaischen Gesangbuche den Namen des von Seckendorfs vor dieses Lied setzen lassen. *)

VII.

Bücherreichthum der Franzosen und Deutschen.

Die öffentlichen Bibliotheken Frankreichs enthalten viertehalb Millionen Bände (nicht Artikel oder Werke). Vierzig Städte besitzen 1,896,000 Bände; in den übrigen aber ist keine Bibliothek 10,000 Bände stark. Von diesem Bücherreichthum Frankreichs hat man viel Aufhebens gemacht, ohne zu erwägen, daß das kleinere Deutschland mehr als das Doppelte besitzt. Es giebt in Deutschland 750 Orte, die öffentliche Bibliotheken haben; die Zahl der Bände von 30 derselben, von denen die geringste 20,000 Bände enthält, beträgt, ohne die Manuscripte und kleinern Artikel zu rechnen, allein schon 3,135,000

---

*) S. Avenarius Lieder = Catechismus. S. 57. Desselben Lieder = Predigten S. 228. Daß man es der Gräfin von Schwarzburg in der Folge zuschrieb, rührte daher, weil man eine Abschrift desselben unter ihren Papieren fand.

Bände. Die öffentlichen Bibliotheken Wiens haben ungefähr 500,000 Bände; nächst Wien ist München am reichsten: die königliche Centralbibliothek zählt 400,000 Bände. Den dritten Rang behauptet Göttingen, wiewohl in Rücksicht auf Gemeinnützigkeit gewiß den ersten: seine Bibliothek besitzt an die 300,000 Bände, 5,000 Handschriften, und nebenbei die größte Sammlung von Dissertationen: über 100,000. Dann mag Dresden mit seinen 280,000, Wolfenbüttel mit 190,000 Bänden kommen; ferner Stuttgart mit 170,000 Bänden und den 12,000 Bibeln; Berlin mit seinen sieben öffentlichen Bibliotheken, der königlichen von 160,000, jener der Universität von 30,000 Bänden; weiter Grätz, Frankfurt, Hamburg, Breslau ꝛc. mit 100,000 Bänden, Landshut mit 20,000 u. s. w. Hieraus geht hervor, daß in Deutschland wenigstens noch einmal so viel Bücherschätze aufgehäuft sind, als in Frankreich, wobei man wohl kühn behaupten kann, daß Deutschlands Bibliotheken auch in Hinsicht auf eigentliches Studium doppelt so eifrig und fruchtbringend benutzt werden, als jene Frankreichs.

VIII.

Curiose Berechnungen über Anfang und Ende der Welt.

Es giebt Verirrungen des menschlichen Verstandes, wobei der Zuschauer und Anhörer lächeln kann; es giebt andere, wovon man sich mit schmerzhaftem, bedaurenden Gefühl wegwenden muß. Zu den letztern gehört die bestimmte Nachricht vom Ende der Welt, vom neuen Jerusalem, vom Antichrist, vom tausendjährigen Reich, wie sie der Prälat Bengel, der Professor Jung, der Pastor Thube u. A. kund gethan haben. Weder Rechtschaffenheit noch gelehrter Fleiß schützen vor Thorheit. Als Bengel Kirchenväter herausgab, und die Varianten des neuen Testaments ordnete, zeigte er einen wahrhaft aufgeklärten freien Sinn. Ganz anders beschäftigte er sich nachher mit dem „Cyklus, dem Weltalter, den siebenzig Wochen, der Offenbarung Johannis.“ Hier verfiel er auf die wunderbare Grille, daß der jüngste Tag im Jahr 1836 eintreffen würde. Er fand in und außer seinem Vaterlande viele glaubige Verehrer, und hat sie noch.

Der schwärmerische Grübelgeist hat nicht nur das Ende, sondern auch den Anfang der Welt berechnet, und darüber lächerliche Resultate bekannt gemacht. Oder

wer sollte eine chronologische Tabelle nicht lächerlich finden, die so anhebt:

Jahr der Welt	Monat	Tag	Begebenheiten
0.	September.	17.	Sprach Gott, es werde Licht.

Und dazu die Behauptung: daß diese Entstehung des Lichts am siebenzehnten September gegen Abend geschah: nemlich, als es in Ansehung der asiatischen Halbkugel, wo der erste Mensch wohnen sollte, Abend war. Und ferner: daß Adam im Jahre Null, den zwei und zwanzigsten September Nachmittags erschaffen worden sey.

Diese und andere Herrlichkeiten sind zu lesen im zweiten Bande der Geogonie des preußischen Oberkonsistorialraths Johann Esaias Silberschlag, gedruckt zu Berlin im Jahr 1780. In diesem gelehrten Werke liefert der Verfasser sogar antediluvianische Geburts- und Sterblisten. Die gesammte Menschenzahl betrug, nach seiner Berechnung, an 6,000 Millionen; vor Alter gestorben waren etwas über sieben Millionen; in der Sündfluth ertranken 5,323 Millionen, 381,208. Wer bewundert nicht die Genauigkeit, die sogar die einzelnen Menschen berechnet? Die Dauer der Sündfluth setzt Silberschlag vom siebenten November 1656 bis zum siebenzehnten November 1657 an. Er kennt auch die Dimensionen und die innern Abtheilungen der Arche Noah's. Unter andern zeigt er, wie nicht nur alle Thiere,

die Linné vorzeichnet, übrig Platz darin hatten, sondern auch ihr Futter; wie der Mist herausgekrückt werden konnte, und wo die Eimer standen. Recht artig logirt er die Sangvögel gerade über den Wohnungen der Familie, und berechnet, wie viel rheinländische Fuß die Arche länger und höher war, als das königliche Schloß in Berlin. Er kennt die Ursachen des moralischen Verderbens, worauf das Strafgericht erfolgte; namentlich die Kainitischen Geiger und Pfeiffer, welche von der Musik lebten, in ganzen Banden umherzogen, und sich auch bei den Sethiten hören ließen. Er weiß, wo das Paradies lag: unterhalb Mesopotamien, zwischen dem 33 und 34 Grad Nordbreite, und daß es achtzehn Meilen lang und fünfzehn Meilen breit war; auch giebt er einen „Situationsplan" davon. Er liefert eine Zeitberechnung, die so vollkommen ist, daß auch der Eine Tag darin vorkömmt, der bekannte „Sieg des Josua, welcher durch ein Wunder so lang als zwei natürliche Tage war."

Es wäre wirklich Schade, wenn dergleichen Kuriositäten in Vergessenheit geriethen.

IX.

Poetische Sendschreiben.

Als Gleim seinen Halladat oder das rothe Buch herausgab, überschickte er seiner Freundin, der Dichterin Karschin in Berlin, eine ansehnliche Anzahl Exemplare davon, um sie an ihre Freunde zu verkaufen, wobei er ihr davon einen bedeutenden Vortheil bewilligte.

Die Dichterin benutzte diesen Umstand, der Königin Elisabeth von Preußen, der Gemahlin Friedrichs des Zweiten, einige Exemplare mit einem poetischen Sendschreiben und einer prosaischen Nachschrift zu übersenden. Hier ist beides:

Dir, großen frommen Königin,
Darf ich dieß Buch zu Füßen legen,
Als eine Bücherhändlerin;
Zu allen in der Welt kann Freundschaft uns bewegen,
Warum nicht auch zur Kaufmannschaft?
Mein liebster Freund schickt mir wohl vierzig Exemplare
Für Freunde edler Wissenschaft,
Und preisen kann ich meine Waare,
Sie ist recht schön und schmeckt nach ächter Frömmigkeit,
Nach Gottesfurcht und reiner Tugend;
Der Seher Halladat lehrt mit Bescheidenheit
Und führt das Alter und die Jugend
Auf Blumenpfade zu dem Herrn,
Der Deine Krone Dir gegeben.

Du hörest weise Lehren gern,
Denn heilig ist Dein ganzes Leben,
Und sittsam Deiner Frauen Schaar,
Die Dich umgiebt auf Deinem Königssitze.
Nimm ein halb Dutzend Exemplar
Des rothen Buchs und schenk es zum Besitze
An Deine Lieben rings um Dich her, und sprich:
Die Karschin sagt, dieß Buch sey euren Seelen nütze,
Und dann gedenke huldvoll auch an mich.

Nachschrift.

Eure königliche Majestät verzeihen mir meine Dreistigkeit; die Handelsleute dürfen nicht blöde seyn, sonst bleibt ihre Waare liegen; ich soll sogar Nutzen von meinem Handel haben; ich soll nur dreißig Exemplare berechnen, und zehen sollen mein seyn. Wer mich kennt, wird wohl wissen, daß dieser Vortheil gerade der kleinste Bewegungsgrund meines Eifers seyn kann. Das Buch ist eine Geburt des Kopfes und Herzens meines Freundes Gleim, und ich mache es mir zur Freude bald es los zu werden. Der Preis für ein Exemplar ist acht Groschen, eine Kleinigkeit. Eure königl. Majestät kaufen es mir ab, ich weiß es, bitte mit einer hoffenden Miene, und bin mit ehrfurchtsvoller Liebe

Höchstdero unterthänigste
A. L. Karschin.

Die Dichterin bekam von der wohlthätigen, alles Schöne und Gute mit Ueberzeugung schützenden Königin ein reiches Geschenk.

Als der Syndikus des Domkapitels zu Halberstadt, Kriminalrath Kruse, gestorben war, sprach man überall von den beschränkten Umständen, worin er seine Familie zurückgelassen hatte. Die Dichterin Karschin hörte davon auch in einer Gesellschaft zu Halberstadt sprechen, und, von Mitleiden über die hülflosen Hinterbliebenen durchdrungen, setzte sie sich sogleich an einen Schreibtisch, und schrieb die hier folgende Bittschrift an das Domkapitel.

Fürbitte für eine arme Wittwe an das Domkapitel zu Halberstadt.

Seyd mir gegrüßt, ihr Herren von dem Dom,
Ehrwürdiger, als ehedem zu Rom,
Der Konsul und Senat, die Völker auszurüsten,
In's Kapitol geeilt, um Nachbarn zu verwüsten,
Seyd mir gesegneter, als Herren zu Paris,
Die Ludewig versammeln ließ,
Im großen Parlament, um alles Volk zu schätzen,
Den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen.
Heil sey Euch, mehr, als in dem kalten Norden
Den Ständen, die gemacht, daß Friedrich's naher Freund
In seiner Schwester Arm ein Feind
Trotz seines Herzens ist geworden.
Ich grüß Euch mit dem besten Gruß,
Der einem Menschenfreund gebühret,
Und meine Muse bringt ein Weib vor Euch geführt,
Vom Grabe hergewankt, worauf sie weinen muß.
Ihr Mann war Euer Syndikus.
Er starb im Sommer seiner Jahre,

Noch langes Leben sah aus seinem Angesicht;
Ihn brach der Tod, wie Sturm die grade Tanne bricht.
Er fiel! Die Wittwe raufte nicht
Bei seiner ihr zu frühen Bahre
Aus tobendem Gefühl die Haare,
Sie schlug sich nicht an ihre Brust;
Nein, von zu großem Schmerz durchdrungen
War sie erstarrt, sich selber nicht bewußt,
Denn ihr Verlust war nicht mit Zungen
Genug zu klagen, ach! die stumme Traurigkeit
Ward noch von Dichtern nicht gesungen,
Von Rednern nicht gesagt. Sie ist ein nagend Leid
Und bricht gewaltiger hervor nach kurzer Zeit;
Sie strömt in banger Thränenquelle
Die je ein Auge weinen kann;
Ein namenloser Gram liegt vor dem todten Mann
Am Herzen dieser Frau. Er wird ihr Schlafgeselle;
Der Mangel sitzt auf ihrer Schwelle;
Ihn, und acht Kinder sieht sie an.
Sobald die Sonne blickt, die eher noch erscheinet,
Als diese Mutter Brod für ihre Kinder hat,
Netzt sie den Flachs, indem sie weinet,
Spinnt und verkauft das Garn dem Händler in der Stadt.
O der Verdienst macht kaum zwei kleine Magen satt!
Er kleidet nicht den Sohn, den noch auf ihren Armen
Die Amme tragen muß. Er fodert das Erbarmen
Mit stammelnder Gewalt von dem der fühlen kann.
Seht dieß verlaß'ne Kind, seht diese Mutter an,
Und gebt ihr einen Theil von dem, was der erworben,
Der Euch gedient, und ihr zu bald gestorben!
Ihr thut's, Ihr seht herab, als wie der Menschenfreund,
Ein Engel, niedersieht, wenn der Verlaßne weint.

Gleim nahm diese Verse mit in die Kapitelversammlung. Der Domdechant von Spiegel brachte sie zum Vortrage; die Wittwe erhielt eine jährliche Pension von fünfzig Thalern, und die Dichterin bekam ein Geschenk von der nemlichen Summe.

Oefters hatte diese Dichterin den König Friedrich den Zweiten, dessen Heldenthaten sie so feurig besang, flehentlich gebeten, er möchte ihr doch, wie so vielen andern Einwohnern Berlins, ein Haus bauen lassen. Der König, der überhaupt keinen Sinn für deutsche Poesie hatte, achtete auch nicht auf die Bitten einer deutschen Dichterin. Erst nach dem Regierungsantritte seines Nachfolgers, des Königs Friedrich Wilhelm des Zweiten, wurde der grau gewordenen Dichterin von dem Monarchen der so viele Jahre lang genährte Wunsch gewährt. Sie schrieb darauf folgende Verse an denselben:

Monarch und Schöpfer meines Glücks,
Das meinem Alter Blumen streuet,
Ich habe nur im Ausdruck meines Blicks
Die Sprache, die kein Wörterbuch verleihet,
Nur Thränen hab' ich statt des Tons,
Wenn ich Dir danken will,
Du Schottgott auf der Höhe
Des landesväterlichen Throns;
Ich fühls, daß ich auf Rosen gehe,
Auf Rosen schlumm're leicht und süß,
Seitdem Dein Wöllner mir's verkündet,
Was ihm sein König hieß. —

Ein Haus, ein Haus wird mir gegründet,
Wird aufgebauet, wird geschmückt,
Als wär's ein Tempelchor der Musen,
O wenns mein Auge nur erblickt,
Dann wird mein abgelebter Busen
Zu enge für des Herzens Drang,
Es flammt bei meiner Augenweide
Vielleicht Ein Jahr, wird freudekrank
Und stirbt den schönen Tod der Freude,
Sein letzter Schlag ist — Dank.

Zehentes Fach.

Zur Geschichte des Aberglaubens.

I.

Zauberkünste.

Seit dem Jahr 1238 gehörte Liefland und Curland dem deutschen Orden, und etwa fünfzig Jahre später setzte er sich auch durch Waffengewalt in den Besitz von ganz Preußen. In einem größern Bezirke, als irgend ein anderer Orden, bildeten in jener Zeit die deutschen Ritter einen bedeutenden Staat, dessen Verfassung man eine geistliche Aristokratie nennen möchte. Ihr Ansehen blühte lange, der Charakter ihres Ordens erhielt es eben so sehr als der vieler ihrer Großmeister. Man suchte ihre Freundschaft, und fürchtete ihren Unwillen. Sie lagen mit bedeutendem Gewicht auf der Schale der nordischen Mächte. In der ganzen Zeit aber, da der Orden herrschte, ruhte auf dem Lande Finsterniß und Unwissenheit, die Mutter des Aberglaubens. Daher enthalten die Geschichtsbücher jener Periode viele Mährchen von Zauberern und Teufelsbannern, unter andern folgendes.

Im Jahr 1520 näherten sich einige Danziger Schiffe den samländischen Küsten, um eine feindliche Landung zu

versuchen und die Gegend zu plündern. Im Lande waren schlechte Anstalten zur Gegenwehr getroffen, und deswegen herrschte überall Schrecken und Verwirrung. Da trat der Freibauer Valentin Suplit auf, und erklärte sich gegen seine Nachbarn, daß er durch seine Künste die Gefahr wohl abwenden könnte, wofern es nur die Obrigkeit erlaubte. Zwei von ihnen ritten alsbald zu dem Hochmeister nach Königsberg, und kamen mit der trostvollen Antwort zurück, daß der Hochmeister gerne von Jedermann guten Rath und Beistand annehmen werde.

Jetzt schritt der Wunderthäter Suplit ungesäumt zum Werke. Mit allerlei seltsamen Gebräuchen opferte er einen schwarzen Bullen, und — die Danziger landeten wirklich nicht! Natürlich ward dieß den Künsten des Zauberers zugeschrieben: aber was geschah? In einigen darauf folgenden Jahren spürten die Bauern eine Verminderung des Fischfanges, und Suplit sagte selbst: daß er alles, folglich auch die Fische vom Ufer fortgebannt habe. Jedoch wußte er zugleich Rath dagegen: er opferte eine schwarze Sau, um dieß Uebel wieder zu heben.

Das Unwesen, welches die Bauern trieben, machte Rumor, und veranlaßte den Pfarrer von Pobeten, dem Bischof Polenz davon Anzeige zu machen. Dieser kam selbst nach Pobeten, und veranstaltete daselbst im Kleinen eine Art von Auto-da-fé. Alle Sünder, die am Opfermahle Theil genommen hatten, mußten baarfuß und mit entblößtem Rücken vor dem Altare stehen, in

jeder Hand eine Ruthe halten, und sich von der Kanzel derb ausschelten lassen. Suplit, der zur Auszeichnung eine papierne mit Teufeln bemalte Mütze auf dem Kopfe hatte, gab nach vollendetem Gottesdienste auf dem Kirchhofe jedem der Mitschuldigen zwei Streiche auf den nackten Rücken, und empfing dagegen, als hauptschuldig, von jedem zwei Streiche zurück. Man kann denken, wie die Zuschauer sich zu diesem andächtigen Possenspiel herzudrängten. Die Kirche konnte die wenigsten fassen, aber die Hauptsache war auch draußen zu sehen. Indeß sollte niemand seine Portion Ermahnung verlieren; und so mußten zwei Pfarrer, dem bischöflichen Befehle zufolge, auf ein paar Bäume des Kirchhofs steigen, um von dort aus auf die Versammlung herabzudonnern. — So wurden damals heidnische Gebräuche bestraft.

II.

Die Wunderwurzel.

Im letzten Viertel des fünfzehenten Jahrhunderts lebten zu Eppendorf bei Hamburg zwei Schwestern, die sich von der Gärtnerei nährten, und deren Krautfelder dicht neben einander lagen. Besonders pflegten sie Kohl zu pflanzen, aber nicht mit gleich günstigem Erfolg. Während der Kohl der einen Gärtnerin stets eine reiche Ausbeute brachte, und

seiner Besitzerin zu einer gewissen Wohlhabenheit verhalf, mißriethen die Pflanzen der zweiten Gärtnerin fast alljährlich; so daß diese nach und nach in gänzliche Armuth gerieth. Was anders, als böses Zauberwerk konnte Ursache davon seyn? Allein gegen die wohlhabende Nachbarin, die bei männiglich im Verdacht so heimtückischen Betriebes war, konnte man keinen Beweis aufbringen, und der Verarmten blieb also nichts übrig, als den Zauber zu bannen. Als sicheres Mittel dazu, rieth man ihr, bei'm Abendmahle die Hostie wieder aus dem Munde zu nehmen und dieselbe unter Formeln und Abracadabra-Sprüchen zu rechter Zeit auf dem Kohlacker zu vergraben — und siehe da! das Mittel schlug an. Der Kohl gedieh, trotz dem der Nachbarin. Aber das war nicht alles! Allmählich flimmerte jetzt ein hellweißes Lichtlein über dem Kohlgarten der Verarmten, und zog gar bald die Aufmerksamkeit und die Blicke der Bewohner der Gegend auf sich. Auch die Geistlichkeit erfuhr den geheimnißvollen Umstand, zog nun mit geweihten Kerzen in Prozession dem flimmernden Lichtlein nach, das endlich auf einem der vielen Kohlköpfe seinen Ruhepunkt wählte. Man grub nun unter Gebet und Sang — und was grub man heraus? Die Wurzel des Kohlstrunks; aber welche Wurzel! Eine Wurzel, die völlig und wahrhaftig einem Kruzifixe glich, und die nun noch mit größerem Gepränge in das Kloster zu Harvestehude gebracht, dort vorläufig in einer silbernen Monstranz aufbewahrt, und zu Zeiten, versteht sich für baares Geld, den Gläu-

bigen gezeigt wurde. Späterhin wurden Monstranz und Kohlwurzel in das Johanniskloster zu Hamburg gebracht, endlich aber, auf inständiges Begehren des kaiserlichen Gesandten in Hamburg, des Baron Ehrenfried von Minkwitz, Ihrer kaiserlichen Majestät Rudolph dem Zweiten geschenkt. Lange blieb die Wunderwurzel in hoher kaiserlicher Verwahrung, und wurde zu Wien in der kaiserlichen Kunstkammer gezeigt. Später ließ ein gewisser Dr. Sebastian Schmidt das merkwürdige Gewächs in Kupfer stechen.

III.

Der Wolf am Galgen.

Zu Ende Julius 1685 trieb ein Wolf in der Gegend von Ansbach sein Unwesen, und fraß nach und nach drei Kinder. Der Aberglaube hatte bald das Gerücht verbreitet, daß dieser Wolf niemand anders sey, als ein kurz vorher verstorbener damaliger Bürgermeister und Kostenpfleger zu Ansbach, der in dieser Gestalt nach seinem Tode rumore. Endlich wurde dieses reissende Thier am zehenten Oktober erhascht, und hierüber folgende wörtliche Relation aufbewahrt.

„Als dieser schädliche Wolf, Samstag den zehenten Oktober, in dem Weiler Neuses bei Windsbach sich begeben, um alldorten abermalen seine grausamen Mord-

thaten auszuüben, und an zwei Bauernbüblein sich zu rächen suchte, auf welche er hinter den Holzstößen lauerte, die Knäblein aber ihm Wolfen zu klug gewesen, und sich in ihre Häuser retirirten, ist es darüber von den Eltern laut, und in dem Weiler auflaufend worden. Endlich aber als Gott diesem wüthig und grimmigen Thier zu fernern Unheil nicht länger mehr zusehen wollte, fügte sich's zum Glücke an, recht wunderbar, durch die Dazwischenkunft eines Hahns, daß er denselben verfolgte, und über einen alten mit Reisig belegten Brunnen vor ihm daher flatternd hinjagte, dabei aber selbst in den Brunnen hinein fiel, und von der eilend zulaufenden Gemeinde mit Stangen, Prügeln und Steinen umgebracht wurde. Nachdem man nun das Luder also gefällt nach Ansbach, der hochfürstlich gnädigsten Herrschaft zu schauen, gebracht hatte, wurde derselbe an den auf dem sogenannten Nürnberger Berg von Onolzbach aufgerichteten Schnellgalgen, in einer Kleidung von gewichster Leinwand an Farbe fleischfarb röthlich, in einer kastanienbraunen Perücke und mit einem langen weiß graulichten Bart aufgehenkt. Das Wolfsgesicht selbst aber an und für sich ist mit einem Schönbart, oder gemachten Menschengesicht seiner etlichermaßen bei Lebzeiten gehabten Phisiognomie nach verdeckt, und die Wolfsschnauze bis an die Augen abgehauen worden. Die Höhe seiner Wolfsgestaltung war anderthalb Ellen, dessen natürliche Wolfshaut aber ist zu einem Gedächtniß solcher so seltsamen Begebenheit ausgefüllet, und in der hochfürstlichen Kunstkammer aufgehoben worden."

IV.

Der verbrannte Stier.

Im Mai des Jahres 1792 herrschte eine verderbliche Seuche unter dem Viehe in dem französischen Departement der Meurthe, der Mosel und des Rheins, welche daselbst die größten Verheerungen anrichtete. Anweisungen, von Paris abgesandt, und in Eil von Thierärzten verfaßt, welche weder den Gang noch die Fortschritte der Krankheit kannten, vermehrten das Uebel auch dadurch, daß man dasselbe nicht für ansteckend hielt, da es sich doch mit reissender Schnelligkeit, und auf die mörderischeste Weise mittheilte. Aus allen Winkeln dieser Departements gingen eine Menge Charlatans hervor, welche sich auf dem Lande verbreiteten, und durch lügenhafte Versprechungen die Landleute täuschten. Einer dieser elenden Pfuscher, der die Leichtgläubigkeit der armen Landleute vorzüglich zu benutzen wußte, verweilte in dem Dorfe Sommeville am linken Ufer des Sanon bei Rosiere in dem Meurthe-Departement, und erklärte in dem Tone eines Inspirirten, daß er nur ein einziges Mittel kenne, der Viehseuche schnell Einhalt zu thun, nemlich: eines der noch gesunden Thiere feierlich zu opfern. Er berief sich auf mehrere Beispiele der neuern Zeit, und wußte alle Welt so zu überreden, daß man sogleich Versammlungen hielt, und in denselben beschloß, den Mann, der dem

Ackerbau so wesentliche Dienste leistete, gebührend zu belohnen; zugleich wurde der Gemeindestier bestimmt, für das Wohl aller übrigen Thiere geopfert zu werden. Der Unglückliche fand nicht, wie die Raupen unter der Regierung König Franz des Ersten, einen Anwald, der seine Sache führte.

Das Urtheil wurde in der ganzen Gemeinde unter Trompetenschall ausgerufen. Die Weiber beeiferten sich, Blumenguirlanden zu winden, und damit das Opfer zu schmücken; dann führte man es in feierlichem Zuge in die Kirche, wo der Pfarrer in Amtskleidung seiner harrte. Eine große Messe wurde gesungen, und diesesmal überließen die Pfarrkinder ihre Kirchenplätze den Thieren. Ochsen, Kühe, Ziegen, Esel, Schaafe, Schweine nahmen fast das ganze Schiff der Kirche ein. Nach der Messe segnete der Offiziant die Versammlung, benetzte das Opfer mit geweihtem Wasser und überlieferte es dem weltlichen Arme.

Der Holzstoß war vor der Kirchthüre errichtet. Hier band man den Stier und warf ihn in's Feuer. Bald waren aber die Stricke, womit man das Thier gefesselt hatte, verbrannt, und halb gebraten entsprang der Ochse. Mit fürchterlichem Gebrülle rannte er hin und her. Der Teufel hat sich des Opfers bemächtigt, rief man von allen Seiten; der böse Geist will nicht, daß unser Vieh lebendig bleiben soll. Das Opfer aber muß doch vollendet werden, laßt uns schnell zum Pfarrer eilen, er soll den Besessenen schleunigst exorcisiren.." Der Pfarrer war dießmal klüger, als er vorher gewesen war. Er rieth nun

seinen Schaafen, sich schnell zu vereinigen und den Stier zu überwältigen, und ihn dann mit Ketten zu binden. Es geschah also, und das arme Thier verhauchte unter schrecklichen Quaalen sein Leben. Das empörendste war zu sehen, wie die Frauen und Mädchen gleich den Furien umherrannten, und mit kaltem Blute das Gebrülle des unglücklichen Schlachtopfers anhörten.

V.

Die Herz-Jesu-Andacht.

Ein gutmüthiger Schwärmer in England, Thomas Goodwin, Präsident des Magdalenen-Collegiums zu Oxford, schrieb in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts ein Buch unter dem Titel: Cor Christi in coelis erga peccatores in terris (das Herz Christi im Himmel gegen die Sünder auf Erden). Dieses mystische Buch fand in ganz England einen reissenden Abgang. Dieß bemerkte der Jesuit la Colombiere, der sich als Beichtvater der Herzogin von York, nachmaliger Königin, in England aufhielt. Als er nach Frankreich zurück kam, eröffnete er im Triumpf seinen Mitbrüdern die ausserordentlichen Erfolge, welche Goodwins Buch gehabt hätte. Diese waren sehr erfreut darüber, denn das Herz Jesu mußte dem Herzen eines Jesuiten wichtig seyn. Manche mögen schon im Geiste die glänzenden Folgen ge-

sehen haben, die der neue Herz-Jesu-Dienst in aller Welt haben werde, und man säumte nicht, ihn baldmöglichst in Gang zu setzen. Eben damals lebte zu zu Paray le Monial im Gouvernement Bourgogne im Kloster de la Visitation eine Nonne, Namens Marie de la Coque, eine Schwärmerin, die im Geruch besonderer Heiligkeit stand, und oft die Ehre hatte, sich mit Christus, ihrem himmlischen Bräutigam, in ihren Träumen zu unterhalten. Dieß war gerade die rechte Maschine, welcher man sich zur Ausbreitung dieser Andacht bedienen konnte, denn schon einmal hatte, wie sie erzählte, der Sohn Gottes ihr sichtbarlich das Herz aus der Brust genommen, es in das seinige geschlossen, und dann mit den Worten wieder gegeben: „Hinfüro sollst du die Geliebte meines Herzens seyn."

Im Jahre 1674 verbreitete sich auf einmal die Nachricht: Christus sey der Schwester Marie de la Coque erschienen, habe ihr sein liebevolles Herz gezeigt und gesagt: er sey entschlossen, in diesen letzten Zeiten alle Schätze und Fülle seiner Liebe über die gläubigen Seelen auszuschütten, die sich einer besondern Verehrung seines Herzens weihen würden. Dann habe er ihr befohlen: „Sage dem Pater la Colombiere, meinem Knechte, daß er meinem Herzen ein jährliches Fest stifte, diese Andacht nach allen Kräften ausbreite, und allen denen, die sich derselben ergeben werden, die Sicherheit ihrer Prädestination und Seligmachung verkündige."

Es läßt sich erwarten, daß la Colombiere diesem

himmlischen Befehle Folge zu leisten, keinen Anstand genommen haben werde, und wirklich wurde nun die Andacht zum Herzen Jesu als die kräftigste und herrlichste von allen Andachten sogleich in alle Welt ausposaunt. Eine Menge gedruckter Büchlein erschienen in allen Sprachen; Kupferstiche und Medaillen mit Herzen, die mit Dornenkronen, mit emporlodernden Feuerflammen, mit durchbohrenden Schwertern oder andern symbolischen Figuren bezeichnet waren, wurden überall verbreitet. Man theilte Skapuliere, Tag und Nacht auf der Brust zu tragen, und fiebervertreibende Zettel zum Einschlucken aus. In Spanien war keine Nonne, die nicht mit einem Herzen von rothem Tuch, um es auf dem bloßen Leibe zu tragen, beschenkt worden wäre. In allen Welttheilen, in allen katholischen Städten wurden Bruderschaften vom Herzen Jesu errichtet, Passionsmessen und neuntägige Andachten dem Herzen Jesu zu Ehren gestiftet, und Lobpredigten auf dasselbe gehalten. Die Proselyten mußten vor dem Sakrament des Altars dem Herzen Jesu ewige Treue geloben, und jedem wurde die Vermehrung und das Wachsthum dieser neuen Andacht auf die Seele gebunden, ja es wurde für das einzige Merkmal eines Herzensverehrers angesehen, wenn er einen recht brennenden Eifer zeigte, Proselyten zu machen. In Predigten und Schriften empfahl man diese Andacht als das vornehmste Mittel zum Heil der Seele, so daß sich die Zahl der Herzensverehrer mehrte, wie der Sand am Meer.

Wunder und Prophezeihungen folgten dieser Andacht

auf dem Fuße nach. Indessen dauerte es doch noch acht und sechzig Jahre (von 1697 bis 1765), ehe es den Jesuiten gelang, für den Hauptfesttag dieser Andacht ein eigenes Officium und eine eigene Messe zu gewinnen. Erst Clemens der Dreizehnte gestattete es, auch hatten sie vieles darüber zu kämpfen, ob bei dieser Andacht das fleischige und körperliche, oder das symbolische Herz Jesu verstanden werde, denn einige aus ihren Orten nahmen keinen Anstand, in den Tag hinein zu schreiben: daß man dabei wirklich das materielle Herz, als einen besondern Theil des mit der Gottheit verbundenen Menschen, verstehen müsse.

Als im Jahr 1781 der Bischof von Pistoja diese Andacht verbot, schlugen die Jesuiten einen Zettel an der Domkirche an, auf welchem geschrieben stand: Orate pro episcopo nostro orthodoxo. (Bittet für unsern ketzerischen Bischof.) Und wie sehr ihnen daran gelegen war, diesen abgöttischen Herzensdienst auch als Exjesuiten fortzusetzen, das beweist das Buch des Bischofs von Lodeve in Frankreich, Jean Felix Henri de Fumel: Le culte de l'amour de Dieu, ou la devotion du sacre coeur de Jesus Christ, worin die merkwürdige Stelle vorkommt: „Das Herz Jesu ist heut zu Tage der Mittelpunkt der Wiedervereinigung der getrennten Glieder der aufgehobenen Societät; durch dasselbe vereinigen sich im Geiste zu gewissen Stunden des Tages alle ihre Getreuen, so weit sie auch von einander entfernt, und von welchem Stande und welcher Nation sie auch

seyn mögen. Unter dem Namen des Herzens Jesu werden Häuser erbaut und Brüderschaften errichtet. Diese verbreiten und vervielfältigen sich mit jedem Tage, und geben dem Heiligthume Priester und Leviten, den Städten und Dörfern aber Missionäre und Apostel."

Es scheint, der Herr Bischof müsse in die Geheimnisse der Jesuiten ziemlich tief eingeweiht gewesen seyn.

VI.

Der betrogene Bauer.

Eine Schatzgräbergeschichte; aus Untersuchungsakten.

Ein Bauer, Namens Johann Georg H. im Gr . . . schen, arbeitete gegen Johannis 1802 auf seinen Feldern, als ein ältlicher Mann auf ihn zukam und ihm einen Brief überreichte. H. erbrach das Siegel, las den Brief — und staunte. Es wurde ihm von den Obern eines gewissen Klosters gemeldet, daß in einem seiner Holzgrundstücke ein großer Schatz liege; daß ein Mönch abgesendet worden sey, ihn zu heben, und daß die eine Hälfte dem H., die andere Hälfte dem Kloster gehöre.

Nachdem H. den Brief gelesen hatte, so erklärte der Ueberbringer: der Mönch sey schon unterwegs; H. möge ihm doch entgegen gehen, und ihm sein Holzgrundstück

zeigen. Die nahe Aussicht auf ein unerwartetes Glück machte einen so tiefen Eindruck auf den Bauer, daß er sogleich seinen Spaten wegwarf, den Acker verließ, und schnellen Schrittes auf dem Wege forteilte, den, nach Angabe des Alten, der Mönch eingeschlagen hatte. Er traf den Wundermann richtig an, führte ihn in das bezeichnete Grundstück, wo auch der keuchende Alte, der den Brief überbracht hatte, eintraf. Der Jesuit fand den Platz sehr bald, wo der Schatz begraben lag. Er foderte den Bauer auf, ein Nösel Schnaps zu holen, womit die Erde erweicht werden mußte. Der Bauer eilte in seine Wohnung, brachte das geistige Erweichungsmittel, und mußte sich nun abermals entfernen. Der Alte begleitete ihn in seine Wohnung, und es dauerte nicht lange, als auch der Mönch dort eintraf.

Die Nacht darauf sollte der Schatz gehoben werden. Als es eilf geschlagen hatte, betraten der Mönch, der alte Mann und der Bauer den Weg nach dem Holzgrundstücke. Dort angelangt, zog der Mönch den magischen Kreis, und sprach unverständliche Worte. Es entstand ein Geräusch, veranlaßt durch böse Geister; der Mönch wies diese zurück, und nun erschien eine weisse Gestalt am Kreise, die es nicht unter ihrer Würde hielt, mit dem Beschwörer zu sprechen. Der Schatz, so versicherte der Geist, bestehe aus achtzig tausend Thalern, aus einer großen silbernen Monstranz und aus den zwölf Aposteln, massiv von Silber in Lebensgröße; er könne sehr leicht gehoben werden, wenn der Beschwörer den Zwang der

Erde herbeigeschafft haben werde. Der Mönch fragte: wo dieser Erdenzwang zu bekommen sey? und erhielt die Antwort: Morgen Mittag komme eine Person in das Rathhaus zu O..feld, welche das Buch besitze. Der Geist wurde darauf wieder abgedankt, und der Mönch begab sich mit dem alten Manne und dem Bauer in die Wohnung des Letztern zurück.

Schon unterwegs beklagte sich der Mönch darüber, daß ihn das Kloster nicht mit Geld versehen habe, ob es gleich wohl hätte wissen können, daß ohne Instrument kein Schatz zu erheben sey. Der Bauer meinte jedoch, das habe gar nichts zu bedeuten; er sey schon im Stande Geld zu schaffen, und habe gerade jetzt zweihundert Laubthaler liegen, welche er dem Mönch zu beliebiger Disposition überlassen wolle. Der Mönch dankte für das gefällige Anerbieten, und foderte den Bauer auf, morgen selbst mit nach O..feld zu gehen, und auf jeden Fall die zweihundert Laubthaler mitzunehmen. Das geschah. Man traf im Rathhause zu O..feld den beschriebenen Mann; der Mönch ließ sich in Unterhandlungen mit ihm ein, konnte ihn aber zur Herausgabe des Buches nicht bewegen. Der Fremde hatte Eile, bezahlte die Zeche, und ging, worüber der Bauer ganz trostlos war, der den Mönch aufs dringendste bat, dem Fremden nachzugehen. Vor der Stadt wurde dieser eingeholt, nochmal bearbeitet, und endlich, nachdem der Bauer die zweihundert Laubthaler aufgezählt hatte, zur Herausgabe des Buches vermocht.

Der Fremde entfernte sich mit dem Gelde, der ältliche Mann wurde durch Kopfweh genöthiget, nach O..feld zurückzugehen, um sich in der dortigen Apotheke Medicin reichen zu lassen, und der Mönch allein begleitete den Bauer nach seinem Wohnorte zurück. Unterwegs ging der Mönch in ein Gebüsch, um seine Nothdurft zu verrichten, aber der Bauer wartete vergebens auf seine Rückkehr.

Einige Gauner hatten erfahren, daß der Bauer ein abergläubischer Mann sey, und beredeten sich, ihn um sein Geld zu prellen. Einer schrieb den Brief, ein anderer verkleidete sich in einen Mönch, und zwei andere stellten den bösen und guten Geist vor. Einer der letztern spielte auch die Rolle des Fremden, der dem Bauer den sogenannten Zwang der Erde (ein werthloses Buch, das dem Besitzer in einer Auction für einen Groschen zugeschlagen worden war) für zweihundert Thaler abließ. Das Geld vertheilten die Betrüger unter sich.

Eilftes Fach.

Von Predigern und Predigten.

I.

Eine Fastnachts-Predigt aus dem fünfzehenten Jahrhundert.

Nun schweigt einmal und habet Ruh
Und hört einem jungen Prediger zu:
Er wird die Wahrheit euch verkünden
Und sagen von den großen Sünden
Die in der Welt sind aufgestanden.
Man sollte sie meiden bei christlichen Banden
So wachsen sie und nehmen zu.
Getheilte Hosen, zerschnittene Schuh
Und kleine Baret mit viel Gebänden
Davon sie das hintere zuvorderst wenden
Mit spanischen Kappen und großen Hosen
Nach Wahlen Manier und Manier der Franzosen,
Und was der Junker nur kann erdenken
Das will der Bauer auch an sich henken.

Erst will ich etliche Knaben rühren
Die gar ein wüstes Leben führen.
Sie sollten ihres Handels warten,
So sieht man sie bei Würfel und Karten

Sie sollten des Nachts zu Hause bleiben
So liegen sie aus von ihren Weiben,
Und sitzen dort und leeren die Taschen,
Und lassen andere darzu naschen
Und machen sich und den Weiben Unruh:
Das gehört Ruffianern und Buben zu.

Nun red ich zu euch, ihr Weinschläuche,
Ihr sitzet dort und füllet die Bäuche
Ihr sauft und schreit und lebet im sauß
Und habet daheime kein Brod im Haus
Auch was euch Weib und Kind ersparen
Das ist euch durch die Gurgel gefahren
Ihr zieht einen feisten faulen bachen *)
Und denkt und sprecht: es wird sich machen
Wenn nun das Alter an euch rürt
Ein grauer Schelm aus dem Springer wird
Der nimmer arbeiten mag:
So kömmt das Weib mit großer Klag
Liests Büchlein euch, da alles Unglück steht
Und spricht, 's ist recht, daß dirs so geht
Hättst du gearbeitet und mäßig gezehrt
Wir wollen uns haben gar sanft genährt
Es wär uns aller Gutthat not;
So haben wir weder Hülf noch Rath
Niemand will hören von geben noch leihen
So sieht man uns im Spittel gedeihen
Und unsre Kinder am Bettelstab
Denn was hat bösen anhab
Hat keinen guten Anfang
Und gewinnt gern bösen Ausgang.

*) Schwein.

Nun gilt es euch, ihr Nachtraben
Die Mitternachts auf den Gassen umtraben
Darauf viel bösen Unfugs pflegen
Umwerfen den Leuten ihre Schrägen
Und unten dann die Stollen zerklieben
Und leere Karren in's Wasser schieben
Der Fischer auf den Fischmarkt denthen
Denselben verwechseln ihre Prenten
Der eine große vor ihm hat
Dem sezens eine kleine an die statt
Und machen zwischen ihnen Wirren und Werren
Daß sie sich früh gegen einander nerren
Als Hund u. s. w.

Nun muß ich melden die Ehebrecher
Des Nachts sich stellen unter die Dächer
Und halten sich darunter verstohlen
Bis daß die Hausmaid Wein wollen holen
Er wirft ihr da einen guten Abet
Und spricht ihr werdet von mir begabet
Denn seyd ihr gegen mich freundlich und willig
So geb ich euch zu Lohn zween Schillig
Sie spricht, Herr, wenn ich ein übrigs thu
So ists, ich dörfte wohl zweyer Schu —
Da da! spricht er, mein liebes Kind,
Giebt ihr zween Rechenpfennig verzinnt
Die legt sie ein und dankt ihm sehr
Und denkt hätt ich der Knaben mehr.

Nun komm ich an euch ihr Winkelwirth
Die man mit Geld in den Händen schmiert
Daß sie in ihren Häusern gestatten
Daß zwei sich heimlich zusammen gatten

Sie ziehen da einander hinein
Die Rede ist zwar nur vom Wein
Doch hat der Troll mit der Trutschel geredt
So deutet der Wirth aufs Kabinet
Ich seh wohl daß ihr schläfrig seyd
Da geht und ruhet eine kleine Zeit —
Sie gehen dahin mit großer Eil
So wartet der Wirth des Weins derweil
Bis Wirth und Wirthin voll sind worden
Das ist ihr Regel und ihr Orden
Ich wollt daß man solch Wirthe nehme
Und sie an ihrem Leib beschäme
Und stünden sie da nun blos und nacket
Gar wohl mit Ruthen auf sie hacket u. s. w.

Auch ihr merkt auf, die in der Kirchen schwatzen
Die Leute hinten und vorn abschatzen
Sie lassen kein Weib vor ihnen gan
Sie schlagen ihr ein Blechlein an.
Die erste hab einen stolzen Gang
Der andern sey die Nase zu lang
Der dritten sey der Fuß zu breit
Die vierte zu schmale Schuh antreit
Der fünften steht ihr Gewand nicht wohl
Der sechsten sey der Busen zu voll
Die siebente hab nicht weiß gewaschen
Die achte naschet aus der Taschen
Der neunten sey der Hals zu dick
Die zehnte thu zu viel Umblick
Der eilften sey der Mund zu groß
Die zwölfte sey nicht Wappens genoß

Die dreizehente sey eine faule Schlucht
Die vierzehente habe nicht viel Zucht
Die fünfzehente sey' am Tanz zu üppig
Die sechszehente sey' ganz aufschüpig
Die siebzehente hab ihrer zwei oder drei
Die achtzehente treibs ohn alle Scheu
Der neunzehenten sey das Fell zu fahl
Der zwanzigsten das Gesäß zu schmal
Die hab im Kindbett sich verzadelt — —
So lassen sie niemand ungetadelt.
Es sey von Mannen oder von Weiben
Das ist ihr Beten das sie treiben
Bis man das Vesperglöcklein anzeucht
Wer dann die größten Lügen leugt
Und der Leutt am meisten spott
Den heißen sie Meister in ihrer Rott.

Nun will ich auch mit den Buben sprechen,
Die in der Hausmaid Gaden brechen
Und sie vertrösten auf Kindsammen
Kommen sie im Keller und so zusammen,
O sprächen die Truhen, o sprächen die Fässer —
So dünkt sich nun die Magd viel besser
Zu seyn als selbst die Frau im Haus,
Und aller treuer Dienst ist aus.
Sie will nun haben eine Untermaid
Die Wasser und Holz in die Küche trait
Und koch und kehr und spühl und heiß,
Weil sie den Wein im Keller weiß:
So wird ihrs schwer an Wasser zu denken
Sie hat die Schlüssel an sich henken

Und wenn sie nun die Faulen gewinnt
In Händen des Abends, nicht gerne spinnt
Des Nachts, und früh auf dem Tag lang leit
Und man ihr endlich Urlaub geit —
So wird ein geistlich Zäpfin draus
In einem Kloster, heist Frauenhaus.

Zu lange Predig ist Ungebühr
Der Wahrheit zu viel ist nicht Manier
Man heist es lügen, man heist es schwatzen,
Und hat lieber schmeicheln und Ohrenkratzen,
Drum hat auch meine Predigt ein End
Köm mir ein Trinkgeschirr in die Händ
Ich wollt ein Jungfrautrünklein saufen
Daß mir beide Augen müßten überlaufen.

II.

Eine schöne kurzweilige Fastnachts-Predigt von Doktor Schwarm von Hummelshan *).

In Nomine Domini, Amen, strammen: der Blinde schlug den Lahmen, um ein Stück Fleisch, daß ihn der Hund beiß. Assit ad inceptum, alle gute Schlemmer

---

*) Vermuthlich aus dem sechzehnten Jahrhundert; gedruckt auf einem einzelnen halben Bogen in Oktav, mit einem Holzschnitt, der den Fastnachtprediger vorstellt.

mecum, inter nates mulierum, quod loquor non est verum. Verbo praeposito, capitulo nullo, nigro Folio, spatio corrupto.

Ihr Kinder Christi, die Worte, die ich euch eurer Lieb in Latein hab' gesprochen, die hab' ich zwischen Schlampampen, Ostern und Pfingsten von einem dürren Zaun gebrochen, und lauten die Wort im schriftlichen Sinn also: Wer nicht Bett hat, der lieg im Stroh; die Gnade des Kellners; die Gütigkeit des Kochs, die Mitwirkung des Beckers, sey mit euch die ganze Wochen, auf daß mir feist werden meine Knochen. Alle die lieben Menschen, die daß begehrend seyn, sprechen: Pfluamen! daß die jüdische Wucherer all müssen verkrummen und verlahmen. Expliciunt, expliciunt, die Feigen sind den Bauern ungesund: man soll den Bauern die Feigen geben, die in der Stadt hinter der Mauer kleben. Exquibus quabus: fiedre dich, Blaufuß; die Gänse gehen barfuß. Intus pertincus: greif auf die linke Hand, so findst du's.

Weiter auszubreiten diese Wort, so nehm ich vor mich den hochgelehrten schriftweisen Mann mit Namen Denaus, der also spricht: Sum, es, est: bleibt, wer ihr lang seid gewest. Ueber diese Wort schreibt Meister Hipokras, der seinem Vater ein Flegel fraß, und der Lehrer Abakuk, der seine Mutter mit dem Stiefel schlug, und sagen also: Eine Katz und eine Maus, zween Hähn in einem Haus, ein junger Mann und ein altes Weib: die leben selten ohne Streit. Niles nalles, killes kal-

les, Alter walter palter: das sind gar wilde Wort, die findt man nicht im Psalter; sondern sie sind geschrieben im neunten finstern Gesicht. Wer weiß, was oft im Kühstall geschicht? ob er ihr die Metten thät besingen, und ihm die Schellen thäten klingen. Perficulum et per faculum, quilibet clericus habet magnum taculum. Das ist auf Deutsch so viel geredt, als: die Gelehrten seyn aller Ehren werth. Caudas caudine: eine ströherne Pfeif und eine lederne Posaune, und eine wollene Zinke: aus einer Rindern-Flaschen sollt ihr trinken. Tanzt und springt zu dieser Faßnacht, daß euch der Rücken und der Hals kracht! zerbrecht die Krüg und die Töpf, und schmeißt sie einander frisch um die Köpf; sauft und freßt euch voll, so wird euch im Bauch und Kopf nicht wohl; speit aus Leber und Lungen: das heiß gesch... über die Zungen. Sauf dich voll und leg dich nieder, steh früh auf und füll dich wieder. Es spricht der große Alexander: also vertreibt eine volle Weise die ander. Ein jeglicher begreif diese Wort, der sie zuvor nicht hat gehört, bis ihr kommt in den Himmel, da die alten Schuhin verschimmeln. Nun fallt bald nieder auf die Knie, sprecht: Gnad mir himmlische Sackpfeif, allhie! Und helft mir bitten für das groß Geschlecht, für Huren, Buben und Bäckerknecht. Nun kniet nieder mit Ungeduld, und sprecht mir nach die offene Schuld: hast du verspielt, so hab Geduld, und laß dir's leid seyn, so will ich dir vergeben Schuld und Pein.

Wir armen dummen Leute, wir haben das Fieber in

dem Beutel; das Sterben ist uns drein kommen, deß haben wir keinen Frommen. Helft mir bitten: Vater unser, wer du bist; niemand weiß, wer des andern Schwager ist. Würden reden Stühl und Bänk, ihr würdet erfahren gute Schwänk. Ach liebe Maria! die Katz ist über dem Quarge, sie hat der Mäuse vergessen, und hat den Quarg schier gar ausgefressen: Ich glaub an ein räudig Schaaf, und an den von Eckersbach, der den Bauern die Krüge zerbrach: da fing man ihn und hing ihn: da hängt er noch: geht hin, und blaßt ihm alle ins A . . . .

Nun hört zu ihr lieben Frauen und Weiber, es ist auf der Schul verloren worden ein Schreiber; hat ihn irgend eine zu ihr genommen, die laß ihn gehen, er soll bald wiederkommen; denn er soll eilends auf der Schul seyn, und soll einer schreiben das Latein.

Nun helft mir bitten für die lieben Seelen, die da verschieden sind aus den Federkielen; auch für eine Sau, das war ein Schwein, und für die liebste Mutter sein; für einen Zimmermann und seine Klammer, für einen Schmidt und seinen Hammer; für einen Hermann, das war ein Bock, und für des Calefaktors Rock. Auch sollt ihr an die vergessenen Seelen gedenken, und dem Prediger eine Kanne Bier schenken.

Hört, ihr jungen Frauen gar eben, man wird heint auf der Schul eine Spende geben; Eier und Würst, Wein und Bier genug, wenn euch dürst't. Ihr alten Weiber sollt daheim bleiben, ihr könnt die Treppe nicht

nauf steigen; denn sie hat der Stufen nicht alle: ihr sollt wohl Arm und Bein zerbrechen, wenn ihr beginnt zu fallen. Aber den alten Betteln wird man halten ein Seelbad, in der Mühl unter dem Kammrad. Die Spend soll ihnen werden auch: Schwefel, Pech und Hüttenrauch, Pilsensamen und Pulverkorn: die alten Huren sind all verloren. Auch habe ich noch eine Lehr, die will ich euch geben mehr, als nemlich in vier Sprachen: Griechisch, Böhmisch, Lateinisch und deutsch: **Ossimossi**, das ist Griechisch; **Ita vere**, das ist Lateinisch; **No omim zesski**, das ist Böhmisch; Leck mir's A... das ist deutsch.

Ablas will ich euch geben die geus; beißen euch die Flöh, so wehrt euch der Läus. Auch will ich euch geben fürwahr etwas Guts zum neuen Jahr. Sonderlich den jungen Lappen, die des Nachts auf der Gassen umsappen, den geb ich ein altes Schwein, daß man sie damit soll werfen in den Rhein. So geb ich den Frauen und Jungfrauen einen güldenen Stuhl, daß sie alle Tag dreimal müssen kommen auf die Schul; da wollen wir ihnen guten Willen beweisen, und sie mit schönen Gerüchten speisen.

Also will ich meine Predig enden: gelust's euch, so lauft mit den Köpfen wider die Wände. **Finis.**

III.

Kanzelgeschmack.

Samuel Dietrich, zu Templin in der Uckermark 1657 geboren, besuchte die Hochschulen zu Leipzig und Wittenberg, wurde 1678 Rektor zu Havelberg, nach zwei Jahren Landprediger, kam 1690 als Pastor und Inspektor nach Ruppin, und starb daselbst 1697. Unter seinen, meistens homiletischen Schriften befindet sich eine „Geistliche Oelkammer, oder Sammlung gar sonderbarer Dispositionum zu heiligen Reden" wovon „im Jahr des Herrn Christi 1684" schon die dreizehente Ausgabe gedruckt wurde. Vor dem Titelblatte steht der Herr Auctor selbst in einer langen Allongeperücke, und mit einem stattlichen Boltenkragen geziert. Hinter dem Titelblatte folgt eine lange Dedikation des Verfassers an seinen gnädigsten Landesfürsten, in den devotesten Ausdrücken abgefaßt; darauf eine bogenlange Vorrede, welche Bericht von dem allgemeinen und außerordentlichen Beifalle abstattet, womit das vorhergehende ganze Dutzend von Auflagen dieses Büchleins von einem heilbegierigen Publikum aufgenommen und verschlungen worden sey. Zum Belege dieser Behauptung sind acht und vierzig Gratulations-Gedichte an den berühmten Verfasser des unsterblichen Werks abgedruckt. Den Beschluß dieser Avantgarde macht ein weitläuftiges gedrucktes Patent und eigen-

händiges, schmeichelhaftes Kabinetsschreiben des Landesherrn, worin Se. Durchlaucht, aus höchsteigener Bewegung, den hochgelahrten Herrn Magister, zur Belohnung seiner gelehrten Meriten, zum Superintendenten der ganzen Provinz huldreichst avancirten, da er vorher nur Landprediger auf einem unbedeutenden Dorfe gewesen war.

Von dem damaligen Kanzelgeschmack, und von dem Erfindungsgeiste des Autors bei Behandlung der evangelischen und anderer Texte, geben folgende von ihm vorgeschlagene und entwickelte Themata einen klaren Beweis.

Am dritten Advent. „Ihr höret und redet doch so gern von Staat und Kleiderpracht; darum stelle ich euch heute zwo Sorten neuer Kleider auf; und zwar 1) den befleckten Adamspelz und 2) das neue Kleid der Gerechtigkeit.“

Am Sonntag nach Weihnachten. „Heute stell ich euch vor: Eine christliche Kinder-Komödie, und da treten auf 1) im ersten Auftritte Simeon und Hanna, 2) im zweiten Joseph und Maria, und 3) im dritten das Jesuskindlein selber.“

Reminiscere. „Wie unser Herr Christus das kananäische Weiblein züchtiget? 1) Wie, 2) womit, und 3) warum er es züchtiget?“

Oculi. „Der Teufel, als ein großer Kettenhund, 1) als ein großer Hund; denn er hat nicht nur Menschenkinder, sondern auch den Sohn Gottes in die Beine gebissen; aber auch 2) als ein Kettenhund, denn hernach-

mals hat er wieder müßen mit Schimpf und Schande in sein höllisches Hundsloch zurück kriechen."

Erste Fastenpredigt. Text Psalm XXII. 13: „Die Pharisäer, als große und fette Ochsen aus Basan. Wir betrachten demnach 1) ihren Kopf, 2) ihren Bauch, 3) ihren Schweif und 4) ihr Geplärr."

Zwote Fastenpredigt. „Vom Herodes, dem alten listigen Fuchse, und zwar 1) von seinem Balge, 2) seiner Speise, und 3) seiner List."

Dritte Fastenpredigt. „Unser Herr Christus, eine Passionsscheibe. Dabei sehen wir 1) auf die Schützen, die nach dieser Scheibe schießen, 2) die Pfeile, womit sie schießen, und 3) die Fehlschüsse, die sie thun."

Erste Osterpredigt. „Die Vergleichung unserer Auferstehung mit einem Ostereye, und zwar, was anlanget 1) dessen Rundung, 2) Härte, 3) Farbe, und 4) Durchsichtigkeit."

Zwote Osterpredigt. „Der zweifache Schall der Paulinischen Osterposaune. Dieser ist 1) ein historischer, und 2) ein prophetischer Schall."

Trinitatisfest." Das sausende und brausende Evangelium. Wir forschen also nach: 1) Wo, wie und wohin es sauset, und 2) wo, wie und wohin es brauset."

Sechster Trinitatis." Unser Herr Christus, ein Schornsteinfeger, und da besehen wir 1) den Schornsteinfeger selbst, 2) den Rauchfang, den er feget, und 3) die Besen, womit er feget."

Erndtefest. „Eine vierfache geistliche Erndte, nem-

lich 1) eine geistliche Heu= 2) Korn= 3) Obst= und 4) Wein=Erndte."

Neunzehnter Trinitatis. „Die glaubige Seele, als eine mit güldenen Spangen gezierte Königstochter, und hier untersuchen wir 1) die glaubige Königstochter selber, worauf wir dann 2) ihre güldenen Spangen beschauen."

IV.

Der freimüthige Prediger. *)

Als (vor mehr als hundert Jahren) auf Befehl eines gewaltigen Generals die Leute mit Gewalt auf den Straßen, aus Häusern und Betten, ja vor den Kirchthüren als Rekruten weggenommen wurden, sprach M. Seebisch in einer Passionspredigt Folgendes: „Heut zu Tage ist noch eine andere Art der Gottlosen, die Christum in seinen Gliedern verkaufen, wie denn durch die gewaltsame und mehr als barbarische Werbung leider mehr als zu viel geschieht, da man Menschen wie das Vieh, ja noch ärger als das Vieh, zusammentreibt und wegführt. Denn es ist in unserm geliebten Vaterlande, Gott Lob! noch niemals dahin gekommen, daß man auf öffentlichen

*) Aus Gerbers unerkannte Wohlthaten Gottes im Churf. Sachsen. Dresden 1717. Bd. II. S. 187 ff.

Straßen Jemanden einen Ochsen oder Pferd ausspannt, und mit Gewalt wegtreibt. Aber viel schändlicher ist es, daß man den Sohn von seinem Vater, den Ehemann von seinem Weibe, den Knecht von seinem Herrn wegreißt, dergleichen Gewaltthätigkeiten unser liebes Vaterland noch nie gesehen hat. So gehets jetzt daher, aber ist denn das recht? das Land zu verwüsten, Handel und Wandel zu ruiniren? ist das recht, unschuldige Leute mit mehr als henkermäßiger Tortur zu einem Jurament wider ihr Gewissen zwingen? kann das Gott gefallen, daß man so viele Leute um ihre Freiheit, Leib und Leben, oder wohl gar um ihre Seele bringt? Ich fürchte, solche große himmmelschreiende Sünden werden endlich unserm Lande den Garaus machen. Solchen Menschendieben hat Gott die Todesstrafe zuerkannt (2. Mos. 21, 16.).“

Der selige Lehrer wurde zwar angefochten, aber er verantwortete sich dergestalt, daß seine Widersacher sich schämen mußten.

V.

Drei Kanzelredner.

1. Am Geburtstage des Herzogs **Georg Wilhelm** zu Liegnitz, predigte ein Kandidat, Namens **Textor**, unter dem Titel: Leibgarde des durchlauchtigsten Herzogs rc. über die Worte des 91sten Psalms: der

Herr hat seinen Engeln befohlen rc. und schloß mit folgenden Worten:

„Sehet an die gottselige Louise, unsere gnädige Fürstin und Frau, ist sie nicht der recht gesegnete grüne und fruchtbare Weinstock, der sich um das keusche fürstliche Ehebett und fürstliche Haus ausbreitet? Sehet die von diesem fruchtbaren Weinstock entsprossene süße Traube, Charlotte, unsre gnädige Prinzessin; gedenket an das weiland annehmliche Träublein Louise, die leider der unbarmherzige Atropos viel zu zeitig von diesem Weinstock abgeschnitten; werfet eure Augen und Sinnen mit mir auf die schöne und blanke Muskatellersüße Traube, Georg Wilhelmen, welche heute jährig aus dem fruchtbaren Weinstock seiner werthen Frau Mutter getrieben. Ach Gott, du Herr deines Weinberges, wende ab von diesen edeln Muskatellerträublein alle Nordwinde, alle Schädlichkeiten, und verhüte ja, daß der unverschämte Winzer, der Tod, sein Messer nicht zu zeitig ansetze, sondern laß es zu völligem Wachs= und Reifthum gedeihen, und durch seinen Muskatellersaft das ganze Land erquicken und erfreuen. Amen.“

2. Der Pater Abraham a Sancta Clara war Hofprediger zu Wien, und zu seiner Zeit ein sehr berühmter Mann:

Er starb im Jahre 1709, und da er den Menschen oft an das Herz donnerte, so wurden seine Predigten sehr häufig besucht. Nachdem er in einer derselben seine Zu=

hörer zur Vermeidung jeder Gelegenheit zum Bösen aufgefodert hatte, gab er folgende Erklärung einer ächten Jungfrau:

„Eine rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie die Glocken am Charfreitage, muß sich nit viel hören lassen, die Männer endlich können Vocales seyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen mutae (stumm) seyn: Eine rechte Jungfrau soll und muß seyn, wie eine Orgel; sobald diese ein wenig angetastet wird, schreiet sie; eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn, wie ein Palmesel, der läßt sich im Jahr nur einmal sehen; eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn, wie eine Spitalsuppe, die hat nit viel Augen; also soll sie auch wenig umgaffen; eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn, wie eine Nachteule, die kommt kein wenig an's Tageslicht; eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn, wie ein Spiegel, wenn man diesem ein wenig zu nahe kommt, und anhauchet, so macht er ein finsteres Gesicht; eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn, wie ein Licht, welches versperrt in der Laterne viel sicherer ist, als ausser derselben. Insonderheit aber soll seyn und muß seyn eine rechte Jungfrau, wie eine Schildkröte; diese ist allezeit zu Haus, maßen sie ihre Behausung mit sich trägt: also eine rechte Jungfrau sich mehresten soll zu Hause aufhalten, zur Meidung aller bösen Gelegenheiten; dann gleichwie jener gute Saame des evangelischen Ackermanns, so auf den Weg gefallen, von den Vögeln ist verzehret worden, also seynd die ehrsame Jungfrauen,

welche immer auf Wegen und Gassen sich sehen lassen, vor den Erzvögeln gar nicht sicher. Wäre Dina, des Jakobs saubere Tochter, zu Haus geblieben, und hätte die Gefahr gemeidet, so wäre sie niemals so spöttlich um die Ehre gekommen."

3. Ein zweiter Pater Abraham à Sancta Clara war der Pastor Spörer. Er lebte um das Jahr 1720 als Pfarrer zu Rechenberg im Fränkischen. In einer seiner Predigten hat er sein höchst naives Glaubensbekenntniß in Ansehung des schönen Geschlechts abgelegt. Es lautet wörtlich folgendermaßen.

„Das Frauenzimmer lieb' ich von Natur, wenn sie schön, galant, complaisant, honett, sauber aufgeputzt, wie ein schön Pferd, da weiß ich schon, wie sie zu respektiren seyn; die wohl haushalten können, dem Mann an den Augen Alles ansehen, was er will, ach, da lacht das Herz, wenn der Mann heim kommt, und einen solchen schönen liebenswürdigen Engel antrifft, die ihn mit ihren schneeweißen Händen empfängt, küsset, herzet, ein Brätlein und Salätlein auf den Tisch trägt, zu ihm hinsitzet und spricht: Engel, wo will er heruntergeschnitten haben, und was dergleichen honigzuckersüße herzerquickende Reden mehr sind. Wenn aber einer einen hoschi, roschi, boschi, einen Rumpelkasten, ein altes Reibeisen, einen Zeidelbär, eine Haderkatz, ein Marderfell im Haus hat, die immer brummt, mumm, mumm, mumm, die eine Thüre zu, die andere aufschlägt, die

im Schlott mit der Ofengabel hinausfährt und wieder auf den Heerd herunterplummt, die ein Nest voller Eulen macht, die lauter Speisen von Enzian, Suppen aus'm Höllenhafen anrichtet, die ein Gesicht wie ein Essigkrug hat, und was des Teufelszeugs mehr ist, die lieb' ich nicht, der Teufel mag sie lieben."

Dieser nämliche Kanzelredner redete einst in einer Predigt die verstockten Sünder also an:

„Wenn du dort liegst und alle viere streckst, und glotzest wie ein gestochener Bock, na do wird a Fred seyn, wenn der Teufel mit dem schwarzen Register kommt, dir deine Sünden Regimenter- und Eskadronenweis vor Augen stellt, der gräßliche Mann, der Tod, die Bettstelle in die Hand nimmt, dir so angst und bang macht, daß du in der Haut nit bleiben kannst, wenn Läus und Mäus von dir laufen, da wirst du erst inne werden, was der Alte gepredigt u. s. w."

VI.

Die Lektion von der Kanzel.

Es gab eine Zeit, wo es sich die Prediger herausnahmen, von der Kanzel herab ihren Landesherren die derbsten Wahrheiten zu sagen. Der damals herrschende Ton war ganz verschieden von dem neuern subtilen Schmeichelgeist,

der später an seine Stelle trat. Daß inhumane und ungebildete Geistliche leicht zu weit gehen konnten, leidet keinen Zweifel. Das Urtheil über folgendes Beispiel sey dem Leser überlassen.

Der Herzog Karl von Braunschweig, der von 1735 bis 1780 regierte, der Vater des unglücklichen Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, war ein großer Freund der Jagd. Um diese Neigung zu befriedigen, besuchte er nicht selten den wildreichen Harz. Dieß geschah auch einstmals an einem Sonntage, obgleich laut der eigenen Edikte des Herzogs das Jagen am Sonntage bei harter Geldstrafe verboten war. Indessen wollte es der alte Fürst dennoch bei seinem Prediger in Blankenburg, in dessen Umgebungen die Jagd gehalten ward, gleichsam wieder gut machen, daß er noch am nemlichen Sonntage den Gottesdienst besuchte, ob er gleich ein wenig zu spät kam. Er fürchtete deswegen wirklich die kleinen Seitenhiebe seines Konsistorialraths, deren er sonst schon gewohnt war; allein dießmal schwieg der Konsistorialrath, und der Herzog glaubte am Ende der Predigt aller Kritiken entgangen zu seyn, als der Prediger das weitläuftige Edikt des Herzogs gegen die Sabbathschänder, die sogar am Sonntage zu jagen pflegten, hervorzog, und es in extenso nebst den darin enthaltenen Strafgesetzen wörtlich ablas. Der Herzog, ein von Natur frohgelaunter Herr, nahm dieß dem Geistlichen nicht übel, machte aus der Sache einen Scherz, und sandte dem Prediger die Strafgelder zu, die er laut des Edikts wegen der an einem Sonntage

geübten Jagd, zu bezahlen hatte. Der Geistliche nahm die Gelder an, und sandte seinem Landesherrn eine Quittung mit den Worten zu: „Daß er die von Sr. Durchlaucht wegen des Jagdunfugs am Sonntage von Rechtswegen zu erlegenden Strafgelder richtig erhalten habe."

VII.

Der Deserteur und das Pergament.

Während des baierischen Erbfolgekrieges, im Winter 1778 stand das Regiment Prinz von Preußen und das Grenadier-Bataillon von Preuß zu Neustadt in Oberschlesien in Kantonirung. Am Neujahrstage predigte der Kapellan der katholischen Kirche, und verkündigte den Jahreswechsel auf folgende Art: „Meine Libben, wir haben einen Teserteur kehabt! es ist aber nit von der Kompagnie des Herrn Major von Preuß, auch nit von der des Herrn Hauptmann von Wrachen, auch nit von der Kompagnie des Herrn Hauptmann von Marschall. Nun werdet ihr wohl kar klauben, der Teserteur sey von dem Regiment Seiner königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen; aber nein, das ist er nit — nun rathet, was haben wir für einen Teserteur kehabt? — — (Nach einer langen Pause) ich sehe schon, ihr könnt's nit rathen — ich wills euch also nur sagen: das alte Jahr ist uns tesertirt."

Eben dieser Kapellan wollte in einer andern Predigt seinen Zuhörern den Werth der katholischen Religion recht anschaulich machen, und machte daher folgenden Vergleich: „Die reformirte Religion ist zu vergleichen dem Löschpapier; die lutherische dem Postpapier, aber unsre allein seligmachende, römisch-katholische Religion ist gleich dem Pergament, und hält wie Tausendsakrament!"

Sonderbar war das Lebensende dieses geistlichen Possenreißers. Er las am neun und zwanzigsten Februar 1779 gerade Messe, als die Oesterreicher die Stadt zu beschießen anfingen. Die erste Haupitzgranade schlug in die Kirche, und schlug ohnweit dem Altar nieder, an welchem der Kapellan stand. Obwohl die Granade nicht aus einander sprang, auch Niemand beschädigt wurde, so fiel dennoch der Kapellan vor Schreck um, und starb am Nachmittage des nemlichen Tages.

VIII.

Der Prediger unter den Räubern.

Ein armer Landgeistlicher wanderte allein und nichts Böses ahndend durch ein Holz, als ihn plötzlich drei Räuber anfielen, und ihm mit vorgehaltenem Pistole sein Geld abforderten. Er reichte ihnen die wenigen Groschen, welche er hatte, und versicherte, daß er ein armer Dorfpfarrer sey und weiter nichts im Vermögen besitze. Da

sagte einer von den Räubern zu den beiden andern: „Was kann uns das wenige helfen? laßt den armen Schelm; aber da er ein Prediger ist, so soll er hier unter freiem Himmel eine kurze Predigt halten.“ Der Pfarrer bekam seine wenige Groschen zurück, und hielt den Räubern folgende Predigt:

Meine Zuhörer!

Vergönnet mir, daß ich, jedoch ohne alle Vergleichung, das Leben Jesu Christi gegen das Eure stelle. Er hat viel erlitten in dieser Welt; Ihr auch. Er war unstet und flüchtig; Ihr seyd es auch. Er ging in Gesellschaft seiner Jünger; Ihr geht auch in Haufen. Er hatte keinen sichern Ort; Ihr auch nicht. Er hatte oft Regen, Wind, Frost, Hitze und Ungewitter zu erdulden; Ihr seyd gleichem Ungemach oft Preis gegeben. Er ging mit bloßen Füßen; Ihr seyd auch nicht am besten bekleidet. Er hatte nicht mehr als einen Rock; Ihr habt, wie ich glaube, auch nicht mehr, als was Ihr auf dem Leibe traget. Er hatte weder Gold noch Silber; aller Vermuthung nach seyd Ihr auch nicht damit versehen. Er fastete willig vierzig Tage in der Wüste; das thut ihr gar oft, aber wider euren Willen. Er ward vom Teufel versucht; Ihr seyd schon des Teufels. Er ward vom Teufel auf einen hohen Berg und auf die Zinne des Tempels geführt; Euch führt er auf Bergen und Höhen, um auszuspähen, von woher Reisende kommen. Er hatte Hunger und Durst; Ihr leidet auch oft daran. Er ward gehaßt und verfolgt von der Welt; beides widerfährt Euch auch.

Die Juden hielten täglich auf ihn, daß sie ihn fangen möchten; die Gerichtsdiener lauern auf Euch, um Euch zu erwischen. Er wurde vom Judas verrathen; Einer von Euch wird seine Diebsgenossen ebenfalls verrathen. Er wurde gefangen geführt, gebunden und gefesselt; so wird es Euch auch ergehen. Er verantwortete sich vor dem Kaiphas und ward vor Pilatus und Herodes geführt; also werdet auch Ihr Euch verantworten müßen vor den Richtern. Er ward an eine Säule gebunden und gegeisselt; es kann seyn, daß Ihr auch schon einmal mit Ruthen gestrichen worden seyd. Er wurde verdammt, daß er zwischen zween Mördern gekreuzigt werden sollte; Ihr werdet auch einmal gerädert werden, und einer von Euch mitten unter den Andern liegen. Er gab seinen Geist auf; auch Ihr werdet sterben. Endlich ist er begraben worden, zur Hölle gefahren, auferstanden und in den Himmel eingegangen; so werdet auch Ihr den Rabenstein zu Eurem Begräbniß erhalten, zum Teufel fahren in das höllische Feuer, und dort ewiglich tausendfache Qualen erdulden, wenn Ihr Euch nicht noch bekehrt. Dabei bleibt es, Amen.

IX.

Der Jesuit auf der Kanzel.

Der Exjesuit Johann Nepomuck Gruber, Prediger an der kurfürstlichen Hof- und Malteserkirche zum heil. Michael in München, ein gewaltiger Eiferer gegen lutherische Ketzerei, hielt am 23. Dezember 1781 eine Predigt vom guten Gebrauch des Zorns, und ließ sich unter andern also vernehmen:

Der Zorn in dem Menschen gleicht dem Feuer in der Welt. Gleichwie in der Welt Feuer nothwendig ist, so ist auch die Anmuethung des Zorns nothwendig in dem Menschen. Aber wohlgemerkt! Ein heiliger rechtmäßiger, gut angelegter Zorn. Solch ein Zorn ist nicht nur allein gut, er ist auch die Pflicht eines jeden Christenmenschen. Diesen Zorn soll man haben erstlich gegen fremde Sünden, dann gegen seine eigne. Dieser Zorn ist ein Stein, der das Pflaster auf dem Weg des Herrn recht fest und eben macht. Dieser Zorn ist ein guter Haushund, der gegen Räuber und Diebe, das ist, gegen fremde Sünder bellet. Diesen guten Haushunden sollen alle Obrigkeiten, und Richter, alle Seelsorger und Prediger, alle Eltern und Vorgesetzte gleichen. Die Obrigkeiten sollen diesen Zorn haben in Abstrafung und Verhinderung öffentlicher Sünden; sie sollen hart strafen die Werke der Finsternisse, die heimlichen, ärgerlichen und gottlosen Zusammenkunf-

ten und Gesellschaften. Sie sollen nicht stumme Hunde, sondern gute, bellende Haushunde seyn, wenn die Irrlehrer, die lutherischen Ketzer und Freidenker, die verdammten Juden und Heiden die Kirchenzucht, den Glauben und die Lehrer der heiligen katholischen Kirche angreifen, da ist der Zorn heilig, und gerecht. **Melior est ira, quam risus.** Besser ist der Zorn, als das Lachen.

O ihr Obrigkeiten und Richter, laßt euch doch nicht so oft schaffen, daß ihr nicht stumme Hunde seyn sollet, wenn schädliche, sittenverderbende, ketzerische, lutherische, freigeisterische Bücher, wie eine Sündfluth die Welt umschwemmen, wenn diese Sündfluth der gottlosen ärgernußvollen Bücher den Stein des Glaubens aus dem Pflaster des Weges zum Heil und ewigen Leben losmachen. Seid keine stumme Hunde, wenn es die Ketzer machen, wie die Diebe, die den Hunden mit allerhand Lockspeisen vergeben wollen. Lasset euch nicht einschläfern vom Trank der Freigeisterei, und lasset euch nicht vergeben von der Lockspeise der gefährlichen und ketzerischen Grundsätze. Bellt und beißet die Ketzer, die Räuber eures heiligen, alten römisch-katholischen Glaubens. **Melior est ira, quam risus.** Seyd keine stumme Hunde, wenn die Bücherverleger und Verkäufer allerhand Gift ausstreuen, wenn sie die leidige Pest der Irrlehre, und der gottlosen Freidenkerei ausbreiten. Da sollet ihr zörnen, da sollet ihr in eine heilige Wuth gerathen, da sollet ihr strafen, konfisciren,

verbrennen die Charteken und Fetzen, mit denen der sündhafte Teufel der heutigen ketzerischen Welt eine so große öffentliche Bibliothek aufrichtet, worin jedermann lesen, und über den Glauben und die Religion spotten und lästern darf, wie er will. Dieser verdammte Bibliothekarius wirft alle heilige Bücher, als da sind, die frommen Prediger und Asceten, die gottseligen Meditanten und Gebetbücher aus seiner ruchlosen Bibliothek, und kauft sich dagegen arm an gottlosen Schriften, als da sind:

Schmähschriften über Jesuiten, und Inquisition, Pasquille über eifrige Prediger, und heilig mäßige Ordensleute, Spöttereien über die heilige Religion der katholischen Kirche. Da sollet ihr in einen heiligen Zorn gerathen. Da ist euer Zorn wohl angelegt. Da sollet ihr euch von keinem menschlichen Respekt und Ansehen verführen lassen. Da sollet ihr gute Haushunde seyn. Da soll euer Zorn ein fester Stein des Glaubens, und ein unübersteiglicher Fels der Starkmuthigkeit seyn.

Auch wir Prediger und Seelsorger sollen da einen heiligen Zorn haben. Auch wir sollen gute Haushunde, gute Kirchenhunde seyn, wenn die falschen Propheten und Irrlehrer die Kirchenzucht angreiffen wollen. Da sollen wir uns tapfer wehren, und so lange bellen, bis wir diese gottlose Räuberbande verjagen. Da ist es eine heilige Pflicht zu zörnen, darein zu schlagen mit dem furchtbaren Arm unsrer geistlichen Macht, zu beissen mit den Zähnen des festen Glaubens. Ein Muster ist uns Moses,

der da in Zorn gerieth, als sein Volk um das goldne Kalb, um den Erzketzer, und Freigeist des Alterthums, tanzte. Und giebt uns nicht selbst der sanftmüthigste aller Menschen, Jesus Christus, ein Muster, wie sehr man zörnen müsse, wenn falsche Wechsler und Handelsleute, das ist, falsche Irrlehrer das Heiligthum der Kirche entehren? Er ergriff die Geisel und trieb im Grimm seines heiligen Zorns die Wechsler und Kaufleute, die Ochsenhändler und Kräuterweiber aus dem Tempel, stieß die Wechselbänke um, und warf Bänke und Stühle untereinander.

Wie Christus zur Ehre seines himmlischen Vaters die Geisel des Zorns ergriff, so sollen auch die Prediger diese Geisel ergreifen, und die ketzerischen Lehrer, die der Jugend gottlose Grundsätze und freigeisterischen Unglauben predigen, von der Kanzel herabpeitschen. So sollen auch wir mit der Geisel des Zorns bewafnet in die Boutiquen der giftigen Kräuter, worin allerhand ärgerliche und gottlose Bücher, Fetzen und Charteken verkauft werden, eindringen, und die Verschanzungen der Freigeister, ihre Bücher, bestürmen, die Verleger und Verkäufer scharf geiseln, die unkatholischen, gottlosen Bücherschreiber mit dem Stein unsers Glaubens todt werfen, und über die ganze Festung der Freigeister unser Anathemasis schreien und bellen.

Beim Schlusse des Jahres 1781, predigte Gruber, ebenfalls in München, über die Worte des 27. Psalms,

Vers 6: Ich will singen und lobsagen dem Herrn. Er sprach:

Cantabo ad Deum, qui fecit mihi bene. Ich will singen zu Gott, der mir Guetes gethan hat. Also, und mit den nämlichen Worten soll heut jedes nicht ganz undankbare Christenherz den Tribut der Dankbarlichkeit seinem Gott bezahlen. Also, und nicht anders soll rufen und anstimmen das Danklied des Propheten David jeder dankbare Christ. Cantabo ad Deum, qui fecit mihi bene. Ich will singen zu Gott, der mir Guetes gethan hat. Aber merket wohl, was David darauf sang: Paratum est cor meum, Domine! paratum est cor. Mein Herz ist bereitet, o Herr! bereitet ist mein Herz. Aber wie soll es bereitet seyn? wer ist so rein an Seel und Leib, daß er aufrichtig sagen könnte: paratum est cor meum? — Ich will euch also bereitet machen durch die Anhörung des Wort Gottes, und will euch erinnern an die unzählbaren Gutthaten, die ihr dieses Jahr von Gott erhalten habet. Und deswegen stelle ich anheut drei Fragen an euch.

Zum ersten frage ich euch also, wie habet ihr die Gutthaten, die euch Gott dieses Jahr erwiesen hat, verdienet? Zum zweiten frage ich euch: wie habet ihr die Gutthaten, die euch Gott dieses Jahr erwiesen hat, angewendet? Zum dritten frage ich euch: wie habt ihr die Gutthaten, die euch Gott dieses Jahr erwiesen hat, vergolten?

Diese wichtige Fragen an euch zu stellen fange ich an mit dem Schutz des heiligen Geists rc.

Am ausführlichsten sprach Gruber in dieser Predigt mit der Stadt München. Er apostrophirte sie mit folgenden Worten:

I. Frage dich selbst, Stadt München! frage dich selbst: wie hast Du so viele Gutthaten von dem König der Könige, von dem König der Thronen und Herrschaften, der Seraphin und Cherubin, wie hast du so viele Gutthaten verdienet? warum hat dich der Herr nicht mit Theurung, warum nicht mit Krieg, warum nicht mit Pestilenz heimgesucht? Bist du nicht lasterhafter, und gottloser, als Ninive? Hast du dich etwa bekehrt, wie Ninive? Hast du Buß gethan, wie Ninive auf die Predigt des Jonas? Wann waren die Sitten verdorbener, als jetzt? Wann war die Freiheit zu denken, zu reden, zu schreiben, was man will, unverschämter, und ruechloser, als jetzt? Wann wurde der Glaube so verfolgt, als jetzt? Wann wurden heiligmäßige Leute (Jesuiten) so bedrücket, als jetzt? Wann war die Jugend ausgelaßner, freidenkerischer, unkeuscher, als jetzt? Wann war der Verfall des Christenthums so nahe, als jetzt? — O Greuel! o Greuel der Verwüstung! wär es ein Wunder, wenn Gott die Geisel seines Ingrimms ergriffen hätte, dich zu züchtigen! wär' es ein Wunder, wenn er dich allgemein züchtigte, wenn er dich scharf und streng züchtigte, wenn er dich unerbittlich züchtigte? Wär' es ein Wunder, wenn er die Felder des ganzen Landes verheeret hätte, um dich, du gottlose Stadt München, auszuhungern; wär' es ein Wunder, wann Gott Feuer vom Himmel hätte fallen

lassen, um die liederlichen Winkeln der Unkeuschheit vom Grund aus zu vertilgen! Wär es ein Wunder, wenn Gott mit dem Schwerte des Krieges drein geschlagen hätte, um die Sünder auf dem Schlachtfeld des Teufels zu tödten! wär es ein Wunder, wenn Gott die Luft mit Pestilenzen vergiftet hätte, um dich, die du weit lasterhafter als Ninive bist, zu verpesten! — Ach Gott! womit haben wir es verdienet, daß du von allen diesen Plagen keine sandtest, um uns, die wir Sünder, canes mortui, todte Hunde sind, zu züchtigen! Hat die Stadt München Etwas für dich gethan? Ach nein! Es ist heuer für Alles gesorgt worden, nur für deine Ehre nicht, mein Gott! Man hat auf Alles gedenket, nur auf dich nicht, mein Gott! Man war besorgt neue Lustbarkeiten zu erfinden, neue Verschönerungen der Stadt anzubringen, neue Einrichtungen zu machen, und ach, für dich, Herr! für dich hat man Nichts, gar Nichts gethan! — O du abscheulich undankbare Stadt München, auf den, der dir so viele Gutthaten dieses Jahr erwiesen hat, der dich nicht nur nicht gestrafet hat, wie du es verdientest, sondern dich vielmehr belohnte, auf den denkest du nicht, undankbare Stadt München!

II. Gesetzt nun, heiligmäßige Leute hätten die Strafe Gottes von dir abgewendet, und Gutthaten von Gott dir erbetten; so frage dich zum zweitenmal, wie hast du die Gutthaten angewendet? Gutthaten nenne ich da Glücksgüter, als da sind, Vermögen, Güter der Natur, als da sind, Gesundheit und Verstand, und Güter der Gnade,

als da sind, das Wort Gottes und die hochheiligen Sakramente. Nun, wie hast du diese angewendet? Frage dich, hast du sie zu deinem Heil, und zur Ehre Gottes angewendet? — Ach nein! Dein Vermögen hast du angewendet um unnütze, eitle, lasterhafte und sündhafte Dinge: deine Gesundheit und Schönheit hast du angewendet, nicht um Gott zu gefallen, sondern um den eitlen Weltmenschen: und ach deinen Verstand hast du angewendet, um ein unglaubiger Freidenker zu seyn, um kezerische, sittenverderbende Bücher zu lesen, um ein Lehrer des Irrthums, und der Freigeisterei zu seyn. Und wie hast du wohl die Güter der Gnade angewendet? — Ach zu deinem ewigen Verderben! Das Wort Gottes hast du verachtet, du hast die Prediger der Wahrheit, des Glaubens und der heiligen Religion verfolget, und die falschen Propheten, die Abgötter deines Verstandes, die frechen Freidenker, die gottlosen Lehrer der unglaubigen Ketzerei, und Freigeisterei angebetet. Und von den hochheiligen Sakramenten zu reden, was soll ich da sagen? Wie selten hast du wohl die Weichligkeit deiner Sünden mit der härenen Kutte der Buße verdecket? Und wie oft hast du den eingefleischten Gott in dein unreines, in dein sündhaftes Herz hineingegessen? Mein Gott! wie viele sind da, die gar niemal ihre Sündenlast in einen Beichtstuhl tragen, um ihn, da durch eine heilige Absolution des Statthalters Gottes abzulegen! Wie viele sind da, die gar niemal das Kott der Sünde mit dem Wasser der Beicht von ihrer schmuzigen Seele abwaschen lassen! — —

III. Ich frage dich nun zum drittenmalen, wie hast du die Gutthaten dieses Jahrs deinem Gott vergolten? — Ach! mit Undank! Mit Undank! Du bist gottloser geworden als Ninive; unkeuscher als Sodoma, und Gomorrha; freidenkerischer und ketzerischer als Athen und Rom. Und diese Städte sind alle zu Grunde gegangen. Ninive wurde geschleifet; Sodoma und Gomorrha wurden vom Feuer- und Schwefelregen in Asche gelegt: Athen und Rom wurden vom Feinde verheeret. Ach! was wird dich treffen, Stadt München! Mit welcher Strafruthe wird Gott deinen sündbeladenen Rücken peitschen! Er hat Theurung über dich kommen lassen, und es hat Nichts geholfen. Er hat das Kriegsschwert auf dich geschlagen, und es hat auch Nichts geholfen. Was wird wohl anders helfen müssen, als die Pestilenz? Diese Ruthe ist noch übrig, die lasterhafte Stadt München, diesen Sammelplatz der Freidenker, dieses Handlungscomtoir der Ungerechtigkeit, dieses Winkelloch der Unzucht, dieses Theatrum der teuflischen Gauklereien, zu zerstören, und dieses wird noch geschehen, wenn anders das Gebet der frommen katholischen Christen, und der fromme Lebenswandel der heilig — — mäßigen Ordensleute bei Gott noch etwas vermag. Amen.

X.

Die Predigerwahl.

In einigen deutschen Provinzen besitzen hie und da einige Landgemeinen das Recht, ihre Prediger selbst zu wählen. Wie es bei solchen Wahlen herzugehen pflegt, und wie wohlthätig es wäre, wenn dergleichen Pfarrwahlen entweder gänzlich aufgehoben, oder doch wenigstens unter die schärfste Controlle gesetzt würden, beweist folgender Vorfall, der sich in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts zugetragen hat.

Durch den Tod des zeitherigen Pfarrers, war die Wahlpfarre zu G** erlediget worden. Da die Stelle sehr beträchtlich war, so gab es viele Bewerber um dieselbe. Allein die Bauern, welche wohl ehedem sich in ihren Erwartungen von dem gewählten Pfarrer mochten betrogen gefunden haben, glaubten dießmal vorsichtiger zu Werke gehen zu müssen. Nachdem sie also unter der Menge von Bewerbern sich schon zum voraus ihren Mann insgeheim ausersehen hatten, ward derselbe kurz vor der Wahl in aller Stille vor die versammelte Gemeinde beschieden. Hier legte man ihm nachstehende Bedingungen vor, die er erst eigenhändig unterzeichnen, und deren unverbrüchliche Erfüllung er mittelst Handschlages angeloben mußte, bevor er öffentlich zu ihrem Pfarrherrn und Seelsorger erwählt wurde.

1. Er solle ihnen nicht das bittere Gesetz, sondern das süße Evangelium predigen.

2. Er solle hübsch fein beim Alten bleiben, und sich um das nichtige Geschwätz nichts kümmern, das einige Neuere jetzt treiben, und welches Gott und seinem heiligen Worte schnurstraks zuwider liefe.

3. Er solle das alte Gesangbuch beibehalten, bei welchem ihre Vorfahren selig geworden, und sie ein Gleiches zu werden hofften.

4. Er solle dem gottlosen Kerl von Schulmeister, dem der selige Herr ein wenig zu sehr durch die Finger gesehen, den Daumen ein Bischen stärker auf's Auge halten.

5. Er solle zur Ehre Gottes eine neue Orgel in der Kirche geloben; jedoch dürfe selbige nicht unter 500 Rthlr. kosten, und vor Allem das Glockenspiel darin nicht fehlen.

6. Er solle die älteste der drei hinterlassenen Töchter des seligen Herrn zur Ehe nehmen.

7. Er solle die Pfarrländereien nicht höher, als zu 2½ Rthlr., und nur an Mitglieder der Gemeinde, verpachten.

8. Auch solle er einer ehr- und achtbaren Gemeinde am Tage der Wahl, aus gutem Willen und als Recompens drei Faß Bier und ein halb Faß Brandtwein auflegen lassen.

9. Und endlich müsse er mit einem Handschlage angeloben, von dieser Verabredung durchaus nichts kund werden zu lassen.

XI.

Französische Missionarien-Predigt *)

Brüder und Schwestern, die ich in meinem Herzen trage, und mit denen ich im Bunde der Gnade stehe, hört mich mit Aufmerksamkeit an, und glaubt mir, nicht nach menschlicher Weise, sondern mit dem Glauben, welcher Berge versetzen und die Jansenisten in fromme Menschen verwandeln kann.

Mitten unter den Greueln der Zeit sind wir keine stumme Hunde. Wir bellen wacker gegen die Wölfe an, welche die Heerde rauben und verderben wollen. Wann aber wäre unser Gebell nöthiger gewesen, als in diesen Tagen, wo die Ketzer schaarenweis daran arbeiten, den Glauben zu verderben?

Ich habe ein Buch geschrieben: „Beweis, daß es Hexen und Zauberer giebt **). Da ist jeder widerlegt,

---

*) Gehalten von dem Abt Simonnet am St. Wilhelm-Planchons-Tage zu Paris, und daselbst im Jahr 1820 gedruckt. — Eines Commentars bedarf diese Predigt nicht. Man lese und staune.

**) Realité de la Magie et des apparitions. Paris 1818.

der nicht daran glaubet. Ich rathe euch, dieß Gegengift, das ich für alle Gläubige bearbeitet habe, zu kaufen. Ihr macht damit meinem Buchhändler eine Freude, und das ist ein gutes Werk. Dann findet ihr aber darin auch Wunder, die euch klüger machen und reinigen werden.

Es giebt wahrhaftig Zauberer, und wer den Glauben daran vernichten will, das ist ein Mann, welcher sich selbst der Zauberei verdächtig macht.

Ich sage euch, es giebt Seelen und Geister und Gespenster, die den Männern und besonders den Weibern erscheinen. Wer das bestreitet, ist ein Uebermüthiger, ein Dummkopf. Das habe ich in meinem Buche bewiesen, und es hat es Niemand zu widerlegen gewagt. Wir sind jetzt von einer Legion von Gottlosen umringt; indeß wir Diener des Evangeliums beschäftiget sind, den Gläubigen das Brod der göttlichen Gnade zu brechen, setzen die Atheisten in Frankreich den Lastern, die sie treiben, die Krone auf. Diese Abtrünnigen schmähen gegen den heiligen Stuhl und das Concordat. Das habe ich in meinem Buche Alles gesagt.

Glaubt mir, die Schäfer sind alle Hexenmeister. Mich haben sie selbst behext. Sie haben mich durch seltsamen Lärm erschreckt und vom rechten Wege gebracht, als ich eine fromme Seele besuchen wollte. Dieß soll mir Jemand widersprechen! In meinem Buche steht Alles!

Aber, ihr Gottlosen, kommt her, ich will ein Wort zu euch reden; ich will euch eure Ketzerei vorhalten. Die

Samaritaner flohen den Tempel. Kommt ihr wohl in die Kirche? Die Novatianer behaupteten, die Kirche habe nicht die Macht, Sünden zu vergeben. Sagt mir, ihr Bösewichter, kommt ihr zur Beichte? Ich kenne wenigstens eure Beichtväter nicht. Die Arianer haßten die Mönche. Abtrünnige, ihr liebt nicht einmal die Jesuiten. Die Prophivianer hielten nichts auf Wunder, und ihr, ihr Wichte, macht euch lustig über die Wunder des heiligen Gregorius. Die Albigensen glaubten nicht an das Fegfeuer. O ihr Abtrünnigen, ihr Verdammten, ihr Unglaubigen, ihr Wildpret des Satans, ihr wandert in den Ofen des Teufels, in seine Küche. Wir aber wollen uns freuen, wenn wir euch schreien hören. Das habe ich in meinem Buche Alles gesagt.

Meine lieben Brüder und Schwestern! Ich will euch von Johann Brantom ein Wunder erzählen, das die Ketzer und die Ungläubigen und die heidnischen Philosophen beschämen soll, welche den Zehnten nicht bezahlen. Ein Edelmann — merket wohl auf, was der Verstorbene für ein vornehmer Mann war! — ein Edelmann war im Banne gestorben, weil er seinem Pfarrer den Zehnten nicht bezahlt hatte. Fünfzig Jahre nach seinem Tode ging er aus dem Grabe hervor. Der heilige Augustin ließ sich das Kreutz vortragen, und fragte den Todten: warum er spucken gehe? Der Todte aber antwortete: Ich bin im Banne! Da weckte der heilige Augustin den Pfarrer auf, der ihn in den Bann gethan hatte. Er erfuhr, warum er ihn in Bann gethan hatte. Der hei-

lige Augustin hatte ein gutes Herz. Er gab dem Edelmann die Absolution. Beide gingen in ihr Grab zurück. Das ist ein wahres Wunder, und wer es bestreiten will, ist offenbar ein Gottloser. Das habe ich Alles in meinem Buche gesagt.

Meine Brüder, hüthet euch vor Gottlosen. Sie schreiben Bücher, wie sie der Satan eingiebt. Es wäre besser, sie gingen an den Galgen. Den wünsche ich ihnen von Herzen. Das steht auch in meinem Buche.

Lieben Brüder und Schwestern! Ich will nicht den Tod des Sünders, aber sein Geld und seine Bekehrung. Wer behext ist, kann sich an mich wenden. Ich habe große Macht vom päbstlichen Stuhle. Ich habe das Patent zum Teufel-Austreiben. Es hat die Nummer 340.

O ihr Gläubigen! Lasset euch nicht in den Netzen des Satans fangen, nicht in denen der Zauberer, die euch überreden wollen, der Teufel habe keine Macht. Die Philosophen nach der Mode und die Unglaubigen brauchen sich freilich nicht zu fürchten, daß sie der Teufel hole; sie laufen ihm schon so in die Arme.

Es ist ein Zeichen, daß der jüngste Tag bald kommt. Die Welt hat freilich schon lange auf den Beinen gestanden. Sechs große Kirchenlichter, der Einsiedler Hieronymus, der heilige Augustin von Cyprian, der Graf von Montford, Fortin Piles und die Madam von Genlis waren erst alle sündige Menschen, haben aber, als sie sich bekehrten, die Prophetengabe erhalten. Sie haben

gesagt, daß vor 1999 die Welt untergehe. Man meint sogar, daß es 1836 geschehen kann. Es ist also Zeit, seine Habe der Kirche zu vermachen, und sich von den Eitelkeiten der Welt loszureißen. Bringt was ihr habt, zu den Füßen des Altars. Treue Diener werden euch die Pforten des Paradieses öffnen. Das wünsche ich euch Allen. Amen.

Zwölftes Fach.

Historische Kleinigkeiten.

Erstes Dutzend.

1. Erasmus von Rotterdam bekam, während seines Aufenthaltes in Basel, ein Geschwür im Halse, das so sehr zunahm, daß keine Speise mehr hindurch konnte, und er Gefahr lief, zu ersticken. Schon hatten ihn die Aerzte aufgegeben, als ihm die gerade damals erschienenen Briefe der Dunkelmänner (Epistolae obscurorum virorum) in die Hände fielen. Um sich zu zerstreuen, fing er an in dem Buche zu lesen. Ein Brief, den er zufällig aufschlug, erregte in ihm ein so heftiges Gelächter, daß das Geschwüre zersprang, und er gerettet war.

2. Erasmus fragte einmal einen von seinen guten Bekannten, warum er so köstlich baue? Als ihm dieser zur Antwort gab: darum, damit ich meinen Mißgönnern zeige, daß es mir nicht an Geld abgeht, versetzte Erasmus: „Es ist das Widerspiel. Eben indem ihr so köstlich bauet, zeigt ihr, daß es euch täglich an Geld abgeht."

3. Als der Kurfürst Friedrich von Sachsen vom Cöllnischen Wahltage, auf welchem Karl der Fünfte zum Kaiser erwählt ward, heimkam, und seinen Rath Fabian von Feilitsch fragte: wie es ihm gefalle, daß sie den König von Spanien zum Kaiser genommen? antwortete dieser: „Die Raben müssen einen Geier haben.“

4. Als in den Religionskriegen unter Katharina von Medicis ihr einst geäußert wurde: es wäre doch möglich, daß die Katholiken unterlägen, antwortete sie: „Je nun, im schlimmsten Falle beten wir dann, statt in lateinischer, in französischer Sprache.“

5. Von einem Könige von Spanien, der, ungeachtet er einen Platz nach dem andern verlor, dennoch von seinen Hofleuten der Große genannt wurde, bemerkte Jemand, er gleiche einem Graben, der um so größer werde, jemehr man Erde wegnehme.

6. Zu Constanz am Bodensee zeigt man, in der Bibliothek der Collegiatkirche, eine Chronologie der Welt von Adam bis zum Kaiser Konstantin. Auf dem Titelblatte ist Eva abgebildet, die, mit Hülfe zweier Hebammen, von Kain entbunden wird.

7. Das Abschneiden der Haare ist in Grönland die größte Schmach und Entstellung. Ein Mädchen, welches die Haare sich abschneidet, hat keinen Freier zu erwarten.

8. Kaum giebt es eine ausdrucksvollere, erhabenere Inschrift auf Münzen, als die auf denen, welche Ka-

tharina die Zweite auf die Münzen prägen ließ, die an die Soldaten und Matrosen ausgetheilt wurden, welche sich bei Zerstörung der türkischen Flotte zu Tschesme befunden hatten. Sie bestand in dem einzigen Worte **But** (ich war dabei).

9. Die Mexikanerinnen sagen zu ihren kleinen Kindern, wenn sie schreien: „Kind, du bist auf die Welt gekommen, um Schmerzen zu fühlen; leide und schweig:“ Marion, die Spanierin, sagte zu ihrer Tochter, eine Stunde nach der Entbindung: „Kind, du hast Arme und Beine, Hände und Füße: such' dir dein Brod.“

10. Die Engländer sind bekanntlich unerschöpflich im Erfinden neuer Wetten. Der Besitzer eines sehr gut dressirten Doggenhundes wettete, „daß derselbe in zwölf Minuten hundert Ratten erwürgen könne.“ Es ward ein hübsches kleines Amphitheater erbaut, rings verschlossen und vorn mit Drathgittern versehen. Fünf- bis sechshundert Gentlemen's und Lady's der elegantesten Klasse Londons kamen als Zuschauer, und der furchtbare Hund nebst hundert wohlgezählten Ratten wurden eingelassen. Es bedürfte eines Homer, um das schreckliche Würgespiel unter dem Rattenvolk, so wie aber auch die Theilnahme der Wettenden zu beschreiben. Endlich verkündete die Freude der Lady's den Triumpf des unvergleichlichen Doggenhundes. In weniger als sieben Minuten waren die hundert Ratten nicht mehr, und der Kampfplatz stellte ein schauderhaftes Blutbad dar. Der ruhmvolle Sieger

ward von Banket zu Banket gebracht, und von den delikatesten Händen Großbrittanniens geliebkoset.

11. Der Verfasser einer Reise nach Nubien berichtet: Das (christliche) Kloster von Siouth läßt jährlich an dreihundert Kinder verstümmeln, größtentheils für den Harem des Großherrn als Eunuchen bestimmt. Bei dem Aufenthalt des Berichterstatters waren eben zweihundert solcher jungen Sklaven dorthin abgeführt worden.

12. Zu Frankfurt am Main starb im December 1822 der vielbekannte französische Sprachlehrer Valentin Meidinger im sechzigsten Lebensjahre. Schwerlich wird es mehr einem Schriftsteller, wie ihm, gelingen, von einem und demselben Buche (eine französische Grammatik) ein und dreißig Auflagen, jede zu acht tausend Exemplaren, zu erleben. Er hatte das Glück, ohne von den Musen dazu begeistert zu seyn, sich dadurch ein bedeutendes Vermögen zu erschreiben; was den größten Köpfen Deutschlands, z. B. einem Schiller nicht zu Theil ward.

Zweites Dutzend.

1. In einem B**schen Landstädtchen sitzt das ganze Firmament im Rathe. Der Bürgermeister heißt nemlich Sonnenburg, und von den beiden Magistrathsräthen der eine Mondschein, der andere Morgenstern. Die Bürger müssen hier wahrhaftig wie im Himmel seyn.

2. Ein bekannter Schriftsteller behauptet, daß das Wort Hure von dem alten Wort Hore, welches Koth oder Schmutz bedeutet, wovon auch der Februar den Namen Hornung bekommen haben soll, herstamme, und also Hure sehr richtig eine Besudelte oder Befleckte andeutet.

3. Paris hatte bis jetzt 26,801 Häuser und 1,094 Straßen. In den Häusern sind 224,922 Wohnungen. Einwohner sind über 700,000. Unverheurathete Frauenzimmer zählte man 170,000, ungerechnet 47,159 Wittwen. Jährlich werden an 9,000 uneheliche Kinder geboren. Selbstmorde fallen in jedem Jahre gegen 400 vor.

4. In Witeps, an der Düna, wird ein Meth bereitet aus weißen Linden-Honig, der für ein specifisches Mittel gegen den Stein gilt, den er allmählig auflöset und abführt.

5. Ein reicher Viehhändler zu Hadington in England starb als Hagestolz in einem Alter von 65 Jahren. Er war ein solcher Liebhaber von Arzneien und besonders von Pillen, daß er, von 1796 bis zu seinem Tode 226,934 Pillen verschlückt (täglich 29—30); so besagten es die bei ihm gefundenen Apotheker-Rechnungen.

6. Die größte Zeitung ist das zu Philadelphia erscheinende Freemans-Journal. Der Papierbogen desselben ist drei Fuß lang und vier Fuß breit. Jede der vier Seiten hat vier Columnen, jede von tausend bis eilfhundert Zeilen. Ein solcher Bogen enthält mehr als zehn deutsche Zeitungen auf gewöhnlichen Medianformat.

7. In Japan werden die Kornfelder mit Theestauden eingefaßt.

8. In Nordamerika, wo man bekanntlich die europäischen Städtenamen für den neuen Anbau benutzt, giebt es nicht weniger als acht Orte, die Berlin heißen; eben so ist es mit Wien, Hamburg, Heidelberg, Braunschweig, Potsdam u. s. w.

9. Die Thee-Einfuhr in Europa scheint immer mehr zu steigen. Im Jahr 1822 kamen nach London zwei und zwanzig und eine halbe Million Pfunde, ohne daß dadurch der Preis vermindert worden wäre.

10. Bemerkenswerth ist die Schnelligkeit der Postpferde in Rußland. Der Kaiser fährt von Moskau nach St. Petersburg in 36 Stunden; die Entfernung beträgt 483 Werste (fast 100 deutsche Meilen).

11. Zu Marseille lebte im Jahre 1821 ein Mann von 76 Jahren, der von drei Frauen 39 Kinder hatte, wovon 25 sich am Leben befanden, und das jüngste erst sieben Jahre alt war.

12. Der jetzige Pabst, ehemals Kardinal della Genga, geboren 1760, hat seine 62 abgelaufene Lebensjahre dadurch bezeichnen wollen, daß er sich den Namen Leo XII. gab, welches in L und XII die Zahl 62 enthält.

Drittes Dutzend.

1. In einer alten preußischen Landesordnung, die im Jahr 523 nach Christi Geburt zu Hoxeda (jetzt Balga) auf einem Landtage vorgelesen wurde, wird denjenigen, welche die Götter ehren würden, Hoffnung gemacht, daß sie zum Besitze der schönsten Frauen gelangen sollten. Die Keuschheit wurde bei den alten Preußen als ein wahres Kleinod verwahrt. Sogar demjenigen wurde die Todesstrafe zuerkannt, der eine Jungfrau oder verehelichte Frau am bloßen Leibe berührt hatte. Als Ursache giebt die erwähnte Landesordnung an: weil ein solcher verwegener Mensch an des Andern höchstem Kleinod gefrevelt hat.

2. Die Mode, Augengläser zu tragen, stammt aus Spanien und Portugal her. Sie ward dort ehemals von vornehmen Personen gewissenhaft beobachtet, und machte einen Theil der Etikette aus. Man glaubte sich dadurch ein ehrwürdiges Ansehen zu verschaffen, und sogar die jüngsten Frauenzimmer trugen Brillen. Von Spanien aus wanderten die Lunetten nach Frankreich, wo man, wie über Alles, auch hierüber Gassenhauer verfertigte. Aus Frankreich kam die Mode nach Deutschland, und erhielt auch da das Bürgerrecht.

3. Die längste Ehe im achtzehnten Jahrhundert hat wohl ein Bürger von Villeneuve am Genfersee geführt: sie dauerte zwei und siebenzig Jahre. Seine Frau, die ihn einige Monate überlebte, sagte, als er starb, in ihrer naiven Einfalt zu ihm: „Ei, willst du mich schon verlassen?"

4. Zur Zeit des Pabstes Pelagius, im Jahr 580, stieg die Tiber in Rom zu einer ganz außerordentlichen Höhe. Als das Wasser sich wieder verlaufen hatte, wurde von dem zurückgebliebenen Schlamme die Luft so vergiftet, daß daraus eine Pest entstand, welche so heftig wüthete, daß die Menschen plötzlich dahin fielen und starben. Gemeiniglich fiel es sie mit Gähnen und Niesen an, worauf sie zur Erde sanken und den Geist aufgaben. Daher kam der Gebrauch, daß, sobald Jemand zu gähnen und zu niesen anfing, man ein Kreuz vor dem Munde machte, und Gott helfe! sagte, wodurch man den Sterbenden Gott empfehlen wollte. Der Pabst Pelagius gebot ein Fasten, stellte auch eine Procession an, um dadurch dem Sterben zu steuern; allein er selbst starb, nebst neunzig Personen, bei der ersten Procession im Niesen und Gähnen.

5. Im Jahr 1376 ward der Krönung Wenzels zu Ehren zu Frankfurt vier Tage nach einander die Sturmglocke geläutet. Ein schlimmes Vorzeichen für den deutschen König — und für die Deutschen.

6. Der Bischof von Noyon, Clermont = Tonnere, dictirte einem Priester, seinem Sekretair, folgende

Schilderung von sich, welche nach seinem Tode gedruckt werden sollte, und auch gedruckt worden ist. „Dieser Prälat hat sich durch seine Verdienste zu der höchsten Stufe des Ruhmes emporgeschwungen. Seine Diöces liebte ihn, wie einen Vater, er war eine Zierde seiner Provinz, ein Organ für die Nation, und ein Licht für das Universum. Der Staat verehrte ihn als seinen weisen Rathgeber, der Orden als seinen Kommandeur, die Akademie als ihr Orakel, und die Welt als ein Wunder." Wer manche Todesanzeigen in den Zeitungen liest, kann leicht auf den Gedanken kommen, daß man nur diese lächerliche Eitelkeit des Bischofs von Noyon hat parodiren wollen.

7. Wilhelm, Fürst von Oranien, wählte, als er den englischen Thron bestiegen, für sein Wappen die Unterschrift: Non rapuis, sed recipi. (Nicht geraubt, sondern erhalten). Als Swift davon hörte, sagte er: „Der Hehler ist so gut wie der Stehler."

8. Dem sächsischen Feldmarschall, Grafen von Flemming, widerfuhr es mehrmals, daß die Secretairs ihm seine Concepte zurück brachten, mit der Anzeige, wie sie verschiedenes nicht lesen könnten. Oefters erhielten sie den Bescheid, er könne es selbst nicht mehr lesen.

9. Urban Nikolai wurde nach seinem Abfall von den Lutheranern Pfarrer zu Kühnwalde, unweit Bautzen. Er lästerte 1537, am Feste Trinitatis, heftig wider Luthern, und sagte, wenn Luthers Lehre die wahre

wäre, so sollte ihn der Donner erschlagen; und siehe, es geschahe noch denselben Abend.

10. Conrad Mel, Inspector zu Hersfeld, hat in seinem Ehestande 24 Kinder gezeugt, und eben so viele Geisteskinder (gedruckte Schriften) hinterlassen.

11. Marot, ein genialer französischer Dichter unter König Franz dem Ersten, wurde wegen Stachelschriften aus Frankreich vertrieben. Er begab sich in die Schweitz, und sein Bild wurde in Paris öffentlich verbrannt. Da er in der Schweitz viele Kälte ausstand, so schrieb er an den König: „Ich habe nie so sehr gefroren, als da ich neulich in Paris verbrannt wurde."

12. Des Grafen von Stolberg Geschichte der Religion Jesu wurde im Jahr 1817 in Rom auf Befehl der Propaganda in's Italienische übersetzt. Die Censur strich im ersten Bande in der Uebersetzung die Worte: „Auf dem Stuhle Petri saß mancher Kaiphas." Der „weise Homer" mußte das Beiwort weise einbüßen, und für „der Herr der Welten" wurde gesetzt: der Herr der Welt — denn der Censor, ein Barnabit, mit Namen Padre Grandi, erklärte: Gott habe nur eine Welt geschaffen.

Viertes Dutzend.

1. Eine schweitzerische Gesandtschaft befand sich bei König Heinrich dem Vierten von Frankreich. Er

wollte den Gesandten einen glänzenden Empfang bereiten, allein es war Mangel an Geld. Der Vorsteher der Krämerschaft wollte den König bestimmen, eine Auflage auf die Brunnen zu machen. „Ihr müßt, gab ihm der König zur Antwort, auf eine andere Aushülfe bedacht seyn; meine wackern Gevatterleute aus den Kantonen sind mir zwar lieb, aber ich bin doch bei'm T . . . nicht mächtig genug, um zu ihren Gunsten das Wasser in Wein zu verwandeln."

2. Um das Jahr 1600 erschien in Deutschland die erste Schauspielergesellschaft, die wandernd weiterzog, und die englische Komödianten hieß.

3. Wie selbst die höchste Bestimmung dem gemeinen Geschicke unterworfen, also alles eitel ist, das lernte der große Alexander einst von einem Scythen, der ihm trocken antwortete: „Ein hoher Baum wächst lange Zeit; doch bedarf es kaum einer Stunde, um ihn zu fällen."

4. Karl der Fünfte las vorzugsweise unter den Alten den Thucydides, Heinrich der Vierte den Plutarch, Friedrich der Zweite den Xenophon und den Cicero, Christine von Schweden den Tragiker Seneka und den Lucan, Katharina die Zweite den Tacitus, Karl der Zwölfte und Turenne den Quintus Curtius.

5. Im Jahr 1758 jagte Kaiser Franz der Erste achtzehn Tage lang auf den Gütern des Fürsten Colloredo in Böhmen. Außer dem Kaiser und seinem Sohne waren drei Prinzessinnen und zwanzig Herrn vom Hofadel

dabei. Man tödtete mit 116,200 Schüssen 1710 wilde Schweine, 3216 Stück Rothwild, 932 Füchse, 13,243 Hasen, 29,545 Rebhühner, 9409 Fasanen, 746 Lerchen, 1353 Wachteln, 1967 Schnepfen, 513 wilde Calkuten und 117 andere Vögel. — Dieß ist eine Seligkeit, die wohl keiner unsrer Jäger mehr erleben wird!

6. Niederträchtiger hat dem Adel kaum Jemand geschmeichelt, als der Würzburgische Archivar Johann Octavian Salver, welcher z. B. Seite 184 seiner Proben des hohen deutschen Reichsadels (Würzburg 1775) schrieb: „Denn dieses sind die ädeln Absichten der adelichen Domstiftern, warum sie so eifersüchtig bei der Aufnahme ihrer würdigen Gliedern auf die ununterbrochene Reihe der Ahnen sehen, damit sie Söhne aus ihrem Erlauchten Adel und Ritterkorps aufnehmen können, denen die Tugend wie der Adel erblich zustehet, weilen adelich und tugendhaft seyn nur eines ist."

7. Die allergrößten Männer sind oft am meisten dem Aberglauben ergeben. Darius mit seinem Heer ward durch das Vorüberlaufen eines Hasen so muthlos, daß er Alexandern seinen Sieg sehr leicht machte. Julius Cäsar trug gegen den Blitz einen Lorbeerkranz; Octavius beschnürte nie den linken Fuß vor dem rechten; Marc Aurel glaubte an Träume, Mithridat sogar an die seiner Maitressen.

8. Die Hauptsekten der Juden waren: die Saducäer (so benannt von ihrem Stifter Sadok); die Pharisäer (von Phares: Absonderung, weil sie von den andern

Menschen sich auszuzeichnen trachteten; der Stifter ihres Ordens heißt Hillel); die Herodianer oder Gauloniten (Anhänger des Herodes; Jesus warnt vor ihrem Sauerteig); die Essäer oder Essener (Vorbilder des Mönchthums), und die Karäer (von Kara: lesen, weil sie eifrig dem Lesen der heiligen Schrift oblagen).

9. Der größte Congreß war wohl das Concilium zu Constanz. Es strömten, da es auf den ersten November 1414 in ganz Europa ausgeschrieben war, an 60,000 Menschen dahin, darunter waren 346 Kardinäle, Patriarchen, Erz- und andere Bischöfe, 564 Prälaten, Doctoren und Magister, an 16,000 Fürsten, Grafen, Ritter und Herren, 37 Abgeordnete der hohen Schulen. Diese Versammlung wurde in die fünf Hauptnationen Europa's eingetheilt. Der Kaiser Sigismund erschien hierzu am Christabend. Der Pabst brachte einen Schatz von 1,172,000 Dukaten mit.

10. In England hatten die strengen Republikaner des siebenzehnten Jahrhunderts einen so entschiedenen Haß gegen alles Monarchische, daß sie den Königsnamen in ihren Bibeln nicht dulden wollten, und überall, wo sie ihn fanden, dafür bürgerliche Magistratspersonen setzten. So lasen sie, statt des ersten und zweiten Buchs der Könige, das erste und zweite Buch der bürgerlichen Magistratspersonen. Der Autor eines Werks, das unter Cromwells Protektorat erschien, machte aus dem Königreiche der Himmel das Parlement des Himmels.

11. Daß König Karl der Neunte von Frankreich der ärgste Tyrann seines Volks war, ist bekannt; er verschmähte selbst eine heilsame Strenge nicht, wie man die Bartholomäusnacht zuweilen zu nennen beliebt. Daß er aber Schriftsteller war, dürfte weniger bekannt seyn. Er hat ein Werkchen über die königliche Jagd geschrieben, das 1625 zuerst erschien.

12. Drei Worte, Sire! redete nach der Schlacht bei Ivri ein Offizier Heinrich den Vierten an: „Geld oder Abschied.“ Drei Worte erwiederte Heinrich: „Keins von beiden.“

Fünftes Dutzend.

1. In einer alten englischen Chronik findet sich folgendes Verzeichniß von dem Mundbedarf der Lady Lucy, Ehrendame der Katharine von Aragonien, Königin von England. Zum Frühstück: Ein ganzes rindernes Rückstück, ein Brod von vier Pfund, eine Fruchttorte, vier Flaschen starkes Bier. Mittagbrod: Ein Stück Pökelfleisch, eine Scheibe Rindsbraten, einige Frikassees aus des Königs Küche, ein Brod von vier Pfund, vier und eine halbe Flasche starkes Bier. Vesperbrod: Ein Pudding, zwei und eine halbe Flasche starkes Bier. Abendbrod: Eine Schüssel Gemüse, ein Hammelstück, eine Schüssel Naschwerk von des König's Tafel, ein Brod von drei Pfund, vier und eine halbe Flasche starkes Bier. Nach-

tisch: Vor dem Zubettgehen ein Brod von zwei Pfund, einen Kuchen, zwei und eine Viertelflasche Wein aus des Königs Kellerei.

2. Im Jahr 1378 sandte der König von Aragonien an den König von Frankreich eine Gesandtschaft, in der einzigen Absicht, von diesem eine Gesellschaft von Dichtern zu verlangen. Karl der Fünfte sandte auch sogleich eine ganze Kohorte von Troubadours nach Spanien, welche die heitere Wissenschaft (la gaie sciense) nach Aragonien verpflanzten.

3. Der gelehrte Johann Argyropylos, der erste öffentliche Lehrer an der von Lorenzo von Medici in Florenz gestifteten griechischen Akademie, hielt den Cicero für unwissend in der griechischen Sprache und Philosophie, und es gab, nach Angelus Politianus, in Italien eine Zeit, wo man den Cicero für einen Ignoranten erklärte.

4. Eine schönere Grabschrift giebt es wohl nicht, als die, welche Claudius Hilarius seiner Gattin Julia Prisca gab. „Nihil unquam peccavit, nisi quod mortua est. (Ich wüßte nichts an ihr zu tadeln, als daß sie mir zu zeitig starb).“ — Wie mag es sich nur getroffen haben, daß diese Grabschrift seitdem die einzige ihrer Art geblieben ist?

5. Die Kunst zu lesen machte anfangs so wenig Fortschritte, daß man zu ihrer Beförderung in England die Todesstrafe einem Mörder erließ, wenn er nur lesen konnte, welches in der Gesetzessprache das beneficium

cleri hieß. Trotz dieser Begünstigung verbreitete sich jene Kunst doch nur sehr langsam, indem eine geringe Auflage der Bibel von sechshundert Exemplaren, die man zur Zeit Heinrichs des Achten in's Englische übersetzt hatte, noch nicht in drei Jahren völlig verkauft war.

6. Bei den Römern standen die Hagestolzen, besonders zur Zeit der Republik, in großer Verachtung. Es war den Männern gesetzlich untersagt, länger, als bis zu einer bestimmten Zeit des Alters, unverheurathet zu bleiben. Wer sich vor dem Gerichte nicht durch triftige Gründe über die Beharrung im ehelosen Stande ausweisen konnte, der mußte eine Abgabe unter dem Namen des Weibergeldes bezahlen.

7. Thomas von Aquino ward eines Tages von Ludwig dem Heiligen König von Frankreich, zur Tafel gezogen. Der fromme Mann, in Gedanken vertieft, verzehrte eine Lamperte, die für den König bestimmt war. Nachdem er den Fisch verzehrt hatte, rief er: consummatum est (es ist vollbracht). Alle anwesende Gäste, schon über das unschickliche Benehmen des frommen Mannes verwundert, erstaunten über diesen Ausruf, den sie für eine gotteslästerliche Anwendung der letzten Worte Jesu hielten, und äußerten laut ihren Unwillen. Der heilige Mann hatte aber während des Essens, alles rings um sich her vergessend, den Schluß einer Hymne auf das heilige Abendmahl, an welche er den Vormittag gedacht, glücklich zu Stande gebrachte, und hierauf allein bezog sich der Ausruf: „Es ist vollbracht.“

8. „In diesem Jahre (nemlich 1525, sagt eine handschriftliche Chronik von Budissin) wagte es auch der Rath, aus der Peters- und Nikolaikirche die treflich schönen Osterkerzen, so fünfzehn Ellen hoch und eines guten Mannes dick waren, ohne einige Scheu und Befahrung wegzunehmen, und aus solchen geweihten Sachen Geld zu schmelzen, hielten es für eine Abgötterei, und wollten das Wachs nützlicher brauchen. Wie es aber gerathen wird, tempus docebit. Nun müssen wir alle finster sitzen, die großen Kerzen sind weg.“ — Fünfzehn Ellen hohe und mannsdicke Kerzen! Wie fleißig doch sonst die Bienen arbeiten mußten für Erleuchtung der Kirchen und Verfinsterung der Herzen und Köpfe.

9. Die Kunst, die Diamanten zu schneiden, ist nicht viel über drei Jahrhunderte, und sie zu brillantiren, kaum ein Jahrhundert alt. Agnes Sorel war die erste Dame, die mit ihrem Putze Diamanten verband. Unter Katharina von Medicis stieg diese Mode noch mehr. Man steckte Diamanten in die Haare und die Ohren, und brauchte sie zu Halsschnüren, zu Schleifen, Bouquets, Armbändern und Ringen. Sie verdrängten die Perlen, welche bisher der Lieblingsputz der Frauen gewesen waren

10. In Spanien hat, wie Beaumarchais in dem Bericht von seiner Reise nach Spanien erzählt, eine gerichtliche Verhandlung keine Gültigkeit, wenn sie von Jemand unterzeichnet wird, der Arznei genommen hat.

11. Der Name Kosak ist aus der slavonischen Sprache, von dem Worte Koß (Sense) entnommen. Aus Mangel an Waffen bedienten sich sonst die russischen Bauern im Kampfe ihrer Sensen, und bekamen davon die Benennung Kosaken: Sensenmänner.

12. Zwischen zwei gelehrten Philologen war einst ein Streit, ob Aeneas bei seiner Landung in Italien zuerst den linken oder den rechten Fuß an's Land gesetzt hätte.

Sechstes Dutzend.

1. Zu den sonderbaren Behauptungen gehört unstreitig die, welche J. C. Bisinger in seiner Generalstatistik des österreichischen Kaiserthums (Wien 1807. Th. 1.) aufstellt, und welche darinn besteht, daß der Jude im Stande sey, sieben Tage lang ohne allen Genuß von Speise zu bleiben.

2. Der Advokatenstand hat viele Anfechter gefunden, aber es hat ihm auch nicht an Vertheidigern gefehlt. Der Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen über den gegenwärtigen Zustand der österreichischen Niederlande (Leipzig 1785. S. 96.) versichert: der Advokatenstand ist unter allen Ständen der edelste und dem Staate am nützlichsten.

3. „Si Dieu n'étoit pas Dieu, nôtre roi le seroit (wäre Gott nicht Gott, so würd' es unser König seyn!“) sagte einst ein Dichter zu Ludwig dem Vier-

zehnten. „Gott schuf Napoleon, und ruhte aus!“ sprach einst in öffentlicher Rede der Maire einer berühmten deutschen Stadt, als sie dem französischen Reichskoloß einverleibt wurde. — Gewisse Deutsche hatten es in der gallischen Schmeichelkunst schon ziemlich weit gebracht.

4. Anders sprach Johann Baptist von Beauvais, Bischof von Senez. Als er einst vor Ludwig dem Fünfzehnten predigte, redete er den König mit den Worten an: „Sire, meine Pflicht, als ein Diener des Gottes der Wahrheit, gebeut mir, Ihnen zu verkündigen, daß Ihr Volk unglücklich ist, daß Sie die Ursache davon sind, und daß man Sie darüber in Irthum läßt.“ Der Bischof hatte zum Text seiner Predigt den Spruch aus dem Propheten Jonas gewählt: In vierzig Tagen wird Ninive untergehen. — Bemerkenswerth ist es, daß der König gerade vierzig Tage nach dieser Predigt starb.

5. Die berühmtesten spanischen Dichter waren zugleich tapfere Krieger. Don Alonzo von Ercilla, Verfasser der Araucana, kämpfte mehrere Jahre gegen die Gebirgsbewohner von Peru, und verewigte diesen Krieg dann durch sein Heldengedicht. Michael von Cervantes ward in der Schlacht bei Lepanto tödtlich verwundet. Lopez de Vega diente als Offizier auf der berühmten Armada, und wäre dabei fast um's Leben gekommen. Calderon hatte in Flandern mit höchster Auszeichnung gekämpft.

6. Die heilige Schrift sagt: Opera digitorum tuorum sunt coeli. (Die Himmel sind deiner Finger

Werk.) Der Schluß der Rabbinen ist: Wir haben zehen Finger, also giebts zehen Himmel. — Ein sonderbares Ergo.

7. Der ungarische König Karl der Erste schlug dem Stephan Pazmany beim Lanzenbrechen drei Zähne aus, und beschenkte ihn (zum Theil zwar wegen der von ihm und seinen Vorfahren der Krone geleisteten guten Dienste, doch größtentheils wegen jenes Unfalls) mit drei Dörfern.

8. Der schweizerischen Dialecte giebt es nicht weniger als zwei und siebenzig. In eben so vielen Mundarten weicht das innerhalb der Grenzen dieses kleinen Landes gesprochene Vater Unser ab. Man zählt ein und vierzig deutsche, ein und zwanzig französische, acht italienische und sechs romanische (graubündter) Dialecte.

9. In dem kleinen Bezirke des Waadlandes ist die Sprache so verschieden, daß man sich in der Entfernung einer Meile kaum versteht oder verständlich machen kann. Der Blitz heißt hier cinkuzo, dort Sallein. Das Wasser wird genannt aigue, évoue, ivoué, igue, ive. Die Sprache ist ein Gemisch von Griechisch, Latein und Celtisch. — Ihre Sprüchwörter, worin sie überaus stark sind, heissen revi. Hier einige: Wer das Wenige verachtet, der flieht das Viele. Was man in der Eile thut, gereuet in der Muße. Ist etwas gut, so hast du genug daran.

10. In den Berg- und Waldgemeinden von Ormont, im Waadtland, herrschen noch uralte Sitten

und Gebräuche. Sie tragen die Leichen nicht, sondern führen sie auf Schlitten zum Grabe. Kein Geistlicher, sondern ein Freund oder Blutsverwandter des Verstorbenen hält ihm die Standrede. Ein solcher Redner sagte einst bei dem Niedersenken des Todten: „Lieben Brüder und Freunde, Einige sprechen von dem Verstorbenen gut, Andere schlecht: lassen wir ihn, wie er ist, und gehen zum Leichenhause.“

11. Eine Viertelstunde von Basel liegt das Dorf Saint-Jacques oder Sankt Jakob, gemeiniglich die Thermopylen der Schweitz genannt, weil im Jahr 1444 dreizehn hundert Schweitzer den Paß zwölf Stunden lang gegen dreißig tausend Franzosen vertheidigten, und bis auf den letzten Mann umkamen. Die Baseler feierten diese Begebenheit auf eine edle Weise. Sie pflanzten einen Weinberg auf das Schlachtfeld. Alle Frühjahre trinken sie im Dorfe auf das Andenken ihrer tapfern Brüder von dem, unter dem Namen Schweitzerblut bekannten Weine.

12. Wohin das Streben nach reiner Latinität führen könne, läßt sich aus folgendem erkennen. In einer deutschen Universitätsstadt sollte den Studenten das Tabakrauchen auf den Straßen verboten werden. Man drückte sich, um zu bezeichnen, was gemeint sey, kurz und zierlich genug folgendergestalt aus: Es soll niemand auf der Straße u. s. w. „durch den Rauch von angezündetem Nikotianischem Kraute, sey es nun, daß es durch Pfeifen

oder Röhren gezogen werde, oder nach Sitte der Spanier zusammen gerollt sey, sich ergötzen."

Siebentes Dutzend.

1. König Alfons von Aragonien pflegte zu sagen: „Wie sich die Sonnenblumen immer nach der Sonne drehen, so bildet sich das Volk immer nach des Fürsten Sitten, Tugenden und Lastern."

2. „Es liegt allerdings etwas Großes und Heldenmüthiges darin, wenn man sich an die Spitze eines Heeres stellt, und es dem Feinde entgegen führt, sagte eben dieser Alfons; aber ein Volk durch sein Beispiel auf den Weg der Tugend zu führen, ist doch weit größer und edler."

3. Die Doctorwürde ward unter dem Kaiser Lothar zwischen den Jahren 1128 — 37 eingeführt, und kam zuerst bei der Juristenfakultät der Universität zu Bononien in Gebrauch. Von der Juristenfakultät ging diese Würde zu der theologischen über.

4. Die Magisterwürde entstand im Jahr 1231 mittelst einer vom Pabste Gregor dem Neunten gegebenen Bulle, kraft welcher in Paris die ersten graduirten Magister gemacht wurden. Uebrigens findet man schon im neunten Jahrhundert einen Florus Magister, Diakonus zu Lyon. Auch ward Petrus Lombardus (gest. 1164) sententiarum magister genannt.

5. Ueber den Charakter der Gallier war schon Papinianus nicht gut zu sprechen. Er sagt von ihnen: Aliter scribere, aliter pronunciare, vecondis est Galli. (Anders schreiben, anders aussprechen, sind Eigenschaften der verrückten Gallier). — Ein alter deutscher Skribent, Zinkgräf in den Apophtegmen, meint die Franzosen mit den Worten: sie singen anders, denn genotiret.

6. Schon vor etwa 200 Jahren erschien eine damals sehr interessante Schrift, unter dem Titel: Beweis, daß die Weiber keine Menschen, sondern — Engel sind. Niemand hatte das Geringste dagegen einzuwenden, weil die Weiber immer Engel bleiben, sie mögen so böse seyn als sie wollen, denn es giebt ja auch böse Engel.

7. Luthers kürzester Brief befindet sich eigenhändig von ihm geschrieben in der königl. Bibliothek zu Berlin. Er ist an einen gewissen Hirsfelder erlassen, den er nicht kannte, und der sich blos eine Zeile von ihm erbeten hatte. Luther antwortete deßhalb folgendermaßen: Manum meum petiisti, ecce manum habes. Martinus Lutherus.

8. Man fragte einst André Dacier, welcher schöner wäre, Homer oder Virgil? Er antwortete: „Homer ist um tausend Jahre schöner."

9. Unter den Schuhmachern haben sich immer viele wissenschaftliche Köpfe gefunden, und diese Bemerkung ist sehr alt. Schon Phädrus läßt einen Mann, welcher

wunderhafte Medici im Verborgenen macht, einen Schuhflicker seyn. Die neuere Zeit hat die beiden Genies unter den Schuhflickern, den Hans Sachs und Jakob Böhmer sehr hervorgezogen, und Gütz giebt in seinen Selectis ex historia literaria eine höchst bedeutende Zahl von gelehrten Schustern, die noch sehr vermehrt werden könnte.

10. Bekanntlich muß, einer alther gebrachten Gewohnheit gemäß, jeder Handwerker, wenn er als Meister aufgenommen werden will, Probestücke seiner Geschicklichkeit in der von ihm erlernten Kunst liefern. So mußte in Amberg jeder, der Meister werden wollte, in Gegenwart des ältesten Meisters drei schwere Probestücke verfertigen, die vom ganzen Handwerke in Gegenwart eines Bürgermeisters genau untersucht wurden. Allein von dem Kupferschmied wurde, ausser einem Kessel und einer Pfanne aus Kupfer, auch noch gefodert, „daß er auf das Gitter der Gallerie des Pfarrthurmes sich setzen, und dort Schuhe und Strümpfe aus- und anzuziehen mußte, um zu zeigen, daß ihm nicht in der Höhe schwinde.“

11. Durch das Christenthum kam die Gewohnheit des Scheiterhaufens außer Gebrauch, und zwar gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts; man beerdigte nun die Todten auf unsre Weise, doch mit dem Unterschiede, daß die Särge von Stein waren. Späterhin wurden die gemeinen Leute in hölzerne Särge gelegt, deren schon Gregor von Tours erwähnt.

12. Der Erzbischof von Creta, Hieronymus, befand sich 1459 als päbstlicher Legat in Breslau in kirchlicher Angelegenheit. Da gerieth er mit dem Bischof in Breslau, Jodocus, in Wortwechsel, und nannte ihn in der Hitze des Zwistes eine Pest des Vaterlandes. Darüber entrüstet, sties Jodocus diese Beschimpfung aus: „Der Apostel Paulus hat recht geredet, wenn er die Creter lügenhafte Leute, böse Bestien, viehische und faule Menschen nennt. Und dieser Leute Erzbischof sind — Sie. Wir wissen nun, was wir von Ihnen zu denken haben: wie die Heerde so der Hirte."

Achtes Dutzend.

1. Das Schicksal der Urkunden ist manchmal gar sonderbar. Im siebenjährigen Kriege wurden die auf der alten Burg Kynsburg bei Schweidnitz von der kaiserlichen königlichen Feldschneiderey zu — Maaße verschnitten.

2. Im vierzehnten Jahrhundert bezahlte man gewöhnlich einen Canarienvogel mit zwanzig Franken, und zwei ausgesuchte Canarienvögel mit fünf nnd zwanzig Louisd'or.

3. Der Kaiser Otto der Erste wurde dreimal gekrönt. Deutschland gab ihm eine silberne, die Lom-

bardie eine eiserne, und Rom, durch die Hände des Pabstes, eine goldene Krone.

4. In Cole's schätzbarer Geschichte der Pflanzen findet sich folgendes lakonische Lob des Hanfs: „Aus dieser Pflanze werden Stricke gedreht, und mit diesen Schiffe gelenkt, Glocken geschwenkt, Bettstellen verschränkt und Schelme gehenkt."

5. Die größte Kirche zu Saardam in Holland führt den Namen: zum Büffelochsen. Die Veranlassung zu dieser seltsamen Benennung war folgende: Ein wüthender Ochse schleuderte auf eben der Stelle, wo die Kirche steht, eine schwangere Frau mit seinen Hörnern in die Luft. Schwebend gebar sie; unverletzt fiel Kind und Mutter herab. Zum Andenken an die wunderbare Rettung ward die Kirche erbaut.

6. Zu Konstantinopel sind die Miethen sehr theuer; die meisten Häuser sind sehr elend, und durch die häufigen Feuersbrünste erneuern sie sich alle fünfzehn Jahre. Aus diesem Grunde leben ihre Bewohner wie auf der Schildwache, schlafen angekleidet, und die Weiber schmücken sich mit ihren Arm- und Halsbändern, wenn sie sich zu Bette legen. Kostbare Geräthschaften werden alle Abende in ein Kästchen gethan, und auf den Tisch gestellt, um solche schnell bei der Hand zu haben und retten zu können.

7. Im Jahr 1820 gab es in Frankreich 31,441 Verhaftete; im Jahr 1821: 32,184, und im Jahr 1822: 31,749.

8. Eine Pariser Chronik berechnet, daß in Paris, im Zeitraum von 1710 bis 1810, 1,934,897 Menschen geboren, und 1,935,529 gestorben sind. Die Heirathen verhielten sich zu den Geburten wie 5 zu 24. Die Fündlinge haben aber fast von Jahr zu Jahr zugenommen. Von 1710 bis 1730 zählte man auf 9 Geburten einen Fündling; 1730 — 1750: 1 auf 6; 1750 — 1770: 1 auf 4. 1770 — 1790: 1 auf 3. 1790 — 1819: 1 auf 4.

9. Ein Sprachpurist behauptete, man müsse nicht Berlin und nicht Wildbret oder gar Wildpret schreiben, sondern Bärlin und Wildbrät, weil jenes seinen Namen habe von Albrecht dem Bär, seinem Erbauer, und dieses so viel heiße als Wild, das zum Braten taugt.

10. Die Verschwendung im Mittelalter ging weiter als bei uns. Ein Herzog hatte für sein Pferd einen Kopfputz, der dreißig tausend Thaler unsers Geldes kostete. Die Wappenröcke waren mit Perlen, aber recht lose gestickt; „damit sie leicht verloren gingen.“

11. Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der deutschen Gesetzgebung liefert eine Braunschweig-Lüneburgische Verordnung vom Monat Junius 1711, nach welcher die Zigeuner mit Gewalt und Rührung der Glocken verfolgt werden und vogelfrei seyn, und Jedermann, Einheimischen oder Fremden, erlaubt seyn soll, sie anzugreifen, ihnen ihre Habe abzunehmen, und, im Falle sie sich zur Wehre setzten, sie ungestraft zu verletzen oder gar zu entleiben.

12. In einer alten Sammlung von Polizeigesetzen der Stadt Wien liest man folgende Verordnung; „die Fischer sollen die Fische auf dem Markte mit unbedecktem Haupte feil haben, um sie durch die Sonnenhitze zu zwingen, ihre Waare wohlfeiler zu geben.“

Dreizehentes Fach.

Allerlei.

I.

Eine seltsame Stiftung aus dem dreizehenten Jahrhundert.

Bizarrerie und Liebe zum Sonderbaren war ein charakteristischer Zug der Deutschen in ihrem halb rohen Zustande. Beweise davon finden sich in vielen alten Denkmälern, die auf unsere Zeiten gekommen sind, z. B. in Gebäuden, Kleidertrachten, Gebräuchen und Feierlichkeiten. Ueberall entdeckt man Spuren, die eine halb rohe Nation verrathen, welche bei einem gänzlichen Mangel an gereinigtem Geschmacke, Witz, Laune und Unterhaltung in starken grotesken Zügen suchte und fand.

Unter den seltsamen und auffallenden Stiftungen, zu welchen Aberglaube und Bizarrerie im Mittelalter so manchen verleitete, zeichnet sich besonders eine aus, die Ansbohelm, Graf von Kalw, zu einem immerwährenden Andenken, oder auch als Sühnopfer für etwanige Vergehungen, im dreizehenten Jahrhundert anordnete, und die in einem jährlichen Gastmahle bestand. Sie bezeichnet den Geist des Zeitalters auf eine sehr ausgezeichnete Art.

Am Wurmlinger Berge, zwischen Rotenburg und Tübingen, stand ein altes Kloster, dessen Bewohner Percipienten und Exekutoren der Stiftung waren. Der Guardian dieses Klosters mußte nun, vermöge des Stiftungsbriefes, allemal Montags nach dem Feste aller Seelen, von einigen Klosterbrüdern begleitet, den benachbarten Wurmlinger Berg besteigen. An dem Thore des Klosterkirchhofes, der auf dem Berge lag, fand er dann allemal einen Wagen kleingespaltenes Holz, einen Sack guter Kohlen, ein Fuder Heu und auf diesem eine kastanienbraune Gans vor, welches alles von den Unterthanen des Grafen, auf deren Güter die Stiftung vermuthlich angewiesen war, herbei geschafft worden war. Die Gans bekam der Bauer, welcher das Heu gefahren hatte, von den Klosterleuten bei der Uebergabe dieser Naturalien zum Geschenk. Ueberdieß wurde eine dreijährige fette Kuh, drei gemästete Schweine, nemlich ein junges Spanferkel, ein einjähriges und zweijähriges herbeigeschafft. Diese Thiere mußten vorher von einem Fleischer untersucht, und ihre Güte erwiesen seyn. Ferner dreierlei Bier, jähriges, zweijähriges und dreijähriges. Weil aber dergleichen Bier seltener war, als Wein, so wurde die Stiftung mit der Zufriedenheit aller Interessenten dahin abgeändert, daß man statt des Bieres dreierlei Wein, nemlich rothen, alten blanken und jungen blanken Wein nahm. Ebenfalls mußte dreierlei Brod vorhanden seyn, Semmel, Waizen- und Kornbrod. Hierauf mußten alle Personen, die dabei interessirt waren, sogar der Koch und

Fleischer, einen Eid schwören, daß sie nicht das geringste von allen diesen Dingen zu einem andern Gebrauche verwenden wollten, als den der Stiftungsbrief vorschrieb.

Einige Tage nachher ging die Schmauserei selbst an, wobei alle Gäste, wozu unter andern auch die tübingische und rotenburgische Geistlichkeit gehörte) bei Strafe eines Scheffels Dünkels, in Trauerkleidern auf dem Berge erscheinen mußten. Jeder Geistliche durfte seinen Küster mitbringen, auch konnte ein Klosterherr, der von rechtswegen Theilnehmer an dem Gastmahl war, jeden wohlgekleideten Mann, der ihm unterwegs begegnete, zu Gaste laden. Jedem, der zu Pferde kam, wurde ein neues hölzernes Gefäß, in welchem ein Viertel Haber für das Pferd befindlich war, und ein neuer Strick, den Gaul anzubinden, gereicht, und jeder durfte dieses Präsent als ein Andenken an den Schmaus und den Verstorbenen mit nach Hause nehmen.

Sobald alles beisammen war, mußten sämmtliche Geistliche ihre Füße entblößen, die Kapuzen über die Köpfe ziehen, und sich zu dem Grabe des Stifters verfügen. Hier wurde nun Gottesdienst gehalten, Messe gelesen und der Name des Stifters, seiner Gattin und Kinder, laut proklamirt. Doch verordnete der Stiftungsbrief ausdrücklich, daß bei diesen religiösen Handlungen sich ja keiner von Traurigkeit sollte übernehmen lassen; vielmehr sollte der Guardian oder sonst jemand dann und wann in die Küche gucken, und zusehen, ob dort alles gut von statten gehe, und das Essen bald fertig sey.

Die Vorlesung des Testaments machte den Schluß von den trockenen Solennitäten, und nun lud der Abt sämmtliche Anwesende nochmals feierlich zum Schmause ein. Unterdessen, heißt es in der Urkunde, daß sich die Geistlichen bekomplimentiren und um den Vorrang streiten würden, sollte der Guardian das Fell der geschlachteten Kuh auf dem Kirchhofe ausbreiten, um welches sich dann die Aussätzigen (deren es damals von den Kreutzzügen her in Deutschland viele gab), die von dem Feste profitiren wollten, lagerten. Sodann gieng er wieder zu den vornehmern Gästen, höhlte eine Semmel aus, und präsentirte sie jedem Anwesenden zu einer Kollekte für die Armen, welche draußen auf der Kuhhaut speisten. Nunmehr wurden die dreierlei Arten von Brod und Wein, nebst drei gebratenen Schweinsköpfen, aufgetragen. Was von dieser Tracht übrig blieb, erhielten die Mitesser auf dem Kirchhofe. Jetzt kam frisches Brod und Wein und Gänseklee, alsdann gesottene Hühner, Rindfleisch, Fische und Braten. Alles, was von diesen Gerichten übrig blieb, wurde ebenfalls unter die auswärtigen Gäste vertheilt. Hierauf erschienen gesottene Fische in einer Gewürzbrühe mit zweierlei Brod, nemlich Semmel- und Waizenbrod, aber dreierlei Wein.

Nach diesem Gange wurde abermals frisches Brod und Wein, und für je zwei und zwei Gäste eine gebratene Gans aufgetragen. Dieses Gerichte war das sonderbarste; denn in jeder Gans steckte ein gebratenes junges Huhn, und in diesem wieder eine Bratwurst. Man sieht, wie

sehr auf die heilige dreifache Zahl Rücksicht genommen wurde. Von diesem starken Gerichte erhielten die Subalternen, Kirchner, Meßdiener u. dergl. einen beträchtlichen Antheil; die Ueberbleibsel aber kamen an die Armen. Zuletzt erschien der Nachtisch: Käse, Kuchen, Trauben, Nüsse, Aepfel und Birnen. Außer dem Antheile, den die Armen hievon bekamen, erhielten sie noch überdieß eine Suppe, Fleisch, eine Pfefferbrühe und jeder einen Becher Wein. Die Schmauserei mußte ziemlich bis an den Abend dauern, weil in dem Stiftungsbriefe keines Abendessens für die Gäste gedacht wird, dahingegen derselbe ausdrücklich verordnet, daß das Gesinde Abends Fleisch mit einer Brühe, und überdieß noch jeder zehen Schillinge erhalten sollte.

Nach geendigter Mahlzeit wurde ein feierliches Gericht über die Frage gehalten, ob auch alles nach dem Willen des Stifters veranstaltet gewesen sey, wobei jeder das Recht hatte, seine Anmerkungen zu machen. Gemeiniglich aber kamen dergleichen nicht vor, weil eines Theils der Appetit der Gastgeber selbst dabei interessirt war, andern Theils die Höflichkeit der Gäste kleine Mängel gerne übersah. Die nochmalige Verlesung der Stiftungsurkunde beschloß das Fest. Sobald, heißt es darin, selbige in einem wesentlichen Theile verletzt würde, sollte sie eo ipso kassirt seyn, und alle darauf angewiesenen Fonds dem derzeit lebenden ältesten Grafen von Kalw anheim fallen.

Diese seltsame Stiftung erhielt sich bis gegen das

Jahr 1530. Die allgemeine Revolution in Kirchensachen, machte damals ihr, wie vielen ähnlichen Instituten, ein Ende.

II.

Seltsame Testamente.

1. Ein Kaufmann, welcher sich in Ostindien ein großes Vermögen erworben hatte, starb Kinder- und Verwandtenlos. Er hinterließ ein Testament, in welchem er unter andern folgende Legate aussetzte:

Dem Herrn D. vermache ich für 100,000 Thaler Verachtung und Widerwillen. Das Publikum wird ihn zum voraus bezahlen.

Ich vermache 3000 Thaler dem, der bei meinem Begräbniß am meisten weint, und eben so viel dem, der am stärksten lacht.

Ich will, daß alle Jahre dreimal, am sechsten Januar, achten April und zehnten November allen denen umsonst Arznei gereicht werde, welche an diesem Tage ein Laxier einnehmen wollen, und vermache hierzu 30,000 Thaler.

Meinen Stolz vermache ich Herrn G., meine Faulheit Herrn M., und meine Naschhaftigkeit der Frau N.

Dem Barbier, der mich dreimal die Woche zerkratzte, vermache ich zwölf Pfund Seife.

Da Herr S. immer ein großer Liebhaber von Gemälden und Bildhaurei war, so vermache ich ihm einen Almanach mit Kupfern und einen Perückenstock.

Dem Herrn G. vermache ich alle meine Zeitungen, um die tiefe Einsicht zu üben, die er in politischen Dingen zeigt.

Dem R., der mich bei seinem Bankerott um 6000 Thaler brachte, vermache ich einen Ort am Pranger. Ich hoffe er wird ihm umsonst ertheilt werden. Wie wird es mich freuen, zu sehen, welche Figur er an diesem Orte machen wird.

Dem Herrn S. vermache ich eine Flasche Wasser, um seinen Wein damit zu mischen.

Zum Universalerben meiner übrigen Güter setze ich die beiden elendesten Menschen im Lande ein. Wie viele werden schreien: „Ich bin's! ich bin's!" und glauben, an die Erbschaft ein Recht zu haben. Allein ich werde nichts mehr hören, und die Sache wird der entscheiden, der es kann. Vielleicht gibt dieß auch eine schöne Gelegenheit, den Scharfsinn der Advokaten, die Kunst der Prokuratoren, und die Urtheilskraft der Richter zu üben.

2. Der holländische Maler Martin Heimskerk hatte von verschiedenen Dingen sonderbare Ansichten, war ein ziemlich eigener, aber dabei lustiger Mann, der die Freuden der Tafel liebte, mit Freunden bei einem Glase Wein gern lustig lebte, und die Weiber sehr gern sah. Als sich die Stunde des Scheidens nahte, machte er sein Testament, und setzte in demselben ein Kapital aus, von

dessen Interessen jährlich ein armes Mädchen ausgestattet wurde. Diese Ausstattung erhielt sie aber nur unter der Bedingung, daß sie an ihrem Hochzeitfeste im Brautstaate mit ihrem Bräutigam und den Hochzeitgästen zu dem Grabe des lustigen Malers zog, und auf demselben mit der lustigen Gesellschaft herumtanzte, was auch (man weiß aber nicht wie oft und wie lange) geschah.

3. Eine in London wohnende reiche Jüdin, welche im Dezember 1794 starb, verordnete in ihrem Testamente, daß ihr Leichnam nach Jerusalem gebracht und dort beerdigt werden sollte? Zwölf gesetzte Männer der jüdischen Nation sollten die Leiche dahin begleiten, und das Begräbniß nach der Vorschrift besorgen. Für diese Mühewaltung sollte jeder vierhundert Pfund Sterling erhalten. Buchstäblich wurde dieser letzte Wille in Erfüllung gebracht.

4. Ein Handelsmann von Toulouse, Namens Goudelin, versammelte vor seinem Tode acht der berühmtesten Notarien von dort, und erklärte ihnen, daß er seinen Neffen zum Universalerben einsetze, daß er aber wolle, sein Testament dürfe nur aus einem einzigen Worte bestehen. Alle erklärten einstimmig, daß dieß gar nicht möglich sey, und daß man die von den Gesetzen vorgeschriebenen Formalitäten nicht umgehen könnte. „Ihr versteht alle nichts, erwiederte ihnen der Kranke; ich will euch gleich beweisen, daß man ein ganz authentisches Testament in einer Sylbe machen kann.“ Er ließ hierauf seinen Neffen kommen, und übergab ihm einen Sack,

der neben seinem Bette stand, und alle seine Rechtstitel, Verschreibungen, Contracte rc. enthielt, mit dem Worte: Dein. „Dieses ist mein Testament, sagte er hierauf zu den Notarien, und gewiß ein feierliches, da Sie alle Zeugen davon sind.“

5. Ein alter und reicher Edelmann heirathete ein junges Weib von blendender Schönheit. Seine Eifersucht kannte keine Grenzen. Als er eines Tages seine Frau liebkoste, und in den Spiegel sah, ward er eifersüchtig auf sich selbst, und zerschlug den Spiegel in seiner Wuth. Wenn er mit ihr die Messe hörte und der Priester sich umwandte, glaubte er, er habe nur seine Frau angeblickt, und habe sich in sie verliebt. Seine unabläßigen Verfolgungen und Kränkungen brachten endlich diese in's Grab. Auf ihrem Sterbebette befahl er ihr, ihn zum Universalerben einzusetzen. Sie wagte es nicht, ihm zu widersprechen; doch bat sie ihn ihr zu erlauben, aus Schonung für ihre Verwandten ein sogenanntes mystisches Testament zu errichten. Da er keine Gefahr dabei sah, so willigte er in diese Bitte ein, setzte das Testament selbst auf, und brachte es, in Gegenwart des Notars und der Zeugen, der Sterbenden, welche es sogleich unterschrieb, zusammen schlug, und darauf dem Notar mit der Erklärung überreichte, daß dieß ihr Testament sey, worauf der Notar es versiegelte und hinterlegte. Sie starb wenige Tage nachher. Der Mann eilte die Gerichte zu versammeln, um das Testament zu eröffnen. Er konnte seine Freude nicht bergen, während

er die Stipulationen desselben vorlesen hörte; allein wie groß war sein Staunen, als der Gerichtsschreiber bis zur Unterschrift gekommen war, und statt des Namens der Frau ganz leserlich Nabuchodonosor geschrieben stand.

6. Ein großer Herr, nachdem er in seinem Testamente allen seinen Bedienten Vermächtnisse gemacht hatte, setzte hinzu: „Meinem Intentanden gebe ich nichts, weil er seit zwanzig Jahren in meinen Diensten steht.“ Eben so sagte ein Onkel, dem sein Neffe einen silbernen Teller gestohlen hatte, in seinem Testamente: „Meinem Neffen vermache ich eilf silberne Teller; er weiß selbst, warum ich ihm den zwölften nicht vermache.“

7. Der Engländer Langford vermachte unter andern sonderbaren Verordnungen in seinem Testamente „wöchentlich drei Schillinge zur Unterhaltung seines Lieblingshündchens. Zugleich sollte man dem Hunde an seinem Begräbnißtage einen Zobelpelz umhängen, und er sollte seiner Leiche als einer der vornehmsten Trauerleute begleiten.“

8. Eine Dupuis zu Paris setzte in ihrem Testamente für ihre Katze nicht blos einen großen Jahrgehalt aus, sondern verordnete auch darin, daß ihre Erben der Katze wöchentlich noch einige Besuche machen müßten.

9. Der Banquier Devagnes in London bestimmte in seinem Testamente seiner Gemahlin, der Sage nach einer gebornen afrikanischen Prinzessin, eine jährliche Revenue von zwölf hundert Pfund Sterling. Zu ihrer künftigen Hochzeitfeier vermachte er ihr dreihundert Flaschen

Wein. Endlich verordnete er, daß man ihm im Sarge unter jeden Arm eine Flasche Xereswein geben sollte, den er in großer Quantität und von vorzüglicher Güte besaß.

10. Ein Oberst in England, der einen kleinen Ruhegehalt genoß, hatte ein kleines Landgut, auf dem aber viele Schulden hafteten. Er ging zum Kriegsminister, und bat denselben um die Erhöhung seiner Pension, damit er nach und nach diese Schulden bezahlen könnte. Der Kriegsminister schrieb ihm, er könne seinen Gehalt nicht erhöhen, er sey hinlänglich ihn zu ernähren, und seine Schulden auf dem Gute müßten seine Erben bezahlen. Den andern Tag erschoß sich der Oberst, setzte den Kriegsminister zum Erben ein, und legte den Brief desselben zu seinem Testamente. Der Minister wunderte sich sehr über diese unvermuthete Erbschaft, erstaunte aber, als es sich zeigte, daß die Schulden den Werth des Gutes zweimal überstiegen. „Die Erben müssen bezahlen, schrieb ich ihm, sagte der edle Mann, ich will es halten.“ Er bezahlte sogleich die Schulden des Obersten, und schenkte das Gut den armen Verwandten desselben.

11. Dr. Robert Honegmann, ein Arzt, der 1824 in Virginien starb, wohin er von Schottland ausgewandert war, hat in seinem Testamente unter andern folgendes Vermächtniß niedergeschrieben: „Meinem Sohne vermache ich ferner eine Menschenribbe, welche sich in einer kleinen Schieblade meines Schrank's befindet, mit der ernstlichen Weisung, daß er gedachte Ribbe (sie ist

vom Könige von Schottland, Jakob dem Fünften) sorgfältig bewahre, und seiner Nachkommenschaft als ein Heiligthum hinterlasse."

12. Ein Landbesitzer in der Grafschaft Northumberland, Namens Smith, hinterließ sein ungeheures Vermögen, das zehen tausend Pfund jährlicher Einkünfte verschaffte, seinem einzigen Sohne, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er kein Reitpferd halten, noch je bei einem Pferderennen wetten sollte. Würde er dieß Verbot übertreten, so sollte das ganze Vermögen einem weitläuftigen Verwandten zufallen.

13. Der Zimmermeister Tonnant, welcher in Bothnal-Green wohnte, setzte in seinem Testamente ein Kapital aus, von zwanzig Pfund jährlichen Zinsen, die dazu angewendet werden sollten, eine Anzahl von den Armen des Kirchspiels des Sonnabends zu rasiren. Zwei Barbiere, auch aus dem Kirchspiel, waren zu diesem Geschäft bestimmt, das, um nicht die Armen von ihrer Tagarbeit abzuhalten, immer des Abends geschehen sollte. Die Absicht des ehrlichen Zimmermanns dabei war von einer religiösen Art: er wollte den Armen dadurch am Sonntage mehr Zeit verschaffen, damit sie die Kirche besuchen könnten; zugleich auch hoffte er, durch dies Mittel die Arbeit der Barbiere am Sonntage zu vermindern, da bekanntlich die Engländer jede Sonntagsarbeit, sollte es auch nur das Abnehmen eines Bartes seyn, als eine Schändung des Sabbaths betrachten. Die Exekutoren des Testaments hatten Gründe zu zweifeln, daß sich eine

hinreichende Anzahl von Armen zu dieser so geringfügigen Wohlthat einfinden würden. Sie verordneten daher sehr weislich, als ein verstärktes Anreizungsmittel, daß die Kandidaten zu diesem Stipendium, außer dem kostfreien Rasiren, auch noch ein Glas Gin bekommen sollten.

14. Ein Schuhmacher, der ein großes Vermögen erworben hatte, stiftete in seinem Testamente zu Siena ein Hospital, und ließ seine Büste über den Eingang, mit der Unterschrift aufstellen: Sutor ultra crepiam.

15. Ein Fuhrmann in Lichfield verordnete in seinem Testamente ganz nahe an der Landstraße begraben zu werden, damit er, wie er sich ausdrückte, die Peitschen anderer Fuhrleute noch im Grabe klatschen hören könnte. Er verlangte auch, daß sechs Fuhrleute seinen Leichnam dahin tragen, sechs Stallknechte aus sechs verschiedenen Gasthöfen sie unterstützen, und sechs Bierwirthe mit ihren Weibern ihn begleiten sollten.

16. Ein Testament von ganz anderer Art war folgendes: Ein Einwohner von London, der in seinem Leben so viel Klagen über Dienstmädchen gehört hatte, und aus eigener Erfahrung wußte, daß selten eine Magd ein Jahr lang bei einer Herrschaft blieb, hatte den philanthropischen Einfall dem Uebel abzuhelfen, und die Mägde durch ihr eigenes Interesse zu einem bessern Betragen zu bewegen. Er setzte daher in seinem Testament eine Summe aus, von welcher denjenigen Dienstmädchen, die sieben Jahre hinter einander in einem Hause in dem St. Andreas Kirchspiele Holbourn gedient, und es mit einem

guten Lobe, um zu heirathen, verlassen hätten, alle Jahre zehen Pfund Sterling ausbezahlt werden sollten; fänden sich mehr als eine, so sollte diese Leibrente getheilt werden. Den Kirchenvorstehern war dieß wohlthätige Geschäft übertragen worden. Dieser Mann starb im Jahr 1728, und das Vermächtniß blieb nicht ohne Wirkung, allein dennoch meldeten sich nie mehr als höchstens vier weibliche Candidaten, bis zum Jahr 1788, da sieben auf die Prämie Anspruch machten.

17. Ein wohlhabender Mann in Yorkshire, Namens Greenway, der im Anfang des Jahrs 1791 starb, machte sein Testament, in welchem sich folgendes Vermächtniß für seine Frau befand: „Ich habe das Unglück gehabt, ein sehr unzufriedenes Leben mit meiner Frau Elisabeth Greenway zu führen, und dieß viele Jahre lang, während unserm Ehestande, wegen ihres ungestümen Betragens, das sie durchaus nicht ändern wollte; denn es war ihr nicht genug, meine Ermahnungen zu verachten, vielmehr sann sie immer auf Mittel, mich in meinem Gemüth elend zu machen. Ja, sie war von einer so verstockten Art, daß auch die Vorstellungen der vernünftigsten Menschen gar Nichts bei ihr fruchteten, so daß sie wahrhaft zu meiner Marter gebohren zu seyn schien. Die Stärke Simsons, die Weisheit Homers, die Vorsichtigkeit des August, die List des Pirrhus, die Geduld Hiobs, die Subtilität Hannibals, und die Wachsamkeit des Hermogenes wären nicht hinreichend gewesen,

sie zu beherrschen. Aus diesen hier angeführten Ursachen, vermache ich ihr hiemit nur — — einen Schilling."

18. Ein alter Irländer, seines Gewerbs ein Orgelbauer, der im Februar 1791 zu Dublin starb, und wegen seines Geitzes bekannt gewesen war, machte ein Testament anderer Art. Es hieß darin: „Ich vermache Mary Dennin, meiner Schwägerin, zwei Paar alte wollene Strümpfe, die unter meinem Bette liegen; meinem Enkel, Charles Macartney, zwei andere Paar Strümpfe, die in dem Koffer liegen, darinn sich mein Leinenzeug befindet; dem Lieutenant Johnson, vom vierten Regimente, ein anderes Paar weiße Strümpfe und meinen alten rothen Rock; meiner Haushälterin, Hannah Bourke, für ihren vieljährigen treuen Dienst, den alten geborstenen Wasserkrug in meiner Kammer u. s. w." Hannah wurde so unwillig, daß sie bei Verlesung des Testaments ausrief: „ich überlasse den alten Krug dem, der ihn haben will," und eben das sagten auch die übrigen von ihrem Antheile. Der Enkel wollte sich indessen über den Willen des Alten und über die Hannah etwas lustig machen, und stieß spöttisch den Krug vom Gestelle, worauf er stand. Er zerbrach, und ein Seegen von Guineen rollte über den Fußboden, zum Erstaunen der Erben. Nun fing man in Eile an, die wollenen Strümpfe unter dem Bette hervorzusuchen, und man fand auch sie schwer vom Golde. Die übrigen Strümpfe und der alte kahle Rock hatten ebenfalls eine so kostbare Fülle. Nun machten die anfänglichen Ver-

ächter des Testaments andere Gesichter, und überließen sich ihrer Freude.

19. Der Bildhauer Rollekins in London starb 1823, mit Hinterlassungs eines Vermögens von mehr als dreimal hundert tausend Pfund Sterling. In seinem Testamente vermachte er dasselbe größtentheils an Leute, die dessen nicht bedurften. Dem jungen Bonomie zu Rom, einem Lehrling in der Bildhauerkunst, den er aus der Taufe gehoben, und immer einen großen Theil seines Vermögens hatte erwarten lassen, bestimmte er blos ein Legat von hundert Pfund. Seine alte Magd und seinem ersten Arbeiter, der ihm vierzig Jahre lang gedient hatte, ließ er brodlos zurück. Einen bedeutenden Theil seines Vermögens vermachte er dagegen — dem König.

20. Ein französischer Dragoner, der 1823 in einem Dorfe des Elsasses starb, hinterließ folgendes Testament: „da es nicht Recht ist, Reichthümer in jene Welt mit hinüber zu nehmen, und ich nahe Anverwandte nicht habe, so bitte ich, Wilhelm Grognard genannt Rougelame, den Herrn Pfarrer, als meinen Testamentsvollstrecker, den Staaten, Ländern und Provinzen, welche ich hier unten nenne, folgende Gegenstände zurück zu geben, welche ich in Tagen der Gefahr dort geraubt: Zwei piemontesische Flinten, in der Schlacht von Millesimo genommen; eine ungarische Lanze, bei der Brücke von Arkole genommen; drei neapolitanische Dolche, im Gefecht von Molise; eine arabische Espignole, bei Abukir genommen; eine türkische Standarte, am Ufer des Jor=

dans genommen; eine österreichische Patrontasche, bei Marengo genommen; zwei russische Grenadier-Mützen, von bei Austerlitz getödteten Russen; eine preußische Fahne, bei Eilau genommen; ein moskovitischer Pallasch, bei Smolensk genommen; ein baierischer Degen, bei Dresden genommen; eine spanische Trompete, bei Burgos genommen; eine würtembergische Fahne, bei Montmirail genommen; einen Baschkiren-Bogen, bei Champ-Aubert genommen; zwei schottische Pistolen, bei Fleurus, einen englischen Küraß — hier hatten ein Paar Thränen den Ort verlöscht.

21. Lord Barton erschoß sich im Jahr 1814 auf seinem Landgute Bartonhall, ohne daß man in Erfahrung bringen konnte, was ihn zu dieser That verleitet habe. Er war fünf und vierzig Jahre alt, gesund, reich, angesehen und beliebt in ganz England. In seinem öffentlich bekannt gemachten Testamente sind folgendes die Hauptpunkte.

Bartonhall, den 18 Mai 1814.

Meine Titel und Güter erbt, wie recht und billig, meiner Schwester Sohn Sir Henry. Da es einem Lord zukommt, daß er Schulden hinterläßt, ich aber keine habe, so habe ich in der Eile meinem Haushofmeister befohlen, 2000 Pfund zu borgen, damit ich nicht ohne Schulden sterbe; diese wird Sir Henry bezahlen. Ferner wird er folgende Legate ohne Einwendung und Ausnahme zahlen.

Seinem jüngern Bruder, Sir George, 6000 Pfund, und die Pistole, mit welcher ich mich erschossen, damit derselbe davon Gebrauch machen kann, wenn die 6000 Pfund verthan sind, welches bald geschehen seyn wird *).

Miß Babet, Sir Henry's Schwester, erhält ebenfalls 6000 Pfund, aber erst den Tag nach ihrer Hochzeit, wenn sie völlig beweisen kann, daß sie bis an jenem Tage den Namen einer wahren Jungfrau verdient hat, wo nicht, so werden von diesem Gelde drei Mädchen ausgestattet, Unterthanens-Töchter, die vorher schwören, noch ihr Jungfern-Kränzchen zu haben. Sollten diese auf meinen Gütern nicht zu finden seyn, so kommt dieß Geld in's Findelhaus.

Dem Pfarrer des Kirchspiels 30 Pfund, mit dem Beding, daß derselbe mir keine Leichenrede hält, weil doch alles in derselben gelogen seyn würde, und ich ihn von dieser Sünde abhalten will.

Allen und Jedem meiner Dienerschaft ein volles Jahr Gehalt, doch ist dieser und diese ausgenommen, der oder die bei meinem Tode Thränen vergießen wird, worauf genau zu sehen ist; auch der Haushofmeister ist davon ausgenommen, dieser wird sich wohl reich gestohlen haben, und hat er es nicht gethan, so ist es seine Schuld. Ich habe wenigstens den Esel an die volle Krippe gebunden.

---

*) Im prophetischen Geiste gesprochen. Sechs Monate nach Abfassung dieses Testamentes erschoß sich Sir George mit der nemlichen Pistole.

Mein Haus in London, mit allem, erhält meine Schwester Lady Charlotte, doch sollte diese in ihrem 44 Jahre noch so toll seyn zu heirathen, so wird das Haus verkauft, und das Geld nach dem Tollhause (Bedlam) in London gesandt, womit Lady Charlotte dann einst zu verpflegen ist u. s. w.

22. Zu Knights-Bridge bei London starb 1823 ein reicher Edelmann, Namens Borkey, in einem Alter von zwei und siebenzig Jahren. Er war durch die besondere Liebe ausgezeichnet, die er zu dem Hundegeschlechte trug, wozu er jedoch einige Ursache hatte, denn auf einer Reise in Frankreich und Italien, von Räubern angefallen, rettete ihn sein Hund. Die Abkömmlinge dieses Hundes, von einer der größten Rasse, waren seine einzigen Gesellschafter. Er hielt sie sehr prächtig, und fütterte sie mit gebratenem Rindfleisch, Butterbrod, Lebkuchen und Pasteten; ihr Aufenthaltsort kam dieser Unterhaltung gleich. Borkey hielt zwei Bediente zur Aufwartung für die Hunde, und zu gewissen Stunden führte er diese Thiere, das Wetter und die Jahrszeit mochten seyn, wie sie wollten, spatzieren; unter andern hatte er die Zeit von ein bis zwei Uhr früh dazu bestimmt, weshalb beinahe die ganze Nacht für ihn verloren ging. Außer diesen Hunden hielt er noch eine große Anzahl Kostgänger, wie er sie nannte; es waren dieses fremde Hunde, die sich täglich bei ihm einfanden, und mitunter sehr weit, und von ihm gefüttert wurden. Kurz, er that sehr viel auch für fremde Hunde. Wenn ihm einer starb, so ließ

er ihn in einem Sarg zur Parade ausstellen, Wachskerzen um ihn brennen, setzte sich selbst ganz betrübt daneben, schrieb eine Elegie auf den Verblichenen, und ließ ihn stattlich begraben. Als er selbst sein Ende kommen sah, ließ er sich seine Hunde rings um sich legen, und starb zwischen ihren Pfoten. In seinem Testamente vermachte er ihnen ansehnliche Pensionen, und verordnete, daß sie und ihr Stammvater in Stein gehauen, und auf den vier Ecken seines Grabmals aufgestellt werden sollen.

III.

Sonderbare Katzenstiftung.

Im Januar 1785 starb zu Nürnberg Dr. **Johann Christoph de Neufville**, ältester Advokat daselbst, in einem Alter von acht und achtzig Jahren. Er war nie verheirathet, aber ein überaus großer Liebhaber von Katzen. Zu Gunsten derselben machte er folgende letzte Willensverordnung und Stiftung.

Meiner Köchin **Anna Rostin** verschaffe ich in meinem Testamente fünf und zwanzig Gulden und das Bette worin sie wirklich schläft. Ich willige ihr auch ferner, allein zinsfrei in meinem Hause zu wohnen und zu bleiben, den obern Gaden zu besitzen, meine sechs Katzen in der Versorg und Unterhaltung zu haben, wofür sie für jede

die Woche zwölf Kreutzer, und also für alle zusammen die Woche einen Gulden zwölf Kreutzer erhalten soll. Nächstdeme wird ihr alle Vierteljahr vier Gulden Holzgeld, somit das Jahr sechzehn Gulden gegeben, damit diese armen Thiere im Winter nicht erfrieren. Ferner soll ihr auch dafür, daß sie Wart, Pflege und Sorgfalt für die Katzen hat, damit keine verunglückt, auch das Haus außer denen verlassenen Gemächern in beständiger Sauber- und Reinlichkeit erhält, jährlich zwölf Gulden gegeben werden. Wann nun eine von ihnen krepirt, so hört auch das Kostgeld mit Ausgang derselbigen Woche für sie auf; wenn sie so lange ihr Leben behalten, welches aber nicht wohl zu vermuthen, weilen einige davon schon alt sind, so soll dieses acht Jahr dauern, als bis dahin das Haus nicht verkauft werden darf. Nach deren Ablauf oder noch eher, wenn etwa nur noch eine oder zwei übrig wären, die Rostin die allenfalls noch übrigen ein oder zwei Stuck mit sich in ihre Wohnung, Kost und Verpflegung nehmen, und vor eine die Woche vier und zwanzig Kreuzer, so lange sie leben, bekommen solle, wobei sie aber auf das verbindlichste zugesagt und versprochen, nicht nur besagte Katzen mit dreimaligen Essen des Tags, wie bisanhero, zu versehen, sondern auch, wenn eine davon krepirt, nicht etwann an deren Stelle eine andere frembde in das Haus zu thun, sondern es sogleich demjenigen Herrn, so ihr alle Wochen den Gulden und zwölf Kreuzer giebt, und vier Gulden vierteljährig auszahlt, sammt den jährigen zwölf Gulden, anzuzeigen, damit das Kostgeld abge-

zogen wird, und durchaus keine Gefährde darinnen zu begehen, oder an dem Haus etwas zu ruiniren oder zu verderben. Inmassen außerdem sie sogleich aus dem Haus geschafft und diese ganze Verordnung nach Gutbefinden des Herrn Executoris, oder wenn deren zween wären, deren beeden Herren Executorum auf jemand andern verwendet werden soll, wie ich mir denn ohnehin vorbehalte, dieses alles zu ändern, auch jemand andern zuzuwenden, oder gar aufzuheben, so lange ich lebe, sonst aber bekräftige dessen Inhalt mit eigener Hand und Pettschaft, ersuche auch zum Ueberfluß meinen großgünstig hochgeneigtesten Herrn Executorem, hierüber also wie über das ganze Testament unverbrüchlich zu halten. Wie ich denn auch der Jungfer Margaretha R. und Jungfer Kunigunda M. etwas in meinem Testament zuwende, zu dem Ende, daß sie zuweilen, weil Sie meine Katzen kennen, in mein Haus so oft es Ihnen gefällig kommen, nach ihnen sehen, und wenn sie etwas ungleich oder dieser Verordnung widriges wahrnehmen sollten, es sogleich dem oder denen Herren, so darüber gesetzt sind, anzeigen und auf dessen Abstellung dringen sollen. Und wofern sich die Rostin dagegen setzen oder lose Worte darüber ausstoßen würde, sogleich jemand anders an ihre Stelle genommen werden soll.

Zur Sicherheit der Katzen, damit keine durch Lüderlichkeit der Rostin verloren werden kann, soll auf der obern Stiege eine Thür gemacht werden, und weilen im dritten Gaden kein heimliches Gemach befindlich ist, muß

sie sich eines Nachtstuhls bedienen, welchen ich ihr hierzu auch schenke, und der Unrath der Erforderniß gemäß hinunter in die Miststätte getragen werden; welches auch, weilen es nur eine Person ist, eine schlechte Incommodité verursacht. Der Leibich soll meine Schuhe, Stiefeln, und Pantoffeln, nebst zwölf Gulden an Geld zu einem Angedenken nach meinem Tode haben.

Nürnberg, den 20 Dec. 1784.

(L. S.)

J. C. de Neufville, Dr.

VI.

Erklärung einiger Worte.

Nach dem Dänischen.

Bescheiden: heißt derjenige, welcher stets seine Meinung verändert, und es immer mit der stärksten Partei hält.

Bankeruts: ein Mittel, sein Vermögen nach den Regeln der Kunst zu erhalten.

Betragen: ist entweder gut oder schlecht. Zum guten Betragen gehört, daß man kriechend gegen seine Obern sey, sich eine wichtige Miene unter seines Gleichen gebe, und unverschämt grob gegen seine Untergebenen sey. Das schlechte Betragen besteht darin, daß man die Feh-

ler seiner Vorgesetzten nicht verhehlt, daß man bescheiden in Gesellschaft seines Gleichen und höflich gegen seine Untergebenen sey.

Bizarre: wird der Mann genannt, der sich nicht bestechen läßt.

Compliment: das Widerspiel von dem, was man denkt.

Göttlich: eine Arie, welche jedes schöne oder vornehme Frauenzimmer schlecht singt.

Dame: jedes Frauenzimmer, welches in der Küche eine so große Gans ist, daß sie nicht mit Gewißheit sagen kann, ob Gänsebraten Fleisch von einer gebratenen Gans ist.

Hausfrau: Anhängsel zur Mitgift.

Aufstehen: z. B. Sie sind noch nicht aufgestanden, bedeutet bei den Vornehmen: „sie sitzen noch bei Tische.“ Uebrigens kann der vornehme Herr bis Abends zu Bette liegen.

Klugheit: die Eigenschaft, sich von außen weiß zeigen zu können, wenn man innen schwarz ist.

Narr: Jeder, der andrer Meinung ist als ich.

Satyre: bedeutet Witz, wenn sie auf andere zielt; aber Bosheit, wenn sie uns trifft.

Jugend: das männliche Alter bis zum fünfzehnten Jahre, und das weibliche bis zum fünfzigsten.

Trauerkleider: eine schöne Tracht für Erben und junge Wittwen.

Wohlthäter: der Mann, den man besonders kränken und verachten muß.

Verstand: die Kunst, weiß zu schwarz und schwarz zu weiß zu machen.

Unglück: wenn man Suppe auf ein neu Kleid verschüttet.

Thorheit: der Gedanke, die Welt besser machen zu wollen, als sie ist.

Trinkgelag: ein Probestein ehrlicher Freundschaft.

Tugendhaft: heißt derjenige, der höflich genug ist, sich zu stellen, als sehe er Anderer Laster nicht, und schlau genug, seine eigenen zu verbergen.

Urtheilskraft: Uebereinstimmung mit unsern eigenen Meinungen. Der Mann urtheilt richtig, ist so viel, als: der Mann ist von derselben Meinung wie ich.

Verschwender: heißt derjenige, welcher einem arbeitsamen Manne Geld ohne Pfand leiht. Derjenige hingegen, der auf eine feine Art große Herren oder Damen bedeutende Summen im Spiele gewinnen läßt: heißt splendid.

Verdruß: wenn man ein Kind, einen Mann, oder eine Frau verliert.

V.

Die ungarische Reichskrone und ihre sonderbaren Schicksale.

Kein Kleinod eines europäischen Reiches hat jemals so sonderbare Schicksale gehabt, als die Krone, mit der die Könige von Ungarn gekrönt werden. Einer unverbürgten Sage zufolge, hat der Pabst Sylvester der Zweite diese Krone dem Könige von Ungarn, Stephan dem Heiligen, im Jahrtausend, als ein ihm vom Himmel verliehenes Geschenk, geschickt. Bei einem Einfalle, den der König Wenzel in Böhmen im Jahr 1304 in Ungarn machte, fand er die Krone in Ofen, nahm sie weg, und brachte sie nach Prag. Die Stände des ungarischen Reichs, bestürzt über diese Entführung ihres heilig verehrten Reichskleinods, schickten Gesandte an den Herzog Otto von Baiern, den sie als einen Blutsverwandten ihres Königshauses ansahen, und ließen ihm die ungarische Königswürde anbieten, damit er das entführte Reichskleinod dem Entführer wieder entreisse. Da Herzog Otto um eben diese Zeit vernahm, daß König Wenzel von einer schweren Krankheit befallen worden sey, glaubte er denselben durch Güte zur Rückgabe des Kleinods bewegen zu können. Der Versuch gelang. Herzog Otto reiste nach Prag, fand den König Wenzel

auf dem Krankenlager, und bewog ihn die Krone seinen Händen zurückzugeben.

Erfreut über diesen glücklichen Erfolg seiner Bemühung, begab sich Otto nach Ungarn. Schon auf dieser Reise hatte das ungarische Reichskleinod wieder ein sonderbares Schicksal. Der Herzog hatte die Krone, in einem wohlverschlossenen Futterale, einem seiner reitenden Diener anvertraut, ohne ihn von dem Inhalte des Futterals zu unterrichten. Der Reiter band das Futteral an den Sattel seines Pferdes, und verlor es. Da er nach mehreren Stunden das Futteral an seinem Rosse vermißte, ritt er zurück, und fand es auf der offenen Landstraße, nach dem es hier fast einen ganzen Tag gelegen und von keinem Wanderer bemerkt worden war.

Herzog Otto wurde nun, im Jahr 1305, mit der Reichskrone zu Ofen in Ungarn gekrönt, und er soll, mit diesem Kleinod geziert, nicht allein durch alle Straßen dieser ungarischen Hauptstadt, sondern auch durch die Vorstädte derselben und die benachbarten Dörfer geritten seyn. Er blieb aber nur zwei Jahre im Besitz der ungarischen Königswürde. Bei einem Einfalle, welchen er im Jahr 1307 in Siebenbürgen machte, hatte er das Unglück in die Gefangenschaft Ladislavs, des Beherrschers dieses Großfürstenthums zu fallen. Der Sieger ließ ihn nicht eher los, bis er der ungarischen Königswürde entsagte. Bei der Krönung der auf ihn folgenden Beherrscher des ungarischen Reichs, des Königs Karl Roberts, neapolitanischen Königssohns, des Königs Ludwigs des

Ersten, der Königin Marie, seiner Tochter, des böhmischen Prinzen und nachherigen römischen Kaisers Sigismunds Gemahlin, des Königs Karl, genannt des Kleinen, Königs von Neapel, und hernach des Königs Sigismund, diente dieses Kleinod zur Krönung.

Nach dem, im Jahr 1437 erfolgten Tode des letztgenannten Königs, des römischen Kaisers Sigismund, hatten die ungarischen Reichsstände den Schwiegersohn desselben, den Gatten seiner einzigen Tochter Elisabeth, den römischen Kaiser und Erzherzog von Oesterreich, Albrecht den Zweiten, zum Könige von Ungarn gewählt. Er besaß aber diese Königswürde nur zwei Jahre, denn er starb zu Aeßmely in Ungarn im Jahr 1439, hinterließ aber seine Gattin schwanger. Vier Monate nach des Gatten Tode gebar sie einen Prinzen zu Comoen in Ungarn, Ladislav genannt. Die Mutter ließ dieses zarte Knäblein, im vierten Monate seines Alters, unter dem Namen Ladislav's des Fünften, mit diesem Kleinode auf ihrem Schooße krönen. Da aber die ungarischen Reichsstände gegen die vormundschaftliche Regierung der Mutter dieses gekrönten Säuglings, der Königin Elisabeth, sich sehr abgeneigt zeigten, so fürchtete die für ihren Sohn besorgte Mutter, daß sie die Königswürde einem Andern zuwenden würden. Diese Besorgniß bewog sie, besonders darauf bedacht zu seyn, die ungarische Reichskrone in ihren Händen zu behalten. Diesen Zweck suchte sie durch eine List zu erreichen. Man pflegte die Krone, in ein seidenes Tuch eingewickelt, in einem

Futterale zu verwahren, dasselbe mit Schlössern zu versehen und mit dem Reichssiegel zu belegen. Nach der Krönung des königlichen Säuglings wickelte die königliche Mutter die Krone, in Gegenwart der Reichsstände, in das seidene Tuch, und gab dieses Päcklein einer Hofdame. Zuvor hatte man aber derselben ein ganz gleiches schweres Päcklein zugestellt. Die gewandte Hofdame wußte dieses falsche Päcklein mit geschickter Schnelligkeit gegen das, welches die Krone enthielt, zu verwechseln und den Reichsständen zu überliefern, die dann dasselbe im Futterale der Krone verschlossen und versiegelten. Die Krone blieb auf diese Art im Besitz der Königin Mutter. Diese mußte bald erfahren, daß ihre Besorgniß sehr gegründet war. Die mit ihrer vormundschaftlichen Regierung mißvergnügten ungarischen Reichsstände übertrugen die ungarische Königswürde dem Sohne des Königs Uladislav Jagello von Polen, unter dem Namen Uladislav's des Dritten. Bei der Annäherung desselben entfloh die Königin Mutter 1440 mit ihrem Säuglinge von der Bergfestung Wisegrad, in welcher sie sich bisher aufgehalten hatte, nach Presburg, und von da zum römischen Kaiser Friedrich dem Dritten, und nahm die Krone mit sich. Da nun der von den ungarischen Ständen gewählte König Uladislav der Dritte zu Ofen gekrönt werden sollte, die Reichskrone aber fort war, so mußte man die Krone, welche sich auf dem Grabe des Königs Stephan des Heiligen befand, holen und den polnischen Königssohn damit zum ungarischen Könige krönen.

Die Mutter des königlichen Säuglings flehte den Kaiser Friedrich um Schutz für sich nnd ihren Säugling an, und bat ihn, die ungarische Reichskrone in seine Verwahrung zu nehmen. Beides geschah.

In der schrecklichen Niederlage, welche die Türken am eilften November 1444 bei Varna erlitten, verlor der ungarische König Uladislav der Dritte das Leben. Nunmehr erkannten die ungarischen Reichsstände den fünfjährigen Prinzen Ladislav, dessen Mutter inzwischen gestorben war, als ihren rechtmäßigen König an. Da aber der zarte Knabe noch unter einer Vormundschaft bleiben mußte, so wählten sie den tapfern Feldherrn Johann Corvinus, sonst auch Huniades genannt, zum königlichen Statthalter und Reichsverweser, und vertrauten ihm die Sorge für die Wohlfahrt des Reichs. Zugleich schickten sie eine Gesandtschaft an den Kaiser Friedrich, und ließen ihn um die Auslieferung des jungen Königs sowohl als der Reichskrone ersuchen. Der Kaiser verweigerte aber beides, mit der Erklärung, daß er für den Unterricht und die Erziehung des jungen Königes noch ferner wie bisher sorgen wolle, die Krone aber bei'm Könige, mithin in des Kaisers Verwahrung bleiben müße.

Die ungarischen Reichsstände empfanden diese Verweigerung so hoch, daß sie beschlossen, dem Kaiser den Krieg zu erklären, und ihn zur Auslieferung ihres Königs und ihrer Krone zu nöthigen. Johann Huniades fiel zu diesem Zwecke mit einem, zwölf tausend Mann starken, Heere in Oesterreich ein, verheerte die Gegend um Oeden-

burg und Neustadt, und berennte selbst diese damals sehr befestigte Residenzstadt des Kaisers. Am Ende dieses Jahres machte aber doch ein, durch die Vermittlung des Grafen Ulrich von Zilli zu Radelsberg geschlossener Waffenstillstand dem Blutvergießen ein Ende. In der Folge mußte der Kaiser sehen, daß selbst seine österreichischen Unterthanen, gereitzt durch einige einheimische Edelleute, unruhig zu werden begannen, und Feindseligkeiten gegen seine Krieger ausübten. Diese innerlichen Unruhen bewogen den Kaiser, den jungen König am zwanzigsten September 1450 an den Grafen Ulrich von Zilli, als ungarischen Abgeordneten, auszuliefern. Die Krone selbst aber wollte er nicht verabfolgen lassen, und zwar wegen der auf die Erziehung des jungen Ladislav verwendeten Kosten, deren Erstattung er verlangte.

Der junge König starb 1459, kaum achtzehn Jahre alt. Die Krone war noch immer nicht zurück geliefert. Nach der von den ungarischen Reichsständen vorgenommenen Wahl des Matthias, eines Sohns Johann Corvins von Hunniad, zum Könige von Ungarn, erneuerten die Ungarn ihr Gesuch wegen Rückgabe der Krone. Da der Kaiser dieselbe noch immer verweigerte, so veranlaßte dieß einen neuen Krieg zwischen ihm und dem Könige Matthias. Endlich war man doch so glücklich, den Zwist durch einen Vergleich beizulegen, vermöge dessen die Ungarn die Zurücklieferung der Krone mit vierzig tausend ungarischen Dukaten erkaufen sollten. Der Kaiser sollte diesem Vergleiche zufolge, den Mat-

thias als ungarischen König anerkennen, den Titel eines Königs von Ungarn und die Antwartschaft auf die Erbfolge in der ungarischen Königswürde aber behalten, und den König Matthias als seinen Sohn annehmen.

Die ungarischen Reichsstände ernannten nun sieben Magnaten, welche die Krone zu Neustadt bei'm Kaiser abholen sollten. Sie waren: Stephan Bardas, Erzbischof von Colocza; Johann Usterius, Bischof von Waradein, Johann von Villac, Banner von Slavonien und Woiwode von Siebenbürgen, Graf Ladislav Palocz, Oberhofrichter; die Oberschatzmeister Emmerich von Zabolya, Benedict Thurocz und von Lamberg. Die Abgeordneten erschienen mit einem ungewöhnlich zahlreichen Gefolge, nemlich mit drei tausend Reitern, vor der Residenzstadt Neustadt.

Dem Kaiser schien ein so ungewöhnlich zahlreiches Gefolge verdächtig. Er ließ die Thore der Festung schließen, und gab den Ungarn sein Befremden über diese unerwartete Gesandtschaft zu erkennen. Sie entschuldigten ihre zahlreiche Begleitung, und betheuerten, daß dabei nur die Ehre ihrer heiligen Krone beabsichtigt sey. Endlich kam man dahin überein, daß nur der Bischof von Waradein, wahrscheinlich ein Deutscher von Geburt, mit zweihundert Reitern in die kaiserliche Residenzstadt einziehen, die übrige Begleitung der Magnaten aber nach Oedenburg zurückkehren sollte.

Unterdessen, daß der Bischof mit dem Kaiser diese Unterhandlungen pflog, verbreitete man ein Gericht unter

den Ungarn: der Kaiser habe eine an Gestalt, Gewicht und Größe der ungarischen ganz ähnliche Krone machen lassen, und werde diese falsche, nicht aber die ächte ausliefern. Dieses Gericht veranlaßte die Absendung des alten Oberhofrichters Ladislav Palocz, eines der zur Abholung der Krone abgeschickten Magnaten nach Neustadt. Der Alte erkannte die Krone am Ritze eines daran befindlichen Edelsteins, legte sie mit Ehrerbietung auf den vor ihm stehenden Tisch, fiel auf seine Knie nieder und dankte Gott, daß er ihn noch so glücklich werden lasse, sie vor seinem Scheiden aus dieser Welt wieder zu sehen. Jetzt wurden auch die übrigen, zur Abholung der Krone abgeschickten Magnaten von Oedenburg herbeigerufen. Und so wurde dieses heilige Kleinod der Ungarn gegen die verglichene Summe von sechzig tausend Dukaten und zwar, weil beide kontrahirende Theile Mißtrauen gegen einander blicken ließen, fast im nemlichen Augenblicke ausgewechselt. So erhielten die Ungarn dieses Kleinod, nach einer vier und zwanzigjährigen Entbehrung, zurück. Sie brachten es nach Oedenburg, setzten es drei Tage lang auf dem Altare der Hauptkirche zur Schau aus, und ließen es dann nach Ofen in Verwahrung bringen.

Hier fand es der türkische Großherr, Soliman der Zweite, als er dem siebenbürgischen Woiwoden, Johann von Zabolya, der von vielen ungarischen Reichsständen zum Könige von Ungarn erwählt, und im Jahr 1526 gekrönt worden war, auf sein Anrufen zu

Hülfe eilte. Der muselmanische Fürst nahm die christliche Krone und überlieferte sie seinem Schützlinge. In den Händen dieses ungarischen Königs, dessen Königswürde vom römischen Kaiser Ferdinand dem Ersten so nachdrücklich angegriffen wurde, daß er genöthigt war, den Kaiser als König von Ungarn anzuerkennen, blieb dieses Kleinod bis an seinen Tod. Seine Wittwe Isabelle ließ die Krone ihrem erst zweijährigen Söhnchen Stephan aufsetzen, flüchtete sich aber, da das türkische Hülfsheer vom Heere des Kaisers Ferdinand geschlagen, und die ungarische Hauptstadt Ofen den Türken entrissen wurde, nach Siebenbürgen und nahm die Krone mit sich. Nach dem im Jahr 1547 mit den Türken geschlossenen Waffenstillstande lieferte Isabelle die ungarische Krone sammt den übrigen Reichsinsignien an den Kaiser Ferdinand den Ersten aus, und trat diesem Monarchen, den die meisten ungarischen Stände zu ihrem Regenten gewählt hatten, das noch von ihrem unmündigen Sohne in Anspruch genommene Niederungarn nebst Siebenbürgen ab, und begnügte sich, zur Entschädigung ihres Sohnes, mit dem schlesischen Herzogthum Oppeln, und der zum Fürstenthum Münsterberg gehörigen Stadt Frankenstein.

Als die beiden Brüder Matthias und Rudolph, Erzherzoge von Oesterreich und beide nachmals Kaiser, in Zwist geriethen, ließ Rudolph die ungarische Krone heimlich wegnehmen und nach Prag bringen. Doch lieferte er sie im Jahr 1608 seinem Bruder, dem zum

ungarischen Könige erwählten Erzherzog Matthias aus. Dieser ließ die Krone nach Presburg bringen, und im königlichen Schloß daselbst verwahren. Seit dieser Zeit war dieß Kleinod immer der Aufsicht und Sorgfalt zweier ungarischer Magnaten, als Kronhütern, anvertraut.

Zu einer neuen Zwistigkeit gab die ungarische Reichskrone in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Anlaß. Der römische Kaiser und ungarische König, Joseph der Zweite, ließ diese Krone von Presburg nach Wien bringen, und daselbst im Schatze der übrigen Kleinodien des Kaiserhauses verwahren. Er hoffte dadurch das Königreich Ungarn fester an die gesammte österreichische Monarchie und an das österreichische Kaiserhaus zu ketten. Den ungarischen Reichsständen mißfiel aber diese abermalige Entführung ihres heiligen Reichskleinodes so sehr, und sie bezeugten ihr Mißvergnügen darüber so laut, daß sich Josephs Nachfolger, der römische Kaiser und ungarische König Leopold der Zweite, bewogen fand, die Krone wieder von Wien nach Presburg zurück bringen zu lassen, und wieder ungarische Magnaten zu Kronhütern zu ernennen.

VI.

Aus englischen Zeitungen.

In den Zeitungsblättern, die täglich in London in großer Anzahl erscheinen, und mit außerordentlicher Begierde

gelesen werden, stößt man öfters auf höchst sonderbare Anzeigen und Ankündigungen. Einige Proben mögen dieß bestätigen.

Wenn Dichterlinge in andern europäischen Ländern mit ihrer poetischen Waare in der Stille hausiren, so bringen die brittischen hingegen sie öffentlich zu Markt. In einer Londner Zeitung, die vorzüglich zu Anzeigen bestimmt ist, las man Folgendes: „James Maxwell, Poet von Paisley, ist in London angekommen, und hat einige seiner poetischen Aufsätze mitgebracht, die er im Ganzen oder auch einzeln verkaufen will. Seine Wohnung ist in Kingstreet u. s. w. — Er macht auch Verse auf alle ihm gegebenen Materien, und Acrostica von den Namen der Herren und Damen."

In Dublin erschien in allen Zeitungen folgende Anzeige: „Ein Gentlemann, ein Rechtsgelehrter, verbindet sich in der größten Geschwindigkeit zu liefern: Aufsätze für und gegen die Regierung; Reden für alle Parlamentsglieder über alle Nationalgegenstände; Versuche für und wider alle große öffentliche Maaßregeln; Predigten, lange oder kurze, zum Behufe aller Religionsarten und Secten; Satyren, auch Schmähschriften auf Feinde, und Lobreden auf Freunde; ferner kann man bei ihm Komödien, Opern, Balladen, Theaterkritiken, Sonnette, verliebte Klaglieder, Pastorale, Anagramme, Chronogramme, Epigramme und Acrostica, alles in sehr kurzer Zeit und im eleganteſten Style haben. Die Briefe müssen wohl versiegelt, mit der Aufschrift: An Proteus Altor

Esq. bei'm Drucker dieser Zeitung abgegeben werden. Man verspricht ein unverbrüchliches Stillschweigen."

„Wenn man diese Verfahrungsart des Proteus unschicklich finden sollte, so bezieht er sich auf das Beispiel mehrerer hochgerühmten Rechtsgelehrten, die als junge Advokaten von ihrem alles anpassenden Witz lebten, desgleichen auf Addison, Sterne, Otway und Johnson."

In einer andern Zeitung las man folgende Anzeige: „Zu verkaufen Predigten im Manuscript. Es sind Originale, die niemals weder gepredigt noch gedruckt sind. Keine Kopie wird verkauft, sobald das Original verkauft ist. Die Reden selbst sind von geschickten Richtern gelesen worden, und haben ihren Beifall. Sie zielen darauf ab, das Vernünftige und Pathetische auf der Kanzel einzuführen. Man wird jedoch nicht weniger als zwei, und nicht mehr als zehen Predigten an eine Person verkaufen. Man kann auch Gelegenheitspredigten über alle Gegenstände, polemische ausgenommen, haben, wenn man sie bestellt. Briefe bittet man sich postfrei aus, übrigens verspricht man Verschwiegenheit.

Ein Witzling, seine Pfeile gegen die immer abgeänderten Moden richtend, zeigte die Erfindung einer besondern Art Schuhschnallen folgendermaßen an: „Ein sinnreicher Künstler, der die Zeit und Mühe erwogen hat, die erforderlich sind, um die verschiedenen Springfedern und Bestandtheile der Schnallen mit den Schuhen in Verbindung zu setzen, hat eine ganz eigene Erfindung gemacht, dem Uebel abzuhelfen. Diese Erfindung ist ihm

durch ein königliches Patent als sein Eigenthum gesichert, und besteht darin, den Schnallen = Apparat in einem Augenblick zu befestigen und auch loszumachen. Dieß geschieht durch eine mit Pulver angefüllte Röhre, dessen Anzündung die Schnalle nach Belieben entweder aufwirft, oder am Fuß enge zusammenzieht. Mit diesen Schnallen werden zugleich besondere dazu eingerichtete Schuhe und kleine Zündruthen verkauft. Die daraus entstehenden Vortheile sind mannigfaltig. Z. B. bei öffentlichen Freudensbezeugungen können Personen, ohne Gewehr zu haben, allenthalben wo sie sich befinden, daran Antheil nehmen, wenn sie ihre Schnallröhren abfeuern; auch kann man sie gegen die Straßenräuber und bei Duellen brauchen; ja selbst im Kriege werden sie von großem Nutzen seyn, um die Beine der Feinde zu verwunden, wodurch man nicht allein geschwind den Sieg erringen, sondern ihnen auch den Rückzug unmöglich machen wird."

Ein anderer Witzling griff die Faustkämpfe und den Selbstmord durch folgende Anzeige an, die er in den Straßen vertheilen, und in die vornehmsten Zeitungen setzen ließ: Thomas Touchword ist gesonnen, den dreißigsten November sich auf Subscription zu erschießen. Da sein Leben für ihn und seine Freunde völlig nutzlos ist, so ergreift er dieß Mittel, um wenigstens aus seinem Tod einigen Nutzen zu ziehen. Er hofft durch die Neuheit der Scene die Aufmerksamkeit und Unterstützung des Publikums zu verdienen. Er wird sich

dazu zweier Pistolen bedienen, und zwar wird der erste Schuß durch den Leib, der andere aber durch's Gehirn gehen. Den völligen Beschluß werden heftige Verzuckungen, Verdrehungen der Augen, Röcheln, Zähnfletschen und andere gräßliche Bewegungen dieser Art machen, die noch nie öffentlich zur Schau gestellt worden sind. Die Thüren zum Eingang werden um acht Uhr geöffnet werden, und der Auftritt selbst wird mit dem Schlag neun vor sich gehen. Die Damen werden ersucht, ihre Plätze zeitig zu bestellen, die von den andern abgesondert, und zu etwanigen Ohnmachten bequem eingerichtet sind. Ein Saal zu Panton = Street in Haymarket ist ganz zu der Scene gemacht. Kein Legegeld wird wieder zurück gegeben. Der Subscriptionspreis ist eine halbe Guinee."

Jemand, der sich um eine Stelle im Parlamente bewarb, ließ in die Zeitungen einrücken: „Da alle Stellen der Parlamentsglieder in meiner Provinz besetzt sind, und überdieß auch zu ungeheuren Summen verkauft werden, so bitte ich diejenigen, welche Korrespondenten in den südlichen Provinzen haben, wo noch einige zu dem mäßigen Preise von 10,000 Pfund Sterlinge zu haben seyn sollen, mir eine zu verschaffen. Wer mir diesen wichtigen Dienst erweist, soll eine ansehnliche Belohnung erhalten."

Ein Oculist in London zeigte die Einrichtung eines schön machenden Bureau's an, worin er einen Vorrath falscher Augen aller Art hätte, um dadurch in sehr kurzer Zeit, die Einäugigen zu bedienen, und das übrig gebliebene

große, durchstechende, matte, schläfrige oder schwimmende Auge zu paaren. Auch das Schielen versprach er zu vertreiben, und die Runzeln auszufüllen.

In einer Zeitung der schottländischen Stadt Aberden las man folgende Anzeige: „Meine Frau, Mary Mac Donald hat mich ohne die geringste Ursache verlassen. Sie ist ungefähr fünfzig Jahre alt, lahm an ihrem rechten Fuß, blind auf einem Auge und hat rothe Haare. Es wird vermuthet, daß sie mit einem gewissen Robert, einem Tischler und häßlich gestalteten Kerl, davon gelaufen ist. Wenn sie wieder in die Arme ihres untröstlichen Mannes kommen will, so soll sie mit Güte aufgenommen, und ihr weiter keine Fragen gethan werden. Roe Mac Donald.“ — Aehnlichen Inhalts war folgende Anzeige in einer Londner Zeitung: „Weggelaufen die vorige Nacht mein Weib, Bridget Coole. Sie hat einen netten wohlgewachsenen Körper, hat aber ein Bein verloren. Man hat sie zu Pfride gesehen. Da wir nun nie verheirathet waren, so werde ich keine ihrer Schulden bezahlen. Sie lispelt wegen ihren Zahnlücken, spricht immer von Hexereien, und nutzt niemanden etwas, als dem vorigen Besitzer Phelim Coole.“

Gar nicht ungewöhnlich ist die, auch in Deutschland nachgeahmte Sitte, durch die Zeitungen eine Frau zu suchen. Ein Landjunker in Leicestershire, der dieses Ansinnen durch die Zeitungen kund that, war gar nicht mäßig in seinen Forderungen. Er verlangte eine Frau, die den Luxus und alle Weichlichkeit verabscheuen mußte;

die eine Freundin der Musik und der theatralischen Kunst wäre; die an den verliebten Scenen in den Schauspielen ein großes Interesse nähme, ohne selbst eine Kokette zu seyn. In der Politik müßte sie ihre Grundsätze von den Menschenrechten herleiten, und in der Religion würde von ihr Gottesfurcht, aber kein Aberglaube gefodert; dabei müßte sie fähig seyn, mit Sterne zu empfinden, und mit Johnson zu argumentiren.

In Herefordshire zeigte ein Pachter den Verlust einer Stute an, die sich verlaufen hatte, wobei er dem Finder eine Belohnung von fünf Guineen versprach. Am nächstfolgenden Tage meldete eben dieser Pachter im nemlichen Blatte das Weglaufen seines Weibes, auf deren Entdeckung er den Preis von fünf Schillingen setzte.

In der Manchester-Chronikle stand wörtlich Folgendes. „An die Liebhaber von Eselsfleisch. Es ist ein schöner gut gefütterter junger Esel zu verkaufen, der gleich geschlachtet werden kann. Man wendet sich an John Borrigne, nahe bei Bolton; auch hat derselbe mehrere junge sorgfältig genährte Katzen zu verkaufen, bei welchen man einen haut gout gewiß voraussetzen kann.“

Ein Quacksalber kündigte durch cirkulierende Anzeigen an, daß er alle innerliche Krankheiten, sowohl deren Ursache als gegenwärtigen Zustand im Gesichte der Patienten lesen könne, und zwar verlangte er dafür keine Belohnung, die er sich blos bei förmlichen Kuren vorbehielt.

Ein Büchsenschmied, der in dem nördlichsten Theile von London unweit dem Felde wohnte, klebte ein Papier

an sein Fenster, des Inhalts, daß wenn irgend ein Gentleman sich todtschießen wollte, er sein Haus dazu wählen könnte.

In Manchester endigte sich die Anzeige eines Strumpfbandmachers mit folgender Empfehlung seiner Waare. „NB. Diese Strumpfbänder sind besonders gut für melancholische Personen, oder für unglückliche Verliebte, weil sie sehr elastisch sind, so, daß sowohl die Ladys, als Gentlemen es unmöglich finden werden, sich daran aufzuhängen."

In London, in der schmutzigen Straße Hedge Lange, gab ein an ein Fenster aufgestelltes Papier Nachricht, daß in diesem Hause alle Abende Stellen aus der heil. Schrift sowohl in Prosa als in Versen vorgelesen würden, wobei jedermann freien Zutritt haben sollte, nur allein das verlangte Getränk baar bezahlt würde. Auf diese Weise war hier der leibliche Genuß des Biers und Brandeweins mit dem geistlichen des Evangeliums verbunden.]

Eine Dame zu London, welche von ihrem Gatten treulos verlassen worden, ließ in den öffentlichen Blättern bekannt machen: Sie wünsche eine Gesellschafterin, die sich in der nemlichen Lage, wie sie, befände, um sich mit ihr in den langen Winterabenden auf eine angenehme Art zu unterhalten über — häusliches Glück.

Ein Todtengräber in Burton, Namens Crowe, zeigte in den Zeitungen an, daß man einen neuen Begräbnißort angelegt habe, und wobei er sich förmlich die Kundschaft seiner Freunde und Bekannten ausbat.

In New-Jersey (nordamerikanischer Freistaat) ward folgendes bekannt gemacht: „Den 8 Januar, 131 Processe zu verkaufen, einem berühmten Prokurator gehörig, welcher im Begriff steht, sein Geschäft aufzugeben. Nota. Die Clienten sind reich und starrköpfig.“

Ueber der Thür eines Hauses in Bridgewater, das Vater und Sohn, jener ein Schmidt, dieser ein Barbier, bewohnten, hing eine Tafel mit folgender Inschrift: „Burneß und Sohn, Schmidts- und Barbiergeschäfte werden hier abgethan, Pferde beschlagen und der Bart geputzt; Schlösser ausgebessert und Haare gekräuselt, zur Ader gelassen, Zähne ausgerissen und dergleichen Hufschmidtssachen. Alle Sorten Liqueure und Spiritus. Meine Frau hält Schule, lehrt Lesen und Schreiben und Sprachen, und hat Beistände, um Mathematik und alle modische Belustigungen zu lehren.“

VII.

Menschliche Thorheiten.

1. Im Jahr 1507 wurden in Navarra ein hundert und fünfzig Zauberinnen auf die Aussage zweier Kinder verurtheilt, welche die Kunst zu verstehen versicherten, mit dem linken Auge, wenn das andere zugehalten würde, von jeder Person sagen zu können, ob sie eine Hexe sey oder nicht.

2. Kaiser Karl der Fünfte hatte den Inquisitoren befohlen, gegen Ketzer mit aller Schärfe einzuschrei-

ten und sie wo möglich alle verbrennen zu lassen, aber vor ihrer Hinrichtung sie zu Christen zu machen.

Der Jesuit Pozzo, welcher 1666 zu Cuença starb, stellte den Satz auf: im Abendmahle würden, neben dem Leibe Christi, auch die Gebeine, das Fleisch und Blut Mariens mitgenossen.

3. Der spanische Geschichtsschreiber Sandoval erzählt für ganz gewiß, daß eine Hexe in Navarra von einem hohen Kirchthurm wie eine Eidechse herabgekrochen, und von der Mitte des Thurmes drei Stunden weit fort — geflogen sey.

4. Der Leipziger Schöppenstuhl verurtheilte zu Carpzovs Zeiten einen Dieb zum Staubbesen, trug aber zugleich auf Erlaß desselben an, weil Inquisit — gut schreiben könne, und die spanische, wie die portugisische Sprache verstehe.

5. In Frankreich wurden, unter Philipp dem Kühnen, die Juden genöthigt, auf dem Magen einen gelben Lappen und auf dem Kopfe ein Horn zu tragen. Ward Einer gehangen, so geschah es zwischen zwei Hunden.

6. Der Kaiser Heinrich der Dritte that nie eher den kaiserlichen Mantel um, bis er sich von einem Priester tüchtig — hatte mit Ruthen hauen lassen.

7. „Im Namen Gottes, der Jungfrau Maria, des heiligen Franciskus da Paula und aller Seelen im Fegfeuer" führten die italienischen Schauspieler in Paris im Jahr 1706 den „L'inganno Fortunato" auf.

8. Unter allen Alfanzereien, die man den Glaubigen in Jerusalem zeigt, ist keine lächerlicher, als der Eindruck, den der liebe Joseph auf einen Stein hinterlassen hat, auf dem er ängstlich sitzend die Entbindung der Maria abwartete.

9. „Die Mathematik ist eine teuflische Kunst, und Mathematiker, als Urheber aller Ketzereien, sollten aus sämmtlichen Staaten vertrieben werden!" so predigte der Dominikaner Caccini im Jahr 1614.

10. Die Baseler Uhr geht eine Stunde zu früh. Woher es kommt, weiß Niemand. Warum es so bleibt? — Das Volk hält auf seine Freiheiten, und erregte einen schrecklichen Aufstand, als man vor etwa zwanzig Jahren die Uhr mit den andern europäischen Uhren gleich stellen wollte.

11. Im Jahr 1269 wurde dem Grafen von Cartelton und seiner Tochter der Prozeß gemacht. Sie sollten Ketzer gewesen seyn. Die Inquisition befahl, ihre Gebeine aus der geweihten Erde zu entfernen, denn sie waren schon — dreißig Jahre todt.

12. Unter den spanischen Königen giebt es einen heiligen Ferdinand (Ferdinand den Dritten). Seine Heiligkeit trugen selbst das Holz herbei, wenn — ein Ketzer verbrannt wurde.

13. Nicht lange nach Einführung der Inquisition wurde, außer vielen andern Kasteiungen, den losgesprochenen Ketzern auch die Strafe auferlegt, alle Tage sieben Paternoster am Tage, zehen des Abends und zwanzig um

Mitternacht zu beten: macht sieben und dreißig Paternoster.

14. Als der Erzbischof von Toledo, Kaiser Karls des Fünften Beichtvater, nach achtzehnjährigem Gefängnisse, als blos verdächtig der Ketzerei, endlich in Freiheit gesetzt wurde, erkannte ihm doch der Pabst die Pönitenz zu, an einem Tage sieben Kirchen hinter einander zu besuchen.

15. Niemand wußte besser zu verbietende Bücher einzutheilen, und auf diese Weise Gründe zum Verbote zu finden, als die spanische Inquisition. Sie hatte ihr Augenmerk stets darauf: ob darin der Ketzereien günstige, oder nach Ketzerei riechende, oder die Ketzerei unterhaltende, oder auf diese abzielende Sätze enthalten waren.

16. Damit eine Glaubensreinheit nirgend fehle, fiel König Philipp der Zweite auf den Gedanken, sogar ein ambulirendes Ketzergericht auf seinen Flotten zu errichten. Es wurde in der That einige Zeit unter dem Namen der Galeeren-Inquisition eingeführt. Ein ähnliches Institut befand sich bei der Armee.

17. Unter den unzähligen Büchern aller guten Schriftsteller waren in Südamerika von der Inquisition auch — Campe's Robinson verboten. Kein Wunder! hat doch einst ein deutscher Staat Salzmanns Krebsbüchlein verboten.

18. Ein Mexikaner hatte einen Band von Rousseau's Schriften. Seine Mutter zeigte es an, und er mußte deshalb in's Gefängniß wandern, aus dem er erst

einige Jahre nachher durch die Flucht nach Neu-Orleans entkam.

19. Als der Graf von Stolberg katholisch geworden war, nahm er — so erzählt Müller in seinem Flug von der Nordsee nach dem Montblanc — seinen Wein nicht mehr von einem protestantischen Kaufmann, und that nur denjenigen Armen Gutes, die ihre Kinder katholisch werden ließen.

20. In Hannover ward die Folter erst 1818 abgeschafft. Dagegen befahl Pius der Siebente kurz vor seinem Tode, sie im Kirchenstaate gegen Alle anzuwenden, die — als Freimaurer anzusehen wären.

VIII.

Altdeutsche Grabschriften.

Hier liegt begraben Frau Hiller
Mit ihrer Schwester Sibillen,
Und ihr Kaplan Andreas,
Qui diligebat eas.

Hier liegt Joachim Stegler begraben,
Der zu Görlitz lehrte die kleinen Knaben
Das A, B, ab, das A, B, C,
Gnad ihm Gott, er konnt' nicht mehr.
Ideo requiescat in pace.

Gott macht's alle Zeit, wie's ihm behagt.
Hier liegt der Schultheis bei der Magd;
Nun schau doch lieber Christe fein,
Wie wunderbar Gottes Gerichte seyn.

Hier liegt begraben unser Schösser,
Ihm ist jetzund und uns viel besser.
Begnade Gott den armen Sünder,
Und geb' uns nimmer solchen Schinder.

Hier liegt begraben meine Frau Marguerit.
Ob ich soll für sie bitten, weiß ich nit,
Ist sie in dem Himmel, das schadt ihr nit,
Ist sie in der Hölle, das hilft ihr nit,
Ist sie im Fegfeuer, ich erlös sie nit,
Gott geb, daß sie so lange werd' gefegt,
Als sie lebend mich zu fegen gepflegt.

Hier liegt ein böses Kraut zehn Klaftern tief begraben,
Der bittern Wermuth Strauch bezeuget ihre Gaben;
Ach, lieber Wandersmann, ich bitte gar zu sehr,
Lies heimlich diese Schrift, damit sie dich nicht hör'.
Nun fleuch, fleuch was du kannst, sie hat dich schon vernommen,
Sie brummt im Grabe schon, sie möchte wieder kommen.

Vierzehentes Fach.

Anekdoten.

1. List eines Hofnarren.

Scoggan war ein berühmter Lustigmacher am Hofe König Heinrichs des Achten und der Königin Elisabeth von England. Einst borgte er von der letztern fünf hundert Pfund Sterling, mit der Versicherung, sie auf eine bestimmte Zeit gewiß wieder heimzuzahlen. Diese Zeit war schon längst verflossen, und die Königin bestand schlechterdings auf der Bezahlung, so sehr der Arme auch bat und flehte. Da es ihm unmöglich war, eine so große Summe zusammen zu bringen, so fiel er auf eine List, die ihn aus der Verlegenheit retten sollte. Zufällig hörte er, daß die Königin an einem gewissen Tage vor seiner Thüre vorbei gehen würde. Er ließ sich einen Sarg machen, und beschloß, sich in demselben von seinen Freunden zu Grabe tragen zu lassen. Alles war zur bestimmten Zeit zu dieser Absicht bereit. Scoggan legte sich in den Sarg, und als die Königin vorbei ging, hoben seine Freunde diesen auf und wollten ihn forttragen. Die Königin fragte: wen sie da zu Grabe trügen? „Ihrer Majestät unterthänigsten Scog-

gan“ war die Antwort. „Ach, rief die Königin aus: ist der Spaßvogel todt? Hab' ich doch nicht einmal gehört, daß er krank sey. Er war ein Erzschelm, der mir noch fünfhundert Pfund schuldig ist; doch ich schenke sie ihm von ganzem Herzen.“ Bei diesen Worten fuhr Scoggan im Sarge auf, und sagte: „Ich danke Ew. Majestät unterthänigst; die Gnade, welche Sie mir erweisen, ist so groß, daß sie mich auf einmal wieder zum Leben gebracht hat.“

2. Begierde nach dem Verbotenen.

Jakob Morel, ein reicher Kaufmann zu Neapel rühmte sich, daß er in acht und vierzig Jahren keinen Fuß aus der Stadt gesetzt hätte. Als dieses dem damaligen Regenten zu Ohren kam, ließ derselbe diesem Kaufmann andeuten: daß er bei zehen tausend Thaler Strafe nicht über die Grenze des Königreichs Neapel reisen dürfe. Der Kaufmann lachte anfänglich über dieses Verbot; allein der Zwang machte ihn bald unruhig und erregte die Begierde in ihm, außer Landes zu reisen. Er überschickte dem Regenten zehen tausend Thaler, und übernahm hierauf eine kleine Reise in's Ausland.

3. Päbstliches Geschenk.

Der Pabst verehrte dem Könige Franz dem Ersten von Frankreich durch seinen Legaten die Stadt Konstantinopel, jedoch mit dem Beding, er solle sie erst erobern. Der König konnte sich nicht enthalten, über

des heil. Vaters Freigebigkeit zu lachen, und ließ ihm sagen: Er habe kein so großes Zimmer, ein solches Geschenk aufzubewahren.

4. Denkzettel für die Geistlichkeit.

Im Jahr 1530 wurde auf dem Reichstage in Augsburg verordnet: Daß Domherren nicht mehr auf öffentlichen Trinkstuben spielen, oder sich zum Saufen herausfodern; daß sie sich des Schwörens und Gotteslästerns enthalten; keine Vögel mit in die Kirche nehmen, und nicht mehr Räuberei treiben, oder durch ihre Knechte treiben lassen sollten.

5. Ein Märtyrer der Modesucht.

Am Hofe des Kurfürsten Friedrichs des Sanftmüthigen zu Sachsen befand sich ein Edelmann, der immer mit seinen Kleidern wechselte, und beständig nach der neuesten Mode gekleidet erschien. Das wollte dem Kurfürsten gar nicht gefallen, und er sagte daher einst zu ihm: „Mein! thu' mir doch so viel zu Gefallen, wechsle nicht so oft mit deinen Trachten, leg' diese Kleider ab, und kleide dich, wie ich mich trage."

Der Junker, dessen Herz an modischen Kleidern hing, nahm das hoch auf, und antwortete seinem Herrn ganz kurz: „Ich kleide mich, wie mir's gefällt." — „Und ich, antwortete der Kurfürst sogleich wieder darauf, jage dich fort, wie mir's gefällt."

Das geschah auch, und der Junker verlor seinen Dienst aus Liebe zu den Moden.

6. Der Dichterling.

Ein Dichterling, der von seinen Verselein außerordentlich eingenommen war, überreichte dem Pabste Clemens den Siebenten ein Sonnet von seiner Arbeit. Der Pabst fing an zu lesen und fand, daß der zweite oder dritte Vers eine Sylbe zu wenig hatte. Er zeigte es dem Dichter, der sich aber nicht irre machen ließ, sondern geschwind zur Antwort gab: „Lesen Ihro päbstliche Heiligkeit nur weiter; Sie werden gleich einige Verse finden, die eine Sylbe zu viel haben, und so geht eins gegen das andere auf."

7. Der kluge Lehrer.

Der berühmte Muret, einer der geistvollesten Kritiker und Redner des sechzehnten Jahrhunderts, der schon in seinem achtzehnten Jahre öffentliche Vorlesungen über den Cicero und Terenz hielt, besaß überhaupt einen sehr lebhaften Geist. Wenn seine Schüler Lärm machten und ihn unterbrachen, wußte er sie augenblicklich durch ein beißendes Wort zu bestrafen und ihnen Respekt einzuflößen. Einst hatte einer derselben eine Schelle mit in die Klasse genommen, und klingelte damit während des Explicirens. „Wahrlich, sagte Muret ohne in Affekt zu gerathen, es wundert mich nicht, unter diesem Haufen Schöpse

einen Widder zu finden, der mit seiner Glocke die Heerde anführt."

8. Ironische Entschuldigung.

Doktor South, Kapellan König Karls des Zweiten von England, predigte eines Tages vor dem Hofe und einem Auditorium, das aus dem verdorbensten Theile der Nation bestand. Er bemerkte mitten in seiner Rede, daß der Schlaf sich seiner Zuhörer bemächtigt hatte. Auf einmal hielt er inne, veränderte den Ton, und rief zu unterschiedenenmalen dem Grafen Loutherdale. Nachdem dieser aufgestanden war, sagte der Kapellan ganz kalt: „Verzeihen Sie, Mylord, daß ich Sie in Ihrer Ruhe störe. Es geschah blos, um Sie zu bitten, nicht so laut zu schnarchen, weil sonst der König sehr leicht erwachen könnte."

9. Die Aerzte.

Zu Bath lebten zwei Aerzte, ein Jude, der von Armen keine Bezahlung nahm, dabei freigebig war, und ein Christ, der schändlicher Weise Geld auf Geld häufte. Zum Unterschied beider, nannte man jenen einen christlichen Juden, diesen einen jüdischen Christen.

10. Der große Papa.

Als die Republick Wallis am dreizehenten Junius 1645 ihr altes Bündniß mit den sieben katholischen Cantonen zu Luzern wieder erneuerte, wurde zur Unterhaltung

der Gesandten eine Art von deutschem Drama aufgeführt, betitelt: Die Trophäen der Walliser und der verbündeten Schweitzer. Als das Stück zu Ende war, erschien ein Bauer aus dem Entlebuch, mit Namen Jakob Marpacher, ein gewaltig großer und vierschrötiger Mann auf der Bühne, der zuerst behenden Schrittes umher gieng, und allerlei Theaterkünste machte. Bald sah man dann aus den weiten Falten und Einschnitten seiner Beinkleider und seines Wammses so viele junge Knaben, als Deputirte anwesend waren, nemlich acht herausspazieren. Diese jungen Schweitzer sahen sich nicht so bald ihrer seltsamen Gefangenschaft entlediget, als sie die Herren Ehrengesandten mit sehr guter Manier begrüßten und an sie ein kurzes Kompliment adressirten, worauf sie sich unter lautem Beifallklatschen der Versammlung mit ihrem gewaltig großen Papa wieder davon machten.

11. Die unzeitige Einquartirung.

Einst erhielt der gelehrte Barbeyras, als Professor der Rechtswissenschaft zu Lausanne, den Auftrag, eine akademische Rede zu halten. Es war gerade tief im Winter. Er zog seine Amtskleidung an, bedeckte sein Haar mit einer ungeheuren Ceremonien-Perücke, die er in einem Koffer oben auf dem Boden aufzubewahren pflegte, begab sich dann in's Kollegium, und begann seine Rede in einem Saal, wo vermöge eines glühend heißen Ofens und einer gewaltig großen Menge von Zuhörern,

eine beinahe unerträgliche Hitze herrschte. Nicht lange, so wollte es ihn bedünken, als gehen in seiner Perücke seltsame Dinge vor. Er fing an unruhig zu werden, und konnte fast nicht mehr fortfahren. Endlich ergrif er die Partie, sich die Perücke vom Kopfe zu nehmen und sie auszuschütteln, worauf denn drei oder vier Mäuse herausfielen, die sich in derselben eingenistet, und welche die Wärme des Saales oder des Kopfes aus der Betäubung, in der sie versunken gewesen, wieder erweckt hatte. Sobald die Thierchen die Perücke geräumt hatten, setzte der Professor dieselbe ganz gravitätisch wieder auf, und fuhr, des schallenden Gelächters seiner Zuhörer ungeachtet, in seinem Vortrage fort, gleich als ob nicht das mindeste vorgefallen wäre.

12. Der Graf und der Bauer.

Der kursächsische Kammerherr Johann Albrecht, Graf von Ronow, kaufte im Jahr 1667 die gräflich Brandensteinischen Güter im Neustädter Kreise, Oppurg, Corbitz, Grünau und Krau. Im Jahr 1707 ließ er sich verleiten, diese ansehnlichen Güter dem Herzoge von Sachsen-Zeitz, Moritz Wilhelm, für hundert tausend Thaler zu verkaufen, und als geheimer Rath und Oberhauptmann des Neustädtischen Kreises nach Weida auf das dasige Schloß zu ziehen. Hier mußte er einst von einem Bauer, welcher sein Unterthan gewesen war, eine

derbe Wahrheit hören. Dieser hatte seine Güter verkauft, sich aber dabei einen, wie er glaubte, starken und hinlänglichen Auszug bedungen. Da der Käufer sich weigerte, diesen in allen seinen Punkten zu erfüllen, so mußte es mit dem armen alten Manne bald dahin kommen, daß er Noth litt. Kein Mensch half ihm, da es ihm an Geld fehlte. Er kam also nach Weida, um seinem ehemaligen Gerichtsherrn seine Noth zu klagen. Er hatte den Hofstaat des Grafen in Oppurg gesehen, und bemerkte bald, daß der Graf jetzt aus Noth seine Dienerschaft gar sehr in's Enge gezogen hatte. Mitten unter diesen Betrachtungen traf ihn der alte Graf im Vorsaale, und es begann unter ihnen folgender Dialog.

Graf. Bauer, was machst du hier?

Bauer. Ich habe alle meine Güter verkauft, in der Hoffnung, ruhige Tage in meinem Alter zu genießen. Aber nun muß ich darben, weil der Käufer, statt mir nach dem Vergleiche meinen reichlichen Auszug zu geben, mir selbst die dringendsten Bedürfnisse verweigert.

Graf. Aber wie konntest du einem Andern alle deine Güter überlassen?

Bauer. Ja, trauter Herr Graf, ich war ja eben so ein Narr, wie Ihr; ich wollte auch, wie Ihr, mich in Ruhe setzen, und nun geht es mir eben so, denn ich habe nichts zu leben.

Graf. Nun, Bauer, geh' nur wieder nach Hause, es soll dir geholfen werden.

13. Zerstreuung.

Der englische Bischof Burnet war zuweilen sehr zerstreut, und sprach dann manches unschickliche Wort. Einst war er mit der Herzogin von Marlborough, nachdem ihr Mann in Ungnade gefallen war, in Gesellschaft, und verglich diesen großen Feldherrn mit Belisar. „Wie kam es denn aber, fragte die Herzogin hastig, daß ein solcher Mann auf eine so traurige Weise allgemein verlassen wurde?“ — „O, gnädige Frau, antwortete der Bischof in seiner Zerstreuung: das kam daher, weil er auch solch eine Hexe von Frau hatte.“

14. Charakterstärke.

Der englische Staatsmann Algernon Sidney zeichnete sich durch ächt römischen republikanischen Sinn aus. Einst ließ Ludwig der Vierzehnte ihn bitten, ihm sein schönes Pferd zu verkaufen, als er vertrieben und arm in Frankreich sich aufhielt. Sidney schlug es ab. Ludwig verdoppelte vergeblich seine Summen. Endlich sandte er Garden, das Pferd mit Gewalt hinwegzuführen. „Pferd, sprach Algernon, du hast einem freien Manne gehört, solltest du eines Fürsten Sklav werden?“ — und damit schoß er es todt.

15. Der kluge Redner.

Als Philipp der Fünfte im Jahr 1707 durch Mont de Marsan reiste, um vom Königreich Spanien

Besitz zu nehmen, trat ihm der Vorstand der Stadt entgegen an der Spitze seiner Gemeinde und sprach: „Sire, lange Anreden sind lästig und der Redner wird langweilig, ich werde Ihnen daher etwas singen.“ Es war ein Lobgedicht in wenigen Versen. Dem Monarchen gefiel dieß so, daß er da capo rief. Der Redner wiederholte sein Lied mit Freuden, und der König ließ ihm zehen Louisd'or reichen. Jetzt rief der kühne Sänger: „Da capo, Sire!“ — und Philipp, um des Scherzes willen, gab noch einmal zehen Louisd'or.

16. Vertraulichkeit.

Le Notre, der berühmte Gartenkünstler, war für Ludwig den Vierzehenten leidenschaftlich eingenommen. Als er in Rom war, wollte ihn der Pabst Innocenz der Eilfte sprechen und gab ihm eine sehr lange Audienz. Wie er sich wieder entfernen wollte, rief er: „Ich habe nun die größten Männer der Welt gesehen: Eure Heiligkeit und den König meinen Herren.“ — „Der Unterschied ist groß, versetzte der Pabst, der König ist ein siegreicher Fürst, und ich bin nur ein armer Priester, der Knecht der Knechte Gottes.“ — Le Notre, über diese Worte entzückt, und vergessend, vor wem er stand, klopfte dem Pabste auf die Schulter und rief: „Mein hochwürdiger Vater, Sie befinden sich gottlob recht wohl, und können noch das ganze heilige Collegium beerdigen.“ Innocenz konnte sich des Lachens

nicht enthalten. Le Notre, über diese Freundlichkeit außer sich vor Freuden, fiel dem Pabste um den Hals und umarmte ihn aufs zärtlichste.

17. Der gute Lateiner.

Daß man Major von Leicester seyn konnte, ohne Latein zu verstehen, beweist folgende Anekdote. Der unter der Regierung der Königin Anna lebende glaubte, so oft er anno domini lesen hörte, es hieße so viel als Anna domina (die Königin Anna.) Als nun diese starb, und Georg der Erste den Thron bestieg, las ihm sein Sekretär einen Municipalbefehl vor, worin das anno domini auch wieder vorkam. „Was machen Sie denn immer für dumme Streiche, rief der Major ihm hastig zu, als er an diese Worte kam, warum lesen Sie nicht Georgio domini?"

18. Lohn der Wahrheit.

Die Frau von Maintenon verlangte von dem berühmten Trauerspieldichter Racine eine Schrift über das Elend des Volks. Er gehorchte. Aber Ludwig der Vierzehente nahm sie sehr übel auf. „Will so ein Poet auch den Minister pfuschen?" rief er; und nie durfte ihm Racine wieder unter die Augen kommen. Dieser bekam über den königl. Zorn das Fieber, und starb daran.

19. Der Heilkünstler.

Der Haushofmeister des Kardinals von Bar wurde nach Vercelli geschickt, um den Zustand eines Hospitals zu untersuchen, welches dem Kardinale gehörte. Dort fand er eine Menge lüderlichen Gesindels, das unter dem Vorwande einer Krankheit die Güter des Hospitals verzehrte, und die wahren Nothleidenden verdrängte. Diese Menschen willst du bald fortbringen, dachte er. Am andern Tage erschien er, als Arzt gekleidet, im Hause, ließ alle Kranken um sich versammeln, erkundigte sich nach ihrer Krankheit, und sagte endlich: „Euch kann nicht anders geholfen werden, als durch eine Salbe von Menschenfett. Ihr müßt also unter einander loosen, wer zum Wohl der Uebrigen in siedendem Wasser gekocht werden soll. Drei Tage geb' ich euch Zeit zur Vorbereitung zum Tode, denn keiner weiß, wen das Loos trifft.“ Vier und zwanzig Stunden nachher war kein Kranker mehr zu sehen; alle waren verschwunden.

20. Die Rasenplätze.

Der General-Bau-Intendant der königlichen Bauten zu Paris von Augeville, hatte in dem Hofe des Louvre vor dem Eingange zu dem Saale der französischen Akademie, zur Verzierung, Rasenplätze anlegen lassen. An der Thüre des Saales las man einige Tage darauf nachstehende Verse:

Ihr Priester des Apoll seyd zu beneiden,
Vor'm Hungertod in Frankreich man euch schützt;
Ihr alle könnt nun nach Gefallen jetzt
Vor Eures Tempels Eingang weiden.

21. Die Heldenfamilie.

Die Gemahlin Ludwigs des Fünfzehenten von Frankreich fragte einmal den Grafen Tesse: „Nicht wahr, Herr Graf, Ihre ganze Familie hat sich in den Kriegen rühmlich ausgezeichnet?"

Tesse. Ja, Ihro Majestät, wir sind Alle im Dienste unserer Könige umgekommen und auf dem Bette der Ehren gestorben.

Königin. Schön, daß Sie mir dieses nach Ihrem Tode noch sagen können.

22. Die Franzosen.

Der berühmte Lord Bolingbroke wollte auf seinen Reisen nicht erkannt seyn. Er hatte zu diesem Zweck seinem einzigen Diener, einem Neger, empfohlen, allen Leuten zu sagen; er sey ein Franzose. Dem Befehl seines Herrn folgend, antwortete er auf jede Anfrage: „Mein Herr ist ein Franzose und ich auch."

23. Die unverständliche Rede.

Der Prinz Friedrich von Hohenzollern-Hechingen ließ sich einst, während seines Aufenthaltes in Rom,

dem Pabst vorstellen, und hielt eine lateinische Rede an ihn. Der Pabst, welcher den Prinzen nicht verstand, fragte ihn endlich: „In was für einer Sprache reden denn eigentlich Ew. Durchlaucht mit mir?“ — „Heiligster Vater, erwiederte der Prinz, es ist Hechinger-Latein.“

24. Das Bild der Hungersnoth.

Als der Graf d'Argenson Polizeilieutenant war, entstand in Paris wegen Brodtheurung ein Auflauf. Eine große Menge Weiber, Handwerker und allerlei Gesindel zog vor sein Haus und belagerte die Thür unter großem Geschrei. Der Graf kommt endlich heraus, um sie zu beruhigen, und wie er nun unter dem Haufen der ärgsten Schreier eine sehr wohlbeleibte halbtrunkene Frau mit einem breiten und kupfrigen Gesicht erblickt, geht er auf sie zu, nimmt sie bei der Hand und zeigt sie dem Volke mit den Worten: „Ist das nicht ein wahres Bild der Hungersnoth?“ — Alles lachte beim Anblicke der Figur, die wie der Ueberfluß selbst aussah, und nun war es dem Polizeilieutenant ein leichtes, die Menge zu beruhigen.

25. Der Freidenker.

Johnson war ein erklärter Wiedersacher der Freidenker. Man lobte einst in seiner Gegenwart einen verstorbenen Schriftsteller, der seinen Witz und Scharfsinn dazu gemißbraucht hatte, atheistische Ideen auszubreiten.

„Man muß keine so schlecht angewandte Talente loben," sagte Johnson unwillig. „Sie werden ihm doch nicht große Aufklärung absprechen?" versetzte der Lobredner des Verstorbenen. „Die hatte er allerdings, war Johnson's Antwort, aber gerade so viel, um sich damit zur Hölle zu leuchten."

26. Trauung zweier Männer.

Der König von Portugal, Alfons der Sechste, vermählte sich im Jahr 1666 mit der Prinzessin Maria Franciska Elisabeth von Savoyen, Herzogin von Nencourt und Aumale. Die Trauung sollte durch Prokuratur geschehen, aber es war dem König zuwider, daß sein außerordentlicher Gesandter, der Marquis von Sarde, der Prinzessin dabei die Hand gäbe. Die junge Königin mußte daher ihrem Oheim, dem Herzog von Vendome, Vollmacht ertheilen, ihre Stelle bei dieser Ceremonie zu vertreten, und so wurden, seltsam genug, die beiden Prokuratoren, Herzog von Vendome und Marquis von Sarde, durch den Fürstbischof von Laon, in Rochelle zusammen getraut.

27. Treffendes Gleichniß.

Der Parlaments-Präsident von Harlay zu Paris besaß ein besonderes Talent, Anmaßungen oder Lächerlichkeiten jeder Art durch Aeußerungen festen Sinnes, oder durch treffenden Spott zu bestrafen. Einst überreichte

ihm ein Gerichtsbote eine Bittschrift, und gab dabei nicht undeutlich zu verstehen, daß er sich auch für ein Glied des Parlaments halte. „Ganz recht, sagte Harlay, gerade so, wie ein Haar ein Glied meines Körpers ist."

28. Spargel-Liebhaberei.

Fontenelle liebte leidenschaftlich den Spargel, besonders wenn er mit Oel zubereitet war. Sein Freund, der Abt Terrasson, der ihn lieber mit Butter aß, bat sich einst bei ihm auf ein Spargelgericht zu Gaste. Fontenelle sagte ihm, er bringe ihm ein großes Opfer, indem er ihm die Hälfte seines Spargels abtrete; und bald darauf befahl er dem Koch, die Hälfte mit Butter zu bereiten. Kurz vorher, ehe man zu Tische gehen wollte, wird dem Abte übel, und er wird vom Schlage gerührt. Sogleich springt Fontenelle über Hals und Kopf in die Küche, und schreit aus vollem Halse: „Alles mit Oel, alles mit Oel!"

29. Grausamer Tod.

Der Romanschreiber Prevot d'Exiles, Verfasser des Mannes vom Stande, Cleveland und anderer vielgelesener Dichtungen, starb eines so ungewöhnlichen Todes, als nur irgend einer seiner Helden. Ihn überfiel, als er allein im Gehölz von Chantilly spazieren ging, eine Art von Schlagfluß, so daß er wie todt auf der Erde lag. Einige Bauern brachten ihn in's nächste Dorf, wo dann

die Obrigkeit den Entschluß faßte, er müße sogleich geöffnet werden, damit man wisse, ob er gewaltsamer Weise um's Leben gekommen sey oder nicht. Der Dorfbarbier fing sogleich die Operation an. Vergebens schrie der wiedererwachende Abbe laut auf. Es war zu spät. Er öffnete nur seine Augen, um die gräßlichen Anstalten um ihn her zu sehen, und schloß sie dann auf immer.

30. Der Glückwunsch zu rechter Zeit.

Ludwig der Vierzehnte ernannte bei'm Ausbruche des spanischen Successionskrieges seinen Enkel, den Herzog von Burgund, zum Obergeneral der Armee in Flandern. Kaum war diese Ernennung bekannt geworden, so eilte einer der Hofprälaten zu dem Herzog, um ihm seinen Glückwunsch darzubringen. „Mein Herr, erwiederte der Herzog, selbst der glücklichste Krieg ist eine zu ernste, traurige Begebenheit, um Glückwünsche veranlassen zu können. Sollte ich aber einen schnellen und ehrenvollen Frieden erringen, dann schmeichle ich mir, die Komplimente annehmen zu dürfen, die man mir darbringen will; und ich hoffe dann allerdings, daß die Diener Gottes und des himmlischen Friedens die Ersten bei mir seyn werden.

31. Der kluge Prediger.

Ein Chartäuser-Mönch aus der Provinz, der für einen großen Redner galt, war nach Paris beschieden worden, um während der Adventszeit vor dem Hofe zu

predigen. Es war in den letzten Lebensjahren Ludwigs des Vierzehnten, der die Schwachheit besaß, nichts vom Tode hören zu wollen. Der Oberkammerherr erinnerte den Mönch an diesen Umstand. „Ey, sprach der Mönch, meine Predigt handelt vom Tode.“ — „Geschwind eine Andere.“ — „Nicht doch, es ist meine beste, und ich habe keine Zeit eine andere zu lernen; doch, ich will mir schon helfen, der König soll mit mir zufrieden seyn.“ Er besteigt die Kanzel, fängt mit Donnerstimme an: „Alle Menschen müssen sterben!“ und wendet sich dann mit leisem Ton zum Könige: „Ja, Sire, fast Alle.“

32. Religiosität.

Der Professor Taubmann in Wittenberg durch seine witzigen Einfälle bekannt, hegte die ausgezeichnetste Hochachtung gegen alles, was auf Religion Beziehung hatte. Nie trug er Bedenken, sein inneres religiöses Gefühl auch durch äußere Zeichen an den Tag zu legen. Einst zog er aus religiöser Devotion seinen Hut, als er mit einem sächsischen Hofkavalier vor einem an der Landstraße stehenden Krucifix vorbei ritt. Der Hofmann lächelte, und schlug absichtlich einen Weg ein, der dicht am Galgen vorbeiführte. Seines Triumpfs gewiß, fragte der Hofkavalier, als sie bei dem Galgen vorbei waren: „Herr Professor, warum haben Sie den Hut hier nicht gezogen? Der Galgen ist so gut von Holz, als jenes Krucifix.“ — „Gnädiger Herr, antwortete Taubmann, warum küssen Sie denn Ihr Liebchen auf den

Mund und nicht s. v. auf den Hintern? Beides ist ja von Einem Leder überzogen!“ Der Edelmann — schwieg.

33. Der weise Ferdinand.

Ferdinand der Sechste, der sich in der Reihe jener hypochondrischen, trägen, abergläubischen Könige von Spanien so sehr auszeichnete, daß man ihn, den Bessern unter den schlechten, den Weisen nannte, war ein leidenschaftlicher Jäger. Als ihm einst Einer seiner Höflinge eine Schmeichelei über seine Geschicklichkeit im Schießen sagte, antwortete der König mit seltsamer Freimüthigkeit: „Es wäre doch sonderbar, wenn ich nicht Eine Sache gut zu machen verstände.“

34. Fastenprobe.

Die Prinzessin Adelaid, Tochter König Ludwigs des Fünfzehnten von Frankreich, wurde einst bei Tische an einem Fasttage von dem Gewissenszweifel beängstigt: ob ein Wasservogel, den man ihr auftrug, auch wirklich zu den Fastenspeisen gehöre? Sie fragte einen bei der Tafel sitzenden Bischof. Dieser antwortete mit entscheidendem Tone, daß man folgendes Verfahren zur Entscheidung der Frage: ob ein Vogel Fastenspeise sey oder nicht? festgesetzt habe. Man nehme das Geflügel, nachdem es zubereitet sey, lege es auf eine kalte silberne Schüssel und steche hinein. Wenn nun das herausfließende Fett nach einer Viertelstunde nicht gerinne, sondern

ölige Substanz bleibe, so könne es jederzeit ohne Besorgniß gespeist werden. — Die Prinzessin ließ sogleich den Versuch machen: das Fett blieb flüssig.

35. Händels Messias.

Als Händels Messias zuerst aufgeführt wurde, ward die ganze Versammlung bereits durch die Musik im Allgemeinen ungemein ergriffen und bewegt. Als aber der Chor erscholl: „Denn Gott der Allmächtige herrscht!" gerieth Alles von Enthusiasmus so außer sich, daß Jedermann, selbst der König, der dabei zugegen war, aufstand und so stehen blieb, bis das Chor zu Ende war. Daher ward es von da an in England üblich, diesen Theil der Musik stets stehend anzuhören. Einige Tage nach der ersten Aufführung dieses Oratoriums machte Händel dem Lord Kinnaul, mit dem er sehr genau bekannt war, seine Aufwartung. Natürlich sagte ihm der Lord viel Verbindliches über den Genuß, den er der Stadt vor Kurzem mit einer solchen Unterhaltung gegeben habe. „Mylord, antwortete Händel darauf, es würde mir sehr leid thun, wenn ich sie blos unterhalten hätte, ich wünschte vielmehr sie zu bessern."

36. Das Hündchen und die Uhr.

Menschliche Dinge, sagt ein alter Dichter, hängen oft an einem dünnen Fädchen. So war es daher einem Bologneser-Hündchen aufbewahrt, dem holländischen Gesandten Ripperda im Jahr 1715 in Madrid den

Weg zu den höchsten Ehrenstellen in Spanien zu bahnen. Der Kardinal Alberoni war damals der allmächtige Minister des schwachen Königs, und suchte als solcher nicht umsonst die Gunst einer Geliebten, die Ripperda hatte. Als dieser einst ganz unerwartet eintrat, war eben der Kardinal eilig hinter einen Schirm entwichen; allein Ripperda's mitgebrachtes Hündchen witterte gar bald den überflüssigen geistlichen Herrn, und es blieb ihm nichts übrig, als vorzutreten. Er that es als Weltmann — unbefangen, die zitternde Schöne beruhigend und den Ripperda freundlich die Hand reichend. „Der Zufall macht uns zu Vertrauten, sagte er, wir wollen es bleiben!“ — damit umarmte er ihn. Ripperda war klug genug, einzuschlagen. Alberoni erhob ihn von Stufe zu Stufe, bis er, als allmächtiger erster Minister Spaniens, gleich Alberoni selbst stürzte.

Ein Schotte verfertigte für die Königin Elisabeth von England eine Taschenuhr. Aus Künstler-Eigensinn setzte er in das innere Gehäus die Devise: „Je näher dem Throne, desto näher der Schande.“ Nach mehr als hundert Jahren war die Uhr in die Hände des Königs von Spanien gekommen, der sie dem allmächtigen Minister Ripperda schenkte. Die Devise des Schottländers ging bei diesem nur gar zu gut in Erfüllung. Er war gestürzt und mußte froh seyn, auf Afrika's Küste unter den Mohren ein Kaffeehaus gründen zu können.

37. Der Zahn.

Mit vieler Mühe hatte ein junger Dichter es bei Voltaire dahin gebracht, daß er ihm sein Trauerspiel vorlesen durfte. Voltaire übersah gleich bei dem ersten Akt den Unwerth des Ganzen; hielt jedoch bis zum Schluß des zweiten Akts aus. Als aber hier ein Höfling sich dazu erbot, daß ihm auf der Stelle ein gesunder Zahn ausgebrochen werden sollte, um den schadhaften seines Fürsten zu ersetzen, da schrie Voltaire laut auf: „Was! ein Zahn soll ausgerissen werden? Nein, das ist zu tragisch, das halt' ich nicht aus. Madame Deris, geben Sie mir den Arm, damit ich mich schnell entferne, ich fühle, daß ich ohnmächtig werde. O mein Gott, ein Zahn soll ausgebrochen werden!" — Mit diesen Worten entfernte er sich, und ließ den Dichter erschrocken zurück.

38. Die Krankheit.

Ein Herr Ecquevilly, welcher mit zum Hofstaat Ludwigs des Fünfzehnten gehörte, hatte eine ganz eigene gefährliche Krankheit, und der König ließ sich alle Tage nach seinem Befinden erkundigen. Indessen ward der Kranke hergestellt, kroch zum ersten Lever und dankte dem Könige für die gnädige Aufmerksamkeit. — „Nicht Ursache, lieber Ecquevilly, sagte der König; Sie hatten eine so merkwürdige Krankheit, daß ich mir vorgenommen hatte, Sie öffnen zu lassen, sobald Sie todt wären."

39. Der Wilde.

Unter Ludwig dem Vierzehnten war ein amerikanischer Wilde nach Frankreich gebracht worden. Der König ließ ihn in Versailles herum führen, und ihm alle dort befindlichen Seltenheiten zeigen. Der Wilde starrte alles mit großer Gleichgültigkeit an, und kein Ton des Erstaunens oder der Bewunderung kam über seine Lippen. Als er aber das Gemälde Raphaels, wo der heilige Michael den Satan überwältigt, gewahr ward, rief er aus: „Ha, welch' ein schöner Wilder!"

40. Guter Rath.

Ein Jesuit, Beichtvater Victor Amadeus des Zweiten, Königs von Sardinien, lag auf dem Todesbette. Da sagte er zu dem Könige: „Sie haben mich mit Ihren Wohlthaten überhäuft. Ich möchte Ihnen dafür meine Dankbarkeit bezeugen: nehmen Sie nie wieder einen Jesuiten zum Beichtvater." Der Rath ward befolgt, und der König nahm den Jesuiten überdieß die Leitung aller Collegien.

41. Der Gewissensrath.

Bei der Annäherung des Osterfestes fühlte Ludwig der Vierzehnte von Frankreich einige Gewissensbisse wegen des Umganges mit der Montespan. Man ließ ihn zu der Communion, denn er versprach, diesen Umgang aufzugeben. Es stand indessen nicht lange an, so verlangte der König, man möchte ihm erlauben, sie zu besu-

chen, mit der Versicherung, bei ihren Zusammenkünften solle es blos ehrbar hergehen. Man berieth sich nun, ob ihm dieß zu gestatten sey. Bossuet wurde um Rath gefragt, und widersetzte sich streng einer Erlaubniß, die allen Vorschriften der Moral entgegen war, da die Gefahr eines Rückfalles offenbar sey. Der Erzbischof von Paris und der königl. Beichtvater waren aber anderer Meinung, und das Resultat der angeblichen platonischen Freundschaft war — die Geburt zweier Bastarde.

42 Wunderliche Einfälle.

Der Dichter Malherbe hatte bisweilen wunderliche Einfälle. Wenn Bettler ihn um Almosen baten, und ihn dafür in ihr Gebet einzuschließen versprachen, antwortete er: „Das wäre ganz gut, wenn ihr nur bei dem lieben Gott besser angeschrieben wäret, als es euer schlechter Aufzug mich glauben macht.“

In seiner letzten Krankheit wollte er durchaus nicht kommuniziren. Der Grund seiner Weigerung war, daß er es allezeit nur um Ostern gethan habe.

43. Der General braucht den Kopf.

In der Schlacht bei Zorndorf kommandirte der berühmte preußische General Seidlitz den linken Flügel der Kavallerie. Bei dem ersten Angriffe blieb er fest stehen, um einen entscheidenden Augenblick abzuwarten. König Friedrich der Zweite, der sich auf dem rechten Flügel befand, ließ ihm einigemal befehlen, anzugreifen, und

am Ende hinzufügen: daß er, wenn die Sache nicht gut ausfiele, mit seinem Kopfe dafür haften müsse. Seidlitz ließ antworten: „Nach der Schlacht steht Se. Majestät mein Kopf zu Befehl; aber während derselben brauch' ich ihn höchst nothwendig."

44. Friedrichs Thaten.

Während des siebenjährigen Krieges kam ein österreichischer Offizier mit seinem Bataillon nach Jauer zu stehen. In dem Hause, wo er einquartirt war, fand er beinahe alle Fenster zerschlagen; und als er den Wirth fragte, wer das gethan hätte, antwortete dieser: die Preußen. Er grub hierauf mit einem Feuerstein folgende Worte in eine zerschlagene Fensterscheibe:

Wie? Friedrich schlägt die Fenster ein?
So eben wollt' ich auf die Scheiben
Des großen Friedrichs Thaten schreiben;
Nun mag er unbesungen seyn!

Bald darauf kamen Preußen nach Jauer. Ein preußischer Offizier, der dieß las, schrieb sogleich darunter:

Um Friedrichs Thaten zu beschreiben,
Gebraucht man keine Fensterscheiben:
Man gräbt sie nur in Marmor ein!

45. Der starke Bund.

Im Julius des Jahres 1757 hatten sich zwanzig tausend Mann Reichstruppen bei Nürnberg versammelt, und wurden daselbst von dem Bischof von Bamberg und Würzburg gemustert. Einem Geistlichen des Bischofs gab der

Anblick dieser Kriegsmacht und Zurüstung ein so großes Vertrauen, daß er bei der Gelegenheit in einer Predigt seine Zuhörer mit den Worten anredete: „Der Triumpf und Sieg kann uns nicht fehlen, denn wir haben außer diesem mächtigen Heere viele heilige Ritter, den Pabst, den allerheiligsten König, das heil. römische Reich und die meisten Potentaten auf unserer Seite. Wen aber haben die Protestanten? Niemand als den König von Preußen und den lieben Gott."

46. Die Haasen bei Rosbach.

Die Schlacht bei Rosbach, eine der berühmtesten und folgenreichsten des siebenjährigen Krieges, begann mit einem lächerlichen Auftritte. Denn als die Franzosen mit dem Donner ihres Geschützes anrückten, wurden alle in der Gegend befindlichen Haasen aus ihrem Lager aufgeschreckt. Sie liefen ängstlich zwischen beiden Armeen von einem kleinen Gebüsche zum andern, und endlich suchten sie durch eine von beiden Linien durchzulaufen; aber bei der gänzlichen Unmöglichkeit schlugen sie vor- und rückwärts die possirlichsten und ängstlichsten Hacken. Da gerade eine der ersten französischen Kanonenkugeln einen Haasen zerschmetterte, so machte einer die lustige Bemerkung: „Ha, seht da! die Bataille wird gewiß gut gehen, die Franzosen schießen sich selbst einander todt." Es befanden sich auch in der That bei'm Begraben der Todten auf dem französischen Schlachtfelde todte und verwundete Haasen, und die Landleute sagten im Scherz: „Nun wird es doch,

dem Himmel sey Dank, bald wieder gut werden; denn die braven Preußen befreien uns nicht nur von den undeutschen Franzosen, sondern auch von den Haasen."

47. Selbstverleugnung.

Als auf einem Pariser Theater das Schauspiel von Jean Jac. Rousseau: „Der in sich selbst Verliebte" allgemein mißfallen hatte, ging der Verfasser gleich nach der Endigung des Stücks auf das nächste Kaffeehaus, wo er den dort in großer Anzahl versammelten Gästen diese Theaterneuigkeit mit folgenden Worten hinterbrachte: „das neue Stück ist durchgefallen — es hat keine bessere Aufnahme verdient — es hat mir selbst Langeweile gemacht — es ist von Rousseau von Genf, und dieser Rousseau bin ich."

48. Wiedervergeltung.

Als Miß Anna Pitt, die Schwester Wilhelm Pitts, von Lord Bute einen Jahrgehalt erhielt, schrieb ihr Bruder einen sehr empfindlichen Brief an sie, worinn er ihr die Annahme dieses Geldes zum Vorwurf machte. „Ich hätte nie geglaubt, daß so viel Nichtswürdigkeit in unserm Blute sey; der Name Pitt und das Wort Gnadengehalt vertragen sich nicht mit einander." — Einige Zeit darauf bot Lord Bute dem Wilhelm Pitt einen Gnadengehalt von drei tausend Pfund Sterling (18,000 Rthlr.) an, der ihn nicht ausschlug. Als seine Schwester Nachricht davon bekam, schickte sie ihm sogleich eine Abschrift von dem Briefe zu, den sie von ihm erhalten hatte.

49. Der kluge Bediente.

Der berühmte Dechant Swift war ein großer Liebhaber von Steinbutten. Einer seiner Freunde hatte ihm daher mehrmals damit ein Geschenk gemacht; der Bediente aber, der solche an Swift überbrachte, dafür nie ein Trinkgeld erhalten. Als dieser Bediente daher einst mit einem ähnlichen Auftrage an den Dechant geschickt und zu diesem in sein Studierzimmer vorgelassen worden war, ging er patzig auf Swift los, setzte die Schüssel mit der Steinbutte ungestüm vor ihn auf den Tisch, und schrie ihm mit mürrischer Miene und barschem Tone entgegen: „Mein Herr schickt Ihnen wieder eine Steinbutte.“

„Junges Bürschchen, sagte Swift, indem er heftig von seinem Sitze aufsprang, mit halb verbißenem Aerger sehr ernsthaft: „Muß man auf solche Art einen Auftrag von seiner Herrschaft ausrichten? Ich will ihm zeigen, wie man sich dabei mit Manier benehmen muß. Setz' er sich auf meinen Stuhl hin, ich will einmal seine Rolle übernehmen. Geb' er nur hübsch acht, wie ich es machen werde, und richte er sich künftig darnach.“

Der Bediente gehorchte. Swift nahm darauf die Schüssel mit der Steinbutte vom Tische, ging damit bis an die Thür, kehrte dann um, nahte sich dem Bedienten langsam, bescheiden und ehrerbietig, und indem er sich tief verneigte, sagte er mit gedämpfter Stimme: „Mein Herr läßt sich Ihnen bestens empfehlen; er hofft, daß Sie sich noch recht wohl befinden mögen und bittet, dieß kleine Geschenk von ihm gütigst anzunehmen.“

Der Bediente stand vom Stuhle auf, und erwiederte: „Sag' er seinem Herrn, ich ließe mich bestens bedanken," und indem er in die Tasche griff und eine halbe Krone herauszog, drückte er solche dem Dechant in die Hand, mit den Worten: „Und da, mein Freund, hat er auch etwas für seinen Gang."

Swift, überrascht durch diesen Einfall des Bedienten, gab ihm das Stück Geld mit den Worten zurück: „So war es nicht gemeint, aber ihm gebührt mit vollem Recht ein Trinkgeld." — Der Dechant beschenkte den Menschen mit einer Krone.

50. Die Gerichtsstube.

Rabener wohnte öfters in einem Dorfe bei Leipzig, und hatte einen freundschaftlichen Verkehr mit dem dortigen Schulzen, theils weil er ihn von Kindheit an kannte, denn Beide waren aus dem Dorfe Wachau bei Leipzig gebürtig, theils weil er nicht ungebildet und ein Freund der Lektüre war, und überdieß einen treffenden Mutterwitz besaß.

Einst saß Rabener mit diesem Schulzen in freundschaftlichem Gespräch in der Gerichtsstube, als der Gutsbesitzer mit dem Justiziarius eintrat; Beide mischten sich in das Gespräch. Rabener, der den Justiziarius nicht recht leiden mochte, brachte das Gespräch bald auf die Justiz, und erzählte, er habe einen Justiziarius gekannt, der die Themis in allen Gestalten als Leuchter, als Buchhalter, als Tabacksbüchse, als Verzierung des Schreib-

zeugs, als Bild über seinem Arbeitstisch, als Springbrunnen in seinem Garten u. s. w. — kurz überall um sich, die Göttin aber nicht in sich gehabt habe. „Sie bringen mich da auf einen Gedanken, fiel ihm der Edelmann in die Rede; die Gerichtsstube sieht gar zu schmutzig und beräuchert aus. Ich lasse jetzt mein Schloß von außen und innen neu aufputzen. Die Gerichtsstube soll auch ein besseres Ansehen bekommen. Ich will sie malen lassen: aber wie, Herr Steuerrevisor?

Rabener machte verschiedene Vorschläge, die der Edelmann sehr passend fand, nur wollte ihm die Idee zum Deckenstücke nicht ganz gefallen. „Schulze, sagte endlich Rabener, so helft mir doch aus der Noth. Wenn ihr Gerichtsherr wäret, was würdet ihr in eurer Gerichtsstube an die Decke malen lassen?“ — „Das jüngste Gericht, und den Herrn Gerichtshalter vor Gottes Throne stehend,“ versetzte der Schulze. Der Gutsbesitzer nnd Rabener lachten recht herzlich über diesen Einfall. Der Justiziarius verzog auch, der Höflichkeit wegen, sein Gesicht in ein grinzendes Lächeln, und verbiß seinen innern Grimm, aber der Schulze hat nachher seinen Witz durch tausend Chikanen, die ihm der Priester der Gerechtigkeit machte, schwer büßen müßen.

51. Hohe Meinung.

Der Tänzer Noverre mußte lange im Vorzimmer eines Ministers warten, und beklagte sich deshalb gegen ihn. „Sie sind nur Tanzmeister,“ sagte dieser. „Mein

Herr, antwortete Noverre, ich bin Meister im Tanzen wie Voltaire im Schreiben."

52. Geringe Meinung.

Der Dichter Mangenot hatte eine sehr fromme Schwester, von deren bösen Launen er viel ausstehen mußte. Sie war wider die Poesie so eingenommen, daß sie eines Tages den Sodaine, der von Zeit zu Zeit ihren Bruder besuchte, und den sie für nichts weniger als für einen Dichter hielt, auf die Seite nahm und zu ihm sagte: „Rechnen Sie es uns nur nicht an, daß der abscheuliche Mensch, mein Bruder, Verse macht; wir halten alle auf Ehre und Reputation, und er ist der Einzige, der unsrer Familie zur Schande gereicht."

53. Biblische Gespräche.

Der berühmte Mechaniker, Mathematiker und Astronom Ferguson befand sich einst in einer Postkutsche allein mit einem Reisenden, der zu der frommen Sekte gehörte und ihn bekehren wollte. Der Mann sprach von nichts als vom Durchbruch der Gnade, vom inwohnenden Geiste, wunderthätigen Geistesgaben, Inspirationen u. s. w. Er belegte jede seiner schwärmerischen und überspannten Behauptungen mit Bibelsprüchen, und rief dann immer triumphirend aus: „Was können Sie dagegen einwenden? Sind es nicht Worte der heiligen Schrift?" — Endlich verlor Ferguson die Geduld und sagte: „Auf diese Weise will ich die Gesetzmäßigkeit des Selbst-

mordes beweisen." — „Wie so?" fragte Jener mit einem gräßlichen Ausruf. „Judas ging und erhängte sich! Sind das nicht Worte der Schrift? Gehe hin und thue desgleichen! Sind das nicht Worte der Schrift?" — Der Bekehrer ward stumm wie ein Fisch, wird aber später noch immer in abgerissenen Sätzen, falsch angewandt, Beweise für seine Ansichten gesucht haben."

54. Würdigung des Gelehrten.

Als der Abbe Nollet seinen Unterricht in der Physik (Leçons de Physique) herausgeben wollte, glaubte er einem großen Herrn das Kompliment machen zu müßen, der ihm zwar nicht wohl wollte, ihm aber sehr schaden konnte. Er brachte ihm daher das erste Exemplar seines Buchs. Der Hofmann warf kaum einen flüchtigen Blick auf den Titel, gab es dem Abbe wieder, und sagte absprechend: „Les' ich solch Zeug?" — „Monseigneur, entgegnete Nollet, so werd' ich es in Ihrem Vorzimmer lassen; es könnte doch seyn, dort kämen einige Leute von Geist hin, die es läsen."

55. Ein General, wie ihn der Feind wünscht.

Als Sir Henry Clinton, englischer General im Freiheitskriege von Nordamerika, in Newyork kommandirte; bewohnte er ein einzelnes Haus am Hudsonflusse. Er verließ sich auf die vor ihm befindlichen Verschanzungen, und glaubte, daß die Schiffe ihm hinlänglich den Rücken deckten. Washington hingegen hatte durch Spione

erfahren, daß er nicht nur in General Clinton's Quartier, sondern sogar zu dessen Schlafzimmer gelangen könne, und hatte daher beschlossen, ihn aufzuheben. Es wurden einige leichte Boote und hundert und fünfzig entschlossene Matrosen ausgewählt, und Alles so vorbereitet, daß die Expedition nur den Einbruch der Nacht erwartete. Nun aber machte der Oberst Hamilton gegen Washington folgende Bemerkungen: „Daß die Unternehmung gelingen wird, unterliegt keinem Zweifel, aber haben Sie auch wohl die Folgen bedacht?" — „In wie fern?" fragte Washington. — „Je nun, versetzte Hamilton, ich glaube fast, daß wir eher verlieren als gewinnen, wenn wir den General Clinton vom Kommando der brittischen Armee entfernen. Wir kennen seine Art und Weise aufs vollkommenste, allein vielleicht kommt, wenn wir ihn aufheben, an seine Stelle ein viel geschickterer Offizier, dessen Charakter Denk- und Handlungsweise wir erst kennen lernen müßen."

Washington gestand, daß diese Rücksicht ihm entgangen sey. Er erkannte ihre Richtigkeit, dankte dem Obersten Hamilton für die Mittheilung, und gab die Expedition auf.

56. Drollige Repliken.

Als Christian der Siebente, König von Dänemark, 1768 durch Holland reiste, überreichte ihm ein Herr aus einer der angesehensten Familien des Landes einen Stammbaum, nach welchem er ein Verwandter des

Königes zu seyn behauptete. „Lieber Vetter, gab ihm der Monarch zur Antwort; ich bin incognito hier, machen Sie es eben so." — Als eben dieser Monarch, von Fontainebleau, wo er Ludwig dem Fünfzehenten einen Besuch gemacht hatte, zurückkehrend, durch Eßonne kam, umringte ihn eine Menge Volks und rief: „Es lebe der König." Da sah der Fürst zum Kutschenschlage hinaus und rief: „Lieben Kinder, er befindet sich wohl, ich hab' ihn eben gesehen."

57. Freies Schauspiel.

Der Graf von N., Kammerpräsident unter der Regierung des Kurfürsten von Baiern, Maximilian Joseph, gestattete nur denen Zutritt zu sich, die diese Vergünstigung durch ein Geschenk erkaufen wollten oder konnten. Als er, kurz vor dem Tode des Kurfürsten, gestorben war, und seine Leiche zur Schau ausgestellt wurde, fand man an vielen Orten in München einen Zettel angeschlagen, mit den Worten: „Heute läßt sich Graf N. zum erstenmale gratis sehen.

58. Weiblicher Heldensinn.

Maximiliane von Leithorst, eine natürliche Tochter des Kurfürsten Maximilian von Baiern, faßte in ihrem vierzehnten Jahre den Entschluß, einen Mann vorzustellen. Als ein Baron Leithorst ward sie irgendwo Edelknabe. Nach einigen Jahren ging sie in österreichische Kriegsdienste, und bekam durch Empfehlung ei-

ner Gräfin von Weitz die Stelle eines Kadets bei dem Franz Lothringischen Regimente. Sie wohnte allen Vorfällen des damaligen Türkenkrieges bei, that sich hervor, und hatte Hoffnung zu einer Offizierstelle. Allein bei einer Krankheit, die sie dem Feldscheer nicht entdecken wollte, kam der Oberste selbst in ihr Zelt, um sie von diesem Entschlusse abzubringen. Hier eröffnete sie ihm ihr Geschlecht, und er rieth ihr abzudanken, um nicht ein Gespött des Regiments zu werden. Sie erhielt nun den Abschied als Lieutenant mit einem lebenslänglichen Gehalt, starb aber schon 1769, in ihrem vier und vierzigsten Lebensjahre, am Brustkrebs.

59. Die beiden Dichter.

Gottsched hatte eine sehr stattliche Leibesgestalt und ragte, als Professor in Leipzig, durch seine Körpergröße über alle seine Collegen hervor. Der Hofrath Triller, sein Freund, Professor der Medicin zu Wittenberg, zeichnete sich durch ungemeine Dickleibigkeit aus. Auch Triller war von Jugend auf bis an sein Lebensende ein fruchtbarer Dichter, allein die Kraft des Genies, sammt alle den feinern Zügen eines guten Kopfes, waren seinem Geiste nicht beschieden. Einst, da Triller zur Messe nach Leipzig kam, ward er von Gottsched zu Tische gebeten. Um die übrigen Anwesenden mit seinem Freunde bekannt zu machen, sagte Gottsched, indem er an Trillers ansehnlichen Bauch schlug: „Hier sehen Sie den stärksten deutschen Dichter!“ — „Und

hier den größten!" erwiederte Triller, und wies auf Gottsched.

60. Die privilegirten Lacher.

Der Ritter Mirabeau, Schiffskapitain zu Civitavecchia, bat den Pabst Lambertini, ihm die Seegarde vorstellen zu dürfen. Die jungen Leute wurden vorgelassen, lachten aber nach dieser Ceremonie so toll, daß der betretene Chevalier alle möglichen Entschuldigungen dem heiligen Vater machen mußte. „Trösten Sie sich, antwortete ihm Benedikt der Vierzehnte, ich weiß, daß, ob ich gleich Pabst bin, so habe ich doch die Macht nicht, einem Franzosen das Lachen zu verbieten."

61. Entschuldigung.

Der Abbe Voisenon, ein kleiner, magerer Mann, sollte einst in einer Krankheit, auf Vorschrift des Arztes, eine Pinte Tisane innerhalb einer Stunde trinken. Der Arzt kömmt am folgenden Tage wieder, und fragt nach der Wirkung des gestrigen Trankes, erfährt aber, es sey durchaus keine erfolgt. „Haben Sie alles getrunken?" fragt der Aeskulap. „Nur die Hälfte!" antwortete der Kranke, worüber denn der Doktor sich heftig erzürnte. „Aber, mein Freund, erwiederte der Abbe mit sanfter, schwacher Stimme, seyn Sie doch nicht böse, wie kann ich denn eine ganze Pinte verschlucken, da ich nur einen Schoppen halte?

62. Der bescheidene Philosoph.

Eine geistreiche Dame unterhielt sich lange in einer Gesellschaft mit dem Abbe de St. Pierre über ernsthafte Gegenstände, und bei'm Abschiede gab sie ihm zu erkennen, wie viel Vergnügen sie in seiner Unterhaltung gefunden hätte. Bescheiden erwiederte der Philosoph: „Ich bin ein Instrument, worauf Sie vortrefflich gespielt haben."

63. Das Narren-Regiment.

Gegen das Ende der Regierung Ludwigs des Vierzehenten wurde ein seltsames Regiment, aus Leuten von allen Ständen, errichtet; man nannte es das Regiment der Narrenkappe (de la calotte), und um darin aufgenommen zu werden, mußte man irgend eine ausgezeichnete Sottise begangen haben. Man kann denken, daß es ihm nie an Rekruten fehlte. Eines Tages fragte der König den Grafen von Torsac, den Obristen des Regiments, ob er es nie wollte vor ihm aufmarschiren lassen? „Herzlich gern, versetzte Torsac kühn, aber wird sich auch jemand finden, der es aufmarschiren sieht?"

64. Der kluge Schuster.

Der Minister Herzberg ließ den Berliner Schuhmacher Thomas, durch Naivetät und gesunde Einfälle bekannt, rufen, um sich Stiefel anmessen zu lassen. Nachdem er so eben eine Conferenz beendete, fand er den

Thomas im Nebenzimmer, und da die Thür nur angelehnt war, muthmaßte er (was sich auch bald bestätigte), daß Thomas Alles mit angehört hatte. „Nun, fragte der Minister, was hat er sich denn dabei gedacht?“ — „Ja, entgegnete Thomas treuherzig, ich habe nun erst recht gemerkt, daß Gott die Welt regiert, denn die können's wohl schwerlich.“

65. Pabst und Gegenpabst.

Saussüre, der berühmte Naturforscher, wurde in Rom vom Pabst Ganganelli ehrenvoll empfangen, und seine liebenswürdige Tochter von ihm umarmt. Als jener Gelehrte, einige Zeit nachher, in Ferney bei Voltaire war und der päbstlichen Umarmung gedacht wurde, schloß der Dichter sie auch in seine Arme mit den Worten: „Weil du den Pabst umarmt hast, liebes Kind, so ist es billig, daß du dem Gegenpabst eine gleiche Gunst bewilligest.“

66. Schönheit und Witz.

Der berühmte Astronom de la Lande saß bei einer Mahlzeit zwischen der geistreichen Frau von Stael und der schönen Madame Recamier. „Wie groß ist mein Glück, rief er aus; ich sitze zwischen Schönheit und Witz. Die Frau von Stael war über diese Aeußerung ein wenig betroffen. Unzufrieden, daß de la Lande ihr die Schönheit, der Madame Recamier den Geist abgesprochen, wandte sie sich an die letztere, und sagte,

indem sie das Kompliment unrecht verstanden zu haben, und die Personen zu verwechseln schien: „Dieß ist das erstemal, daß man mich schön nennt!“

67. Die Wirkung.

Man sprach einst in Gegenwart des berühmten Komponisten Gretry über die Instrumente, die am meisten Wirkung machten, und im Allgemeinen über die Mittel, auf der Bühne Wirkung hervorzubringen. Es waren einige berühmte Tonkünstler zugegen, und jeder sagte seine Meinung; der eine für den Baß, der andere für die Hoboe u. s. w. „Meine Herren, hob Gretry endlich an, ich kenne etwas, das weit mehr Wirkung thut, als alles dieß.“ — Und das wäre? — „Die Wahrheit.“

68. Der Tod des Weisen.

Der berühmte Philosoph Hume sah seinem Tode mit der größten Standhaftigkeit entgegen. Zwei Tage vor demselben schrieb er einem seiner Freunde unter andern: „Wenn Sie mir antworten, so schreiben Sie mir nichts, das nicht Jedermann lesen dürfte; denn wahrscheinlich bin ich schon nicht mehr da, wenn Ihr Brief ankommt.“

69. Ein Contrakt eigener Art.

Die Engländer haben eine große Abneigung gegen anatomische Operationen. Ein armer Mensch ließ sich dennoch vor mehreren Jahren durch große Dürftigkeit bewegen, seinen Leib an einen Wundarzt zu verkaufen, dem sein gro-

ßer regelmäßig gebauter Körper gefallen hatte. Es wurde ein förmlicher rechtskräftiger Vergleich zwischen ihnen gemacht. Der Wundarzt bewilligte dem Verkäufer eine jährliche Leibrente von zehen Pfund Sterling auf liegenden Gründen versichert, wofür dieser ihm seinen Leib nach seinem Tode verschrieb, und sich verband, alle Tage lebenslang eine bestimmte Stunde unter den Arcaden in Coventgarden spazieren zu gehen; im Fall er durch Krankheit, oder sonstige Zufälle am Spaziergange gehindert wäre, so versprach er, schriftlich davon Nachricht zu geben. Dieser Vergleich wurde von beiden Seiten viele Jahre pünktlich gehalten. Endlich starb der Wundarzt, vermachte den theuer erkauften Leib einem Amtsgenossen, und der zur Zergliederung Bestimmte mußte seine tägliche Parade fortsetzen.

70. Türkische Kriegsmanier.

Ein türkischer Kaiser ließ sich auf der Karte die Provinz Flandern zeigen, der Gegenstand und Schauplatz so vieler Kriege zwischen den christlichen Mächten. „Weiter ist es nichts? sagte er mit verächtlicher Miene. Hätte ich da zu befehlen, so sollte der Zank bald ein Ende haben. Ich würde eine gehörige Anzahl Pionniere hinschicken, und den kleinen Erdwinkel in's Meer schleudern lassen."

71. Die unsichtbare Kirche.

Im Jahr 1795 wurde auf Betrieb des Admirals Moriaty in dem Kirchsprengel Brusna in Irland für die Protestanten eine Kirche erbaut. Sie ward an einem

Sonnabend fertig, und dem Geistlichen wurde der Schlüssel übergeben, mit dem Gesuch, den folgenden Tag Gottesdienst darin zu halten, wenn er Jemand fände, um denselben beizuwohnen. Zur gehörigen Zeit begab sich der Geistliche zur Stelle, fand aber zu seinem Erstaunen weder Leute, für die er predigen, noch eine Kirche, worin er predigen konnte. Die Katholiken, berichtete er, hätten sie in der Nacht niedergerissen, und alle Materialien davon hinweggeschleppt.

72. Wider das Denken.

Es war eine Zeit, da der Philosoph Mendelssohn sich aus jedem Zimmer wegbegeben mußte, wo man von Philosophie sprach, denn er fiel in Ohnmacht, wenn er dieß nicht that. Lange verbot er sich deswegen alles Denken. In diesem Zustande kam einst sein Arzt zu ihm, und fragte: „Was machen Sie denn, wenn Sie so in Ihrer Stube sind, und nicht denken dürfen?“ — „Ich gehe an's Fenster, erwiederte der Weise, und zähle die Ziegel auf meines Nachbars Dache.“

73. Die Aerzte.

Die Ungewißheit, welche die Arzneikunst begleitet, war Ursache, daß sie von König Friedrich dem Zweiten von Preußen, der selbst den Charlatan in dieser Kunst machte, sehr wenig geschätzt wurde. Gemeiniglich fragte er die Aerzte, mit denen er zum erstenmal redete, wie viele Menschen sie durch ihre Kunst getödtet hätten? Einst ant-

wortete ihm einer auf diese Frage: „Nicht so viel als Ew. Majestät, aber auch nicht mit so vielem Ruhme.“

74. Der verschiedene Geschmack.

Johnson befand sich einst bei Mistriß Thrale, und man sprach von den Eigenschaften eines guten Gedichts, und den Vorzügen eines guten Dichters. Ein gewisser Meister Grierson, welcher auch zugegen war, zählte seiner Seits alles auf, was zu einem guten Koche erfordert werde, und sagte am Ende: Eine gute Mahlzeit sey ihm lieber, als das schönste Gedicht. — „Nun, antwortete Johnson, Sie sind nicht der einzige, der so denkt; übrigens haben Sie schon einmal alle Hunde und Katzen für sich.“

75. Ein verzeihlicher Fehler.

Als der berühmte Ritter Pringle die künstlichen Präparate des Fräulein Biheron in Paris zu Gesichte bekam, wurde er von solchem Erstaunen ergriffen, daß er (ein leidenschaftlicher Dilettant in der Anatomie) vor Freuden ausrief: „Fräulein, nichts fehlt, als der Gestank!“

76. Wichtigkeit des Fastens.

Man machte dem Pabste Clemens dem Vierzehnten, als er auf die Waaren, die in seinen Staaten eingeführt wurden, einen neuen Zoll legen wollte, Gegenvorstellungen, weil er dadurch die Engländer und die Holländer sich zu Feinden machen würde. „O, versetzte

er, die verhalten sich gewiß ruhig, denn wenn sie es mit mir verderben, so heb' ich die Fasten auf.“ — Bekanntlich sind diese beiden Nationen fast die einzigen, die den Handel mit eingesalzenen Fischen treiben, welche besonders in der Fastenzeit in ungeheurer Menge verzehrt werden.

77. Achtung für Menschenwerth.

Der jüdische Kaufmann Victor Joseph in Posen war eines Tages mit einem Reisenden in seinem Comtoir in einem bedeutenden Handelsgeschäfte begriffen. Da stürzte seine Frau mit Angstgeschrei herein und rief: „Welch' ein Unglück, welcher Jammer! Die schönen neuen Pferde!“

Mann. Was ist denn mit den Pferden?

Frau. Da hab' ich sie die Wäsche nach dem Wasser fahren lassen, die Brücke ist gebrochen, und die Pferde sind ertrunken.

Mann. Ach, unser guter Kutscher!

Frau. Dem fehlt nichts.

Mann. Nun gottlob! Pferde können wir uns wieder kaufen.

78. Der Zinsrechner.

Fox hatte längst einem Baronet, welchem die Spieler den Spitznamen, Sir John Jokka gaben, eine alte Spielschuld zu bezahlen. Als ihm endlich einmal Geld zufloß, veranstaltete er eine Zusammenkunft seiner Gläubiger, um ihrer Mahnungen los zu werden. Wäh-

rend Fox die Summe hinzählte, rief Sir John nach Feder und Tinte. Fox wollte wissen warum? — „Um die Zinsen zu berechnen,“ war die Antwort. — „Aha, sagte Fox und schob das Aufgezählte plötzlich zurück, ich glaubte es wäre von einer Ehrenschuld die Rede. Ich muß Ihnen eröffnen, daß es mein Grundsatz ist, die Juden zuletzt zu bezahlen. Sie müssen also gefälligst noch ein wenig warten. Sie werden befriedigt, sobald die Reihe an meine Freunde vom Volke Israel kommt.“

79. Wofür kämpfen?

Als Napoleon noch Subalternoffizier bei der Armee war, trat ein fremder Offizier einst mit vieler Prahlerei zu ihm, mit dem Bemerken: die Franzosen schlügen sich für Geld, seine Landsleute aber für die Ehre. „Sie haben Recht, erwiederte Napoleon, ein Jeder muß kämpfen für das, was ihm fehlt.“

80. Es lebe der Kaiser.

Als Napoleon am zwanzigsten März 1815, von der Insel Elba entwichen, seinen Einzug in Paris hielt, brach der Pöbel in den gewohnten Ruf aus: Vive l'émpereur! Napoleon bemerkte gegen den ihn begleitenden Fouché: daß er keine Schnupftücher wehen sehe, was doch, wie er gehört habe, bei dem Einzuge Ludwigs des Achtzehnten der Fall gewesen sey. Fouché antwortete: „Sire, diese Leute da, die vive l'émpereur rufen, führen keine Schnupftücher!“

81. Weiblicher Freimuth.

Bei einer Unterredung des Kaisers Napoleon mit der Königin von Preußen, Louise, im Jahr 1807 zu Tilsit, befand sich auch die verstorbene Oberhofmeisterin der Königin, die Gräfin von N*. Die letztere, krank und schwach, erblaßte, und war einer Ohnmacht nahe. Napoleon, der es bemerkte, sagte zu ihr: „Setzen Sie sich doch, Madame.“ — „Ich bin es nicht gewohnt, erwiederte sie, mich in der Gegenwart meiner Königin zu setzen.“

82. Der festliche Tag.

Der Fürst Blücher von Wahlstadt besuchte, während seines Aufenthaltes in Hamburg, die Wittwe Klopstocks, theils weil selbige eine Jugendfreundin des Helden, theils und hauptsächlich, weil sie die Wittwe des heiligen Sängers war, der von Religion, Freiheit und Vaterlandsliebe so begeistert und begeisternd gesungen hatte. Nachdem beide sich gegenseitig freundlich begrüßt, und manche frohe Jugendscenen in Erinnerung gebracht hatten, wandte die Wittwe, in Gegenwart weniger anderer Personen, sich gegen einen kleinen gedeckten Tisch, auf welchem eine Flasche Wein und zwei Gläser standen. „Mein Klopstock wurde einst von dem deutschen Kaiser mit sechs Flaschen alten Tokaier beschenkt, sagte sie zu dem Fürsten: fünfe davon wurden an großen Festtagen geleert; die sechste, sagte mein Klopstock, wollen wir

aufbewahren, und nicht anders, als an einem besonders feierlichen Tage anbrechen: es müsse der feierlichste Tag unsers Lebens seyn. Mein Klopstock starb, und die Flasche blieb unberührt; aber lebte er noch, er würde mit mir sagen: der heutige ist jener feierlichste Tag! — und mit Ihnen, mein Fürst, trinke ich aus dieser Flasche zur Erinnerung Klopstocks."

Der hochbejahrte Held war tief bewegt über diesen zartsinnigen Beweis der Hochachtung, und trank zum Andenken des unsterblichen Sängers. In den Augen aller Anwesenden glänzten Thränen der Rührung.

83. Edle Selbstachtung.

Der berühmte Arzt Heim in Berlin wurde einst zu einer sehr vornehmen Dame gerufen. Gleich beim ersten Eintritte in das Krankenzimmer erklärte er, daß er nur unter drei Bedingungen der Arzt von Ihrer Hoheit seyn und werden könne, wenn er nemlich erstens nie im Vorzimmer zu warten nöthig habe (denn er wolle und müsse auch Andern helfen); zweitens: in Stiefeln erscheinen dürfe (denn das sey er einmal gewohnt); und drittens: nicht Er genannt werde, (denn das könne er nicht wohl vertragen).

84. Kluge Besonnenheit.

Im Monat May 1813 kam ein Haufe französischer Plünderer nach einem seitwärts von der Landstraße gelegenen

Dorfe in Schlesien, um die Einwohner auszuplündern. Diese waren meistens geflüchtet, nur die Beherztern waren zurückgeblieben, und unter diesen auch eine starke unternehmende Bauersmagd. Sie war allein in dem Hause, in dessen Hof die Plünderer zuerst eindrangen. Ohne zu erschrecken öffnete sie die Hausthüre, und schlug bei ihrem Anblicke die Hände über den Kopf zusammen. „Ne, schrie sie, so was hab' ich in meinem Leben noch nie gesehen! Von vorne kommen die Franzosen, und von hinten steigen die Kosaken über'n Zaun in den Garten." Kaum war das Wort Kosacken ausgesprochen, als es mit magischer Kraft auf die Franzosen wirkte, die gar nicht Willens waren, hier eine Zusammenkunft mit jenen zu halten, und ohne einen Fuß in das Haus gesetzt zu haben, verließen sie das Dorf, und ließen sich nicht weiter blicken.

85. Das gute Herz.

Ein Fuhrmann in Berlin sandte dem jetzt regierenden Könige von Preußen eine Schüssel selbstverfertigter Würste, mit einem Zettel, ungefähr des Inhalts:

„Mein König und Herr. Ich sende Ihnen etwas von meiner selbstgemachten Wurst. Es kommt aus gutem Herzen. Ich verlange keine Gnade, mein König und Herr, und bitte nur, diese Kleinigkeit gnädig aufzunehmen, und wünsche, daß sie Ihnen schmecken mögen."

Der König sandte ihm darauf zwölf Bouteillen alten Rheinwein, mit der Aeußerung: Er danke für die Würste, schicke ihm dagegen zwölf Bouteillen Rheinwein, sie kämen auch aus gutem Herzen, und er wünsche, daß sie ihm schmecken mögen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Historisches Raritäten-Kabinet

Bd.: 2

Augsburg [u.a.] (1826)

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Misc.o.9#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11712656-1